This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 3433 07493381 7

Urania
NICA

MAY 1 1903

Presented by

Mrs. Henry Draper

to the

New York Public Library

Friedrich von Raumer.

# Urania.

## Taschenbuch auf das Jahr 1848.

Neue Folge.

Zehnter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Friedrich von Raumer's.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1848.

M.S.T.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
275894
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
1908

# Inhalt.


Seite

**Sigismund.** Novelle von Therese . . . . . 1

**Die Flucht nach Amerika.** Novelle von W. Alexis . . . . . 129

**Die Schwester.** Novelle von Levin Schücking 223

**Marie Remy.** Eine Criminalgeschichte von Wilhelm Martell . . . . . 319

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
275894
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
1908

# Sigismund.

Novelle

von

Therese.

# I.

In der vollſten Mittagshitze eines ſchönen Sommertages rollte ein bequemer Reiſewagen aus einem Seitenwege voll Schatten und Einſamkeit auf die breite Landſtraße. Hinter dichtem Eichengehölz zitterte der leicht ſich aufkräuſelnde Rauch eines Meiergehöfts. Ein Kirchthurm ſchoß in weiter Ferne aus der Tiefe empor. Dazwiſchen lagerte ſich ein Städtchen mit reinlich gehaltenen Häuſern, vor denen ein Fluß luſtig vorüberrauſchte. Der Kirchhof lag ſeitwärts. Eine Brücke war über zwei Hügel geworfen. Der unſcheinbare Quell, der ſich zwiſchen ihnen durchdrängte, trieb klappernd eine rechts im Thal gelegene Mühle. Nichts glich der Ruhe, die über die Landſchaft ausgebreitet war. Der Ueberfluß, die eingebildeten Bedürfniſſe ſchienen hier fern zu ſein. Alles war einfach und heiter. Man konnte zwiſchen den wallenden Kornfeldern wandeln, vor den aufgeſtellten Crucifixen ſtehen bleiben, in Kapellen treten, auf deren Altären ewige Lampen brannten, ſelten daß ein Landmann, der ſchweigend vorüberzog, ſich nach dem Wanderer umblickte, ein Schäferhund bellte oder flachsköpfige Kinder hinter dichten Hecken neugierig hervorlugten.

Als der Reiſewagen, der wegen der ſchönen Jahreszeit aufgeſchlagen war, auf die Landſtraße bog, ſah ein freundliches Mädchen mit einnehmenden Geſichtszügen daraus nach

dem Seitenwege zurück, seufzte und sagte zu ihrem Begleiter, der ihr Bruder war: Wie viele glückliche Tage und Stunden haben wir in dieser Waldeinsamkeit verlebt und wie schwer ist es mir geworden, mich von ihr zu trennen!

Auch mir ist es nicht gleichgültig gewesen, das kleine Gut unserer verstorbenen Aeltern zu verlassen, entgegnete Wilhelm von Born, der mehre Jahre älter als seine Schwester Ida war. Ich habe dort gern einige Monate verlebt, wo ich meine Kindheit verbracht und dich theilweise erzogen habe.

Mit der Erziehung, die du mir angedeihen ließest, war es eben nicht weit her, bemerkte Ida lächelnd. Hätte ich nicht die gute, wenn auch etwas strenge Mutter gehabt, es wäre mein Lebtag nichts Ordentliches aus mir geworden.

Da sehe man die Undankbarkeit! rief Wilhelm. Warst du nicht meine Beschäftigung, mein Besitzthum, bis ich die Universität bezog? Willst du mir den Glauben nehmen, daß ich auf dich eingewirkt, dich wie ein Kind geliebt und bewacht habe?

Du bist engelsgut gegen mich gewesen, lieber Bruder, sagte Ida bewegt. Wie oft hast du mich auf dem See umhergerudert, mich den Namen der hochaufgeschossenen Wasser- und Wiesenblumen gelehrt ....

Wie oft deinen Schlummer bewacht, wenn du, von unsern Gängen müde, dich aufs Moos strecktest und ich, neben dir sitzend, die Insekten abwehrte, fiel Born ein. Alles das gilt in deinen Augen nicht für Erziehung? fragte er neckisch.

Für Liebe gilt es, entgegnete Ida lebhaft, für reine, hingebende Liebe, die ich nie genug anerkennen und erwidern kann. Gegen „die Erziehung" protestire ich jedoch. Erst nachdem du das Haus verließest, war an meinen Unterricht gedacht.

Hätte es von mir abgehangen, brummte Born, du hätteſt nichts weiter als Leſen, Schreiben und Rechnen gelernt.

Viel mehr iſt es ja ohnedies nicht geworden, bemerkte Ida.

Es iſt ſo viel geworden, eiferte Born, daß du leicht deinen künftigen Mann wirſt überſehen können.

O den . . . ſagte Ida ſchmerzlich, ſtockte und blickte auf die Landſtraße hinaus.

Haſt du gegen ihn etwas einzuwenden? fragte Born raſch.

Nein, entgegnete ſie betroffen. Gegen ihn kann ich nie etwas haben, aber die Verhältniſſe, unter denen ich mich verheirathen ſoll, wünſchte ich mir doch anders.

Subtilitäten! entgegnete Born freundlich verweiſend. Du achteſt deinen Verlobten. Er liebt dich. Der langjährige, ſchon von unſern Aeltern geführte Proceß kommt durch deine Heirath zu Ende. Du haſt die Nothwendigkeit dieſer Verbindung einſehen lernen und klagſt und ſeufzſt wie über ein Unglück.

Ich hatte auf eine Heirath aus Liebe gehofft.

Danke dem Himmel, daß du nur aus Freundſchaft, nicht aus Liebe heirathſt, entgegnete Born nicht ohne Heftigkeit. Die großen Erwartungen, die du bei deinem excentriſchen Charakter von einer Ehe aus Liebe hegen würdeſt, gingen doch nimmermehr in Erfüllung.

Der Wunſch, ſich Dem, dem man gehört, mit heißer Liebe hinzugeben, iſt nicht excentriſch, entgegnete Ida ſichtbar empfindlich über Das, was ihr Born über ihren Charakter geſagt hatte.

Haſt du nicht mich? rief er zärtlich. Kannſt du nicht auf mich rechnen, kleine Schweſter? Erinnere dich eines Ganges auf die Berge, den wir vor langen Jahren zuſammen machten, wo du, zartes Kind, Erdbeeren ſuchteſt und immer höher hinauf, zuletzt in eine ganz unwirthbare Gegend ſtiegſt. Der Himmel hatte ſich umzogen. Ehe wir's

uns verſahen, brach Regen und Sturm über uns ein. Da nahm ich dich in meine Arme und trug dich vorſichtig den glatten, von der Näſſe ſchlecht gewordenen Weg herunter. Der dicke Angſtſchweiß ſtand mir auf der Stirne und doch war ich glücklich, denn ich beſchützte dich.

Und nicht wahr, entgegnete Ida freudig, daß du mich, wie damals den ſteilen Pfad hinab, auch ferner halten wirſt? Ich bin thöricht, nach einer andern Liebe als der deinen zu verlangen.

Sie drückte ihm die Hand, ordnete die lang herunterfließenden Locken unter dem Hute, blickte auf und rief, angenehm überraſcht: Ueber das Plaudern habe ich nicht bemerkt, daß wir ſchon ganz nahe am Ziele unſerer Reiſe ſind. Wie hübſch das nette Fabrikſtädtchen zwiſchen dem Gehölz hervorſieht. Da wird es ſich ſchon ein paar Tage angenehm wohnen und die Papiere für unſern Proceß in Richtigkeit bringen laſſen.

Der Weg hatte ſich verengert. Ein blühender Jelänger-Jelieberzweig, der von einer ſchön gezogenen Hecke herunterhing, konnte von Ida erfaßt und abgebrochen werden. Indem ſie ihn zum Strauß ordnete, verlor ſich ihr Auge immer mehr in die freundlichen Anlagen des betriebſamen Städtchens. Die Sonne goß ihr hellſtes Licht bis in die tiefen Schatten der Bäume. Die Inſekten ſchwirrten. Die Käfer arbeiteten im Sande. Die Fröſche, vom Grün des Smaragds umfloſſen, hüpften in den Gräben. Welch eine liebliche Welt voll Duft und Farbe! Wie geſchwätzig das Waſſer über den lehmigen Boden floß und ſich an ihm reinigte, das Moos und die langen, bandartigen Gräſer anfeuchtete und luſtig über Kieſel, von muthwilligen Kindern hineingeworfen, ſprang.

Jetzt fuhren die Geſchwiſter in das Thor. Der Eine blickte rechts, die Andere links. Ueberall weißangeſtrichene

Häuser mit rothen Dächern, von Blumengärten umgeben, so daß das Ganze mehr einer Reihe von Landhäusern als einer Straße glich. Einige Wohnungen hatten eine, andere zwei Etagen. Hie und da sah man einen Balkon mit Blumen geziert, grün angestrichene Bänke vor den Thüren oder hübsch gezogene Lauben, die sich seitwärts an die Mauern lehnten. In einer derselben saß ein junger, etwas blasser Mann. Da er eifrig las, sah er nicht auf, als der Wagen dicht an ihm vorüberrollte, aber Born, der ihn bemerkt hatte, bog sich hastig heraus und fragte, zu Ida gewandt: Hast du den jungen, schwarzgekleideten Mann in der Laube bemerkt?

Flüchtig! entgegnete sie träumerisch, indem sie mit einiger Beklemmung an die verwickelten Umstände ihres Processes dachte.

Das ist, wenn mich nicht Alles täuscht, mein Universitätsfreund Sigismund, rief Born. Wie kommt der hieher in diese Fabrikstadt?

Ida, von der Ankunft zerstreut, antwortete nicht.

Jetzt hielt auch der Wagen vor dem ungewöhnlich elegant gebauten Gasthof stille und der Kellner fragte, mit der Serviette in der Hand, nach den Befehlen der Herrschaft.

Zwei Stuben für uns, rief Born, sprang aus dem Wagen, hob Ida heraus und eilte hinauf in die angewiesenen Zimmer. Dann ließ er sich die Speisekarte geben, bestellte das Essen und fragte nach dem Doctor Sigismund Hallig, den er im Hereinfahren bemerkt zu haben glaubte. Allein der Kellner war fremd im Städtchen, war erst seit einigen Wochen hier in Dienst getreten und konnte nicht Bescheid geben. Ungeduldig setzte sich Born zu Tische, kauete an einer harten Kalbskotelette und zu groß gewordenen Erbsen, brummte, warum in den Wirthshäusern beständig auswärtige und nie Kellner aus dem Orte seien, sprang auf,

schellte seinem Diener und sagte: Fritz, du erinnerst dich gewiß meines Universitätsfreundes Hallig. Gehe einmal die Straße herunter, denselben Weg, den wir gefahren sind. Ich habe einen jungen Mann in einer Laube sitzen sehen, der ihm merkwürdig ähnlich sieht. Erkundige dich, ob das der Doctor Hallig ist. Eile dich ein wenig, setzte er freundlich hinzu, du weißt, daß ich das Warten nicht leiden kann.

Fritz war aus der Thür hinaus und Ida bemerkte mit sanfter, liebevoller Stimme, indem sie den Salat machte: Eigentlich bist du ein verwöhntes Weltkind, lieber Wilhelm. Du kannst nicht warten, die Zimmer sind dir nicht schön, das Essen nicht gut genug ....

Weil mich das prahlerisch aussehende Gasthaus zu großen Ansprüchen berechtigt und ich es abgeschmackt finde, viel zu scheinen und wenig zu sein. Wenn ich in eine Bauernhütte trete, verlange ich keine Trüffelpasteten, aber in einem sogenannten Hotel will ich behaglich aufgenommen werden.

Rechnest du den Garten mit der weitreichenden Terrasse und den blühenden Bäumen für nichts? fragte Ida freundlich.

Die erfreut mir das Auge, nicht den Gaumen, entgegnete Born, der sich mit einem Rebhuhn zu beruhigen anfing. Da polterte es auf der Treppe. Fritz riß die Thüre auf, sprang ins Zimmer und rief ganz außer sich: Ja wohl, ja wohl, gnädiger Herr, es war der Doctor Sigismund, der in der Laube saß. Als er mich gewahr wurde, weinte er vor Freude. Er kommt mir auf dem Fuße nach, sieht aber lange nicht mehr so frisch als auf der Universität aus. Das hat er vom vielen Studieren.

Wilhelm war aufs freudigste erregt und Fritz gerieth tiefer ins Plaudern. Ja sonst, sagte er, da ritt der Herr Sigismund mit dem gnädigen Herrn spazieren. Ihre beiderseitige Gesundheit ward berücksichtigt, versteht sich, weil ich

dabei war. Jetzt wird er wol den ganzen Tag in den Büchern sitzen, sich keine Bewegung machen ...

Das wollen wir gleich sehen, sagte Born und stand ungeduldig auf, indeß Ida den Hut ergriff und sich zum Gehen ins Nebenzimmer anschickte. Während du dich mit Sigismund aussprichst, besehe ich die Terrasse, bemerkte sie, reichte ihm die Stirne zum Abschiedskusse und schlüpfte in dem Augenblicke durch ihr Zimmer in den Garten, als Born Sigismund entgegenjubelte, ihn ein über das andere Mal umarmte und sich nicht satt an ihm sehen konnte. Auch Sigismund war sehr erfreut, doch trug sein Wesen mehr den Ausdruck einer sanften Traurigkeit. Sein Gesicht, das ausgezeichnet, statt regelmäßig schön war, wurde von dem blonden Haar nachlässig eingerahmt. Es war eben ein Gelehrter, stark im Wollen, zart in der Organisation. Der reinliche, aber einfache Anzug bewies untergeordnete Verhältnisse. Die etwas zerzauste Halsbinde, ohne regelrechten Knoten, deutete eine gänzliche Abwesenheit von Gefallsucht neben träumerischen Gewohnheiten an. Der bereits abgetragene graue Hut gab der Erscheinung einen Anstrich von Kleinstädterei, der freilich mit dem eleganten Born seltsam contrastirte. Dieser hatte allerdings Sigismund auf der Universität unter seine besten Freunde gezählt, sich nach einem Jahr von ihm getrennt, ihm ein oder zweimal geschrieben, ihn dann aus dem Gesichte verloren und fand ihn jetzt, zu seinem Erstaunen, in der zufällig von ihm besuchten Fabrikstadt wieder.

Nach den ersten stürmischen Begrüßungen und nachdem ihn Born neben sich auf das Sopha gezogen hatte, sagte er: Wie geht es dir? Was machst du in dieser Stadt? Welche Plane hast du für die Zukunft?

Sigismund blickte ihn mit seinen großen Augen ernst an, seufzte und antwortete mit einer nach Fassung ringenden

Stimme: Es geht mir erträglich, lieber Born. Ich bin Oberlehrer am hiesigen Gymnasium und habe ... mein Auskommen.

Oberlehrer? fragte Born bestürzt und es war ihm, als wenn er sich verhört habe. Du Oberlehrer, du, in dem ich einen künftigen Staatsmann, einen Menschen sah, der eine wichtige Carrière zu machen hatte? Wie bist du zu diesem Wechsel gekommen? Du hattest ja Jurisprudenz studirt? Alles staunte deine Anlagen, deine tiefen Studien, deinen eisernen Fleiß an. Was hat dich zu dieser Aenderung deiner Entschlüsse bewogen?

Es entstand eine kleine Pause, in der Sigismund mit seinem grauen Hute spielte, dann antwortete er: Ich bin Lehrer in meiner Geburtsstadt geworden, weil ich gleich einen Gehalt von 250 Thaler beziehen, freie Wohnung, freies Holz bekommen konnte und ....

Ich begreife diese Philisterei nicht, unterbrach ihn Born. Ich habe dich als einen hochstehenden Jüngling gekannt, dem die Welt offen war, der seinem Vaterlande dienen, seinen Anlagen entsprechen sollte, und finde dich verändert, ja ich muß sagen, geknickt als Lehrer wieder!

Er war aufgesprungen und ging durchs Zimmer. Sigismund fuhr sich mit der Hand über die Stirne und sagte sanft: Du hast wahrscheinlich vergessen, daß ich schon als Primaner ein Verhältniß mit einem hiesigen Mädchen angeknüpft hatte, daß wir uns, so lange ich auf der Universität war, schrieben und daß ich jetzt Ernst machen und heirathen muß.

Heirathen? rief Born, indem er vor Schreck zusammenfuhr und Sigismund starr ins Auge blickte. Du willst heirathen, du mit deinen Aussichten auf Carrière, mit der Nothwendigkeit, dich auf Reisen auszubilden, bei deiner Jugend. Denn wie alt bist du, Sigismund, doch wol nicht über drei oder vierundzwanzig Jahre?

Ich bin vierundzwanzig Jahre, entgegnete Sigismund gelassen.

Du bist vierundzwanzig Jahre und willst heirathen, sagte Born, indem er sich neben Sigismund auf das Sopha zurückwarf. Das nenn' ich toll sein. Besinne dich doch auf deine Plane, auf Das, was wir hundertmal mit einander besprochen und ausgemacht haben. Paßt dazu die Ehe, ein verblühtes, vielleicht ein armes, ungebildetes Mädchen, mit dem du ein halbes Dutzend Kinder zeugen, dich in Nahrungssorgen stürzen, dich elend machen wirst. Das ist ja Wahnsinn, ist ein an dir selbst begangenes Verbrechen.

Ich habe mir das zuweilen selbst gesagt, entgegnete Sigismund mit leicht gerötheten Wangen und arbeitender Brust. Ich habe mir in stiller Stunde zugerufen: das ist nicht dein Weg. Auf dem gehst du unter. Aber was ist zu machen? Ich habe Sophien mein Wort gegeben; sie hat meinetwegen einige annehmbare Partien ausgeschlagen....

Bah, bah, bah, fiel ihm Born ärgerlich in die Rede. Das machst du mir nicht weis. Die Mädchen bilden sich sammt und sonders ein, daß sie sich für eine gangbare Waare ausgeben müssen. Aber blicke nur um dich. Wer verheirathet sich denn? Drei Viertel der Mädchen ist verdammt alte Jungfern zu werden. Es liegt an der Uebervölkerung, an dem steigenden Luxus, an unsern verkehrten Zuständen. Wenn dann ein so bejammernswerther Primaner kommt und eine rothbackige Blondine verstohlen küssen will, auch an nichts als an das unschuldige Küssen denkt, so heißt es gleich: aber Sie heirathen mich doch? Und ehe es sich der junge Mensch versieht, mischen sich die Aeltern und besonders die Mütter in die Sache und bohren sich sammt dem heirathslustigen Mädchen so tief ein, daß der Primaner nicht wieder loskann, seine Zukunft opfern und eine Braut hei-

rathen muß, die in den drei Universitätsjahren gänzlich verblüht ist und fühlen sollte, daß sie nicht mehr zu dem jugendlichen Mann paßt, sie, die sich an ihm mit ihrer Heirathsmanie und ihrem Egoismus rein versündigt.

Du schlägst die Männer zu hoch an, wandte Sigismund beruhigend ein.

Ich schlage nur dich hoch an, entgegnete Born weich geworden, dich, den talentvollen, ausgezeichneten Mann. Sollte deine Braut nicht Selbstverleugnung besitzen, um sich zu sagen: die meisten Mädchen wissen nicht einmal, was ein kurzer Liebestraum ist. Ich weiß es. Für dies mir gewordene Glück soll aber der Freund seine Freiheit und seine Zukunft nicht einbüßen. Ich will ihm dankbar in der Entsagung sein.

Du faselst, rief Siegismund heiter. Eine solche überl menschliche Ergebung ist von Niemand und am wenigsten, von einem heirathsfähigen Mädchen zu erwarten. Auch liebt mich Sophie. Die Liebe ist egoistisch. Sie würde durch eine Trennung von mir nicht herrisch getröstet, sondern unglücklich sein. Es ist möglich, daß ich mich übereilt mich zu früh gebunden habe. Ich gebe dir das zu. Nun es geschehen, muß ich die Folgen meines Schritts tragen, muß mein Wort Sophiens und der Aeltern wegen lösen.

Ich könnte weinen über dich, daß es so kommen mußte, begann Born von Neuem. Laß mich zu deiner Braut gehen. Ich will ihr so schonend als möglich auseinandersetzen, daß sie das riesenmäßige Opfer dieser Heirath nicht von dir verlangen kann, daß sie dich in deiner Entwickelung, in deinen Planen, in Allem stört, was des Mannes Ruhm und Existenz ist.

Er hatte seinen Hut ergriffen und wollte gehen. Sigismund sprang ihm nach, zog ihn ins Zimmer zurück und sagte hastig: Um Gottes willen, Born, was thust du? Mische

dich nicht in Dinge, die dich nichts angehen. Man würde mich für einen Libertin halten, wenn....

So? antwortete Born erbittert, indem er den Hut auf den Tisch und die Handschuhe daneben warf. Ist hier die Tugend mit dem Begriffe des Heirathens identificirt?

Sigismund lächelte. Dann sagte er: Sophie würde dich nicht verstehen. Im Gegensatz zu deinen, von der Freundschaft dir eingegebenen Besorgnissen, glaubt sie, daß ich sie unerläßlich zu meinem Glücke bedarf. Und was sie denkt, denken im höhern Maße die Aeltern, die Verwandten, die ganze Stadt.

Den Glauben wollte ich ihnen schon nehmen, murrte Born.

Das darfst du nicht, antwortete Sigismund mit sehr bestimmtem Ton. Kann ich, der ich mein Wort gegeben, meiner Behaglichkeit wegen ein Wesen des ihm versprochenen Glücks berauben? Darf ich einer ganzen Stadt gegenüber einmal eingegangene Verpflichtungen brechen? Wenn ich Sophie der Erbitterung preisgäbe, liefe ich nicht Gefahr, verantwortlich vor Gott, dieses gebrochenen Herzens wegen, zu werden? Man spricht in unserer Zeit von einer allgemeinen Religion, in der alle Menschen sich lieben und die Geschlechter in einander aufgehen sollen. Sie gehört mit zu den Aufgaben, die unser Jahrhundert lösen soll. Sie wird auch kommen, diese Religion der Gleichheit, obwol ich dir zugebe, daß sie im ärgsten Kampf begriffen ist. Soll jedoch ich, der ich so viel von menschlicher Liebe und Hingebung geträumt, so oft an eine Wiedergeburt des Staats und der Gesellschaft gedacht habe, meine Selbstliebe geltend machen? Ich habe mich viel mit Menschenwohl abgegeben. Noch aber ist es dunkel in mir, noch hat kein Lichtstrahl die Conturen meiner Zukunft erhellt. Ich bin wie Noah in der Arche; ich warte, bete, leide und hoffe; jedoch Sophien gegenüber darf ich nicht wortbrüchig sein.

Born ſtutzte einen Augenblick, dann ſagte er: Es iſt ein Unglück, daß Das, was die Menſchlichkeit will, oft im Widerſpruch mit Dem iſt, was die Vernunft gebietet.

Meine beſtimmte Anſicht iſt die, erwiderte Sigismund gelaſſen, daß das Individuum untergehen, das Recht aber bis aufs Aeußerſte unterſtützt werden muß.

Du biſt ein gutmüthiger Schwärmer, warf Born ſchmollend hin.

Und du ein zu eifriger Freund, entgegnete Sigismund, indem er ſeine Hand auf Born's Schulter fallen ließ. Wir Alle werden gezwungen, uns dem Allgemeinen und den Verhältniſſen unterzuordnen. Frühzeitig lernen ſollen wir, uns nicht höher als Andere zu ſchätzen. Du nennſt mich ſchwärmeriſch. Bis eine beſſere Zeit kommt, will ich wenigſtens den Egoismus, der ſo oft unter ſtolzen Namen auftritt, von mir weiſen. Habe ich doch unter den Neuerungen noch keine entdeckt, durch die die individuelle Freiheit wahrhaft geehrt, der Atheismus und der Ehrgeiz wirklich vertrieben werden. Wer hat ſich nicht mit dem Saint-Simonismus oder dem Fourierismus beſchäftigt? Und doch ſind mir dieſe Syſteme wie ſchlechte Skizzen, wie Larven vorgekommen, hinter denen das Böſe argliſtig lauert.

Während Born mit Sigismund redete, war Ida in das anſtoßende Zimmer getreten. Sie hörte, wie der Bruder ſagte: Du mußt meine Schweſter gleich heute kennen lernen. Bleib zum Thee. Ich will dich zu ihr führen. Und horchte hoch auf, als das volltönende Organ Sigismunds antwortete: Ich will Sophien Beſcheid ſagen. Es würde ſie beunruhigen, bliebe ich ohne Weiteres fort. Aber gleich hinterdrein ward ihr unheimlich, weil Born ſcherzend entgegnete: Du armer Junge biſt ſchon ſo gut als verheirathet. Für Alles mußt du Erlaubniß haben! Es war ihr, als theile ſie Sigismund's Beſchämung. Sie hätte hinzueilen, ihn den

Scherzen Born's entziehen mögen, und blieb doch unschlüssig stehen, wann und wie sie sich zeigen sollte. Da ging Sigismund. Sie hörte ihn aus der Thüre und die Treppe hinunterschreiten. Im Augenblick trat auch Born zu ihr ein, lief ein paar Mal im Zimmer herum und sagte unwillig: Kannst du den Unsinn denken, daß Sigismund Lehrer geworden ist und heirathen will?

Ida sah ihn still an und entgegnete nicht ohne leisen Spott: Da mußt du ihm Glück wünschen, denn du behauptest ja, daß die Ehe der Grundstein zum Besitzthum, die Bürgschaft für die Ruhe der Regierungen ist.

Du willst mich mit eignen Waffen schlagen, antwortete Born sanftmüthig. Laß es gut sein. Sigismund wird zurückkommen. Wir wollen ihn auf der Terrasse erwarten. Damit zog er sie hinunter in den Garten. Die untergehende Sonne glitt mit rothen Strahlen von dem Laub auf die Erde. Die Schmetterlinge flogen langsamer, die Centifolien dufteten stärker. Von der Terrasse blickte man auf den Garten, von dem Garten auf einen lieblichen Teich. In der Ferne standen Hügel, im Mittelgrunde lagen Weinfelder. Der Kellner brachte das Theegeschirr. Wie Ida geschäftig den Tisch gerückt und sich auf der Terrasse den schönsten Punkt gewählt hatte, kam Sigismund die Straße entlang. Born eilte ihm entgegen. Da ist meine Schwester, rief er fröhlich. Sigismund grüßte, indeß Ida ihn lang und tief betrachtete, von seiner Stimme angenehm berührt und von seinem Aeußern völlig wie überrascht war. Sie hatte ihn sich nicht so sicher in seinem Benehmen, nicht so liebenswürdig gedacht. Wenn Born von ihm sprach, so erwähnte er zwar mit Enthusiasmus seine Geistesgaben, setzte aber lächelnd hinzu, daß Sigismund zu naiv sei, um nicht selbst bei vorrückenden Jahren ein harmloses Kind zu bleiben. Seine blonden Haare, sagte er, sind wie in den Christus-

bildern gekämmt. Er hat etwas Ekstatisches, das über seinen Charakter den Schein des Trübsinns wirft. Thorheiten könnte er mit Ueberzeugung begehen, den eignen Vortheil für das Wohl der Andern vergessen. Wie erstaunte daher Ida, nach dieser Beschreibung, in Sigismund weniger die Elemente eines Gelehrten, als die eines feinen, nur nicht ausgebildeten Weltmannes zu finden. Zwar hatte er Sonderbarkeiten, die dem in der Studirstube Lebenden ankleben, aber neben ihnen zeigte sich Außergewöhnliches, das zu seiner Persönlichkeit paßte. Die blassen Wangen und die ernsten Augen waren phantastisch, was seinem Gesicht den Ausdruck menschlicher Schwäche und göttlicher Begabung verlieh. Fremden gegenüber konnte er eine gewisse Nichtachtung des Conventionellen zeigen. Im kleinen Kreis war wirklich seine Art poetisch, tröstend und erheiternd. Heute besonders hatte er seine gute Laune, seine kindliche Unbefangenheit mitgebracht. Ida war ihm nicht fremd. Born hatte ihm auf der Universität die ersten stylistischen Versuche eines jungen Mädchens mitgetheilt. Indem er sich dessen erinnerte, scherzte er mit ihr, die dunkelroth wurde und kam von den Reminiscenzen der Universität auf die Gegenwart, von der Theorie auf die Praxis.

Der Enthusiasmus der Akademie, auf der wir die Welt verbessern wollten und den Himmel offen sahen, ist freilich vorüber, sagte er, zu Born gewandt. Du bist eine Art Rentier und ich bin Lehrer geworden, aber deswegen ist doch Alles, wie es ist, gut, denn ich habe die Welt übersehen und mehr aus poetischem Standpunkte als aus politischem die Ueberzeugung gefaßt, daß eine große, von uns geträumte Freiheit nur durch Selbstbeherrschung möglich wäre. Soll ich nebenbei gestehen, daß ich Philosoph geworden und naturhistorische Schriften über Erdumwälzungen mir lieber als Thiers Geschichte der Revolution sind?

Du hast Unrecht, so wenig praktisch zu sein, entgegnete Horn.

Du nennst praktisch, was ich egoistisch nenne, sagte Sigismund lebhaft. Ich will nicht genießen, weil ich lehren, nicht raffiniren, weil ich nicht zerstören darf. Mein Beruf ist ein heiliger. Ich soll Kinder erziehen, die Staatsbürger werden wollen. Schon das nimmt meine ganze Thatkraft in Anspruch. Ich muß ihnen Freiheit lassen, aber der Verwilderung steuern. Ich darf nicht zugeben, daß die Civilisation, die Ueberfirnissung das Ursprüngliche zernichte. Nicht allein unterrichten will ich, ich will auch erziehen, will eine pädagogische Gewissenhaftigkeit nicht mit Pedanterie verwechseln, will endlich mit Entschlossenheit die alte Welt in eine neue verwandeln.

Bleibt bei einer so ernst genommenen Aufgabe Zeit für Sie übrig? fragte Ida, indem sie mit steigendem Interesse den jungen Mann betrachtete.

Wer würde mich nicht beneiden, entgegnete Sigismund lächelnd, wenn ich nach mühsam zurückgelegtem Tagewerk hinaus in die Natur wandere, mich unter Blütenbäumen aufs Moos lagere, die Resultate meiner Träume in die Wirklichkeit trage, die Pädagogik als etwas Großes betrachten darf?

Beweist diese enthusiastische Auffassungsweise nicht, bemerkte Ida freundlich, daß Sie für einen bessern, als den jetzigen Wirkungskreis geboren sind?

Vielleicht, sagte Sigismund düster. Vielleicht auch nicht. Sein Schicksal tragen und benutzen, ist ja auch Gewinn.

Man sah ihm an, daß er sich aus der Nothwendigkeit mit Gewalt eine tröstende Philosophie gemacht hatte. Indeß war Ida aufgestanden und einige Schritte weiter die Terrasse entlang gegangen. Sigismund folgte ihr. Als sie vor sich die reiche Landschaft, das frisch quellende Wasser

Möglich, dachte er, daß die Welt, die egoistisch ist, das nicht begreift, aber ich, der ich wahrhaft Gutes stiften möchte, ich darf doch nicht auf Lohn warten? Genüge mir das eigne Herz, die eigne Thatkraft!

Wozu diese Sehnsucht? fragte er sich nach einem tiefen Athemzug. Warum klage ich? Was wehschreit in mir in dieser stillen Stunde, daß ich mich auf die Erde stürzen und weinen möchte? Will ich die Genüsse der Materie? Und stoße ich sie von mir, warum zittere ich, als wenn ich im Fieber läge? Bin ich sokratisch, wie Born mich diesen Abend nannte. Eigentlich glaube ich Dichter zu sein, dachte er still, aber mit einem solchen Schmerzensausdruck im Gesicht, daß, hätte ihn Ida in diesem Augenblick gesehen, sie Thränen des Mitgefühls über ihn geweint hätte. Ich wäre Dichter, setzte er kopfschüttelnd hinzu, und habe doch nie Verse gemacht? Aber freilich, wenn die Vertreter der Poesie weniger lukullisch, gleichgültiger gegen die Welt, ernster in der Anschauung, eifriger für die Arbeit sind, dann bin ich einer. Japhet's Reich ist zerstört. Wie sie herrschen die weltlichen Kinder, ihn, der nicht ihrer Meinung ist, verspotten, ihn für gefährlich halten, weil er den Staub nichtiger Vorurtheile aufrüttelt, ihn Demagog schelten, ihm die Fackel der Ueberzeugung aus den Händen reißen, ihn in Ketten schlagen!....

Sigismund hielt inne, riß sich den Oberrock auf, fuhr mit der Hand über die Augen und seufzte: Ich glaube, daß ich nie glücklich werden soll. Nicht daß ich mir die Welt zuschneiden möchte, aber weil ich einsehe, daß sie sich zu weit von göttlichen Absichten entfernt hat. Ich habe eine nie zu befriedigende Sehnsucht. Bei Künstlern wirft sie sich aufs Aeußere. Bei mir, der ich eine poetische Natur zu haben mir einbilde, erstreckt sie sich weiter. Ich möchte in die Tiefen des Ideals hinabsteigen, klar sehen, bin so ein

Mittelding zwiſchen Schwärmer und Philoſoph. Das macht mich traurig. Wenn ich die Augen aufſchlage und dieſe ewig ſchöne, ewig junge Natur anblicke, fühle ich mich von himmliſcher Begeiſterung umfloſſen, dann genügt mir die Erde, das Geſchöpf, das, was wir Beſitz nennen. Und dann bin ich doch wieder weitſichtig genug, meine Thorheit einzuſehen, die mich umgeben, mit verdammenswerther Schärfe zu beurtheilen, verdrehte Gemüther in correcte Hüllen und hohle Gedanken in goldenen Worten zu erkennen. Die Vorurtheile entreißen mir Schmerzenslaute. Die Falſchheit brennt ſich mir mit glühendem Eiſen ein. Ich bin zernichtet... O Zukunft, Glauben, ſokratiſches Ideal, chriſtliche Verſprechung, Ihr ſeid kühlende Luftzüge, tröſtet auch mich...

Er trat haſtig aus der Laube, ging ein paar Mal im Garten auf und ab, klopfte der traurig blökenden Ziege auf den Hals, ſah hinüber auf das älterliche Haus, das von Fremden bewohnt war, und rief ſich ſeine Kindheit, die ſterbende Mutter, den kranken Vater zurück. Nun ſchlief auch er unter einem Lindenbaume den Schlaf des Gerechten, neben der, die er einzig geliebt hatte. Sigismund war allein, arm, aber begabt zurückgeblieben. Ich ſterbe zu früh für dich, hatte ihm die liebevolle Mutter geſagt. Wie wahr klang Sigismund heute dies Wort, wie ahnte er, daß ſo Vieles anders, beglückender, beſſer geweſen wäre, hätte die Gute gelebt! Wie heiß war die Sehnſucht nach ihr, die ihm nie erſetzt werden konnte, die ihm gezeigt hatte, was unerſchöpfliche, unbedingte, unzerſtörbare Liebe vermag. Lange noch flackerte Sigismund's Licht hinter den Fenſtern des Schulgebäudes an jenem Abend. Und wie er verſunken, das Geſchick gefragt und keine Antwort erhalten hatte, ſo ſtand auch Ida ſpät auf dem Balkon, blickte hinaus in die dämmernde Landſchaft, dachte an ihren Verlobten, an den

Proceß, dem sie geopfert werden sollte, und verhehlte es sich nicht, daß ihre Aufgabe schwer zu erfüllen sei. Aber sie hatte, angeregt durch das, was der Freund ihres Bruders gesagt, auch gefühlt, daß es sich mehr um das Sein, als um das Thun handele. Sie wies die verführerische Phantasie, diese fürchterliche Fee, von sich; sie wollte nicht durch Träume gelähmt, sondern thätig sein. Hatte sie doch ein unerschöpfliches Bedürfniß, aus fremder Zufriedenheit die eigene zu bauen! Hier und dorthin blickte sie, besonders auf Sigismund, auf dies in der Fabrikstadt eingefriedigte Leben und fühlte, zart organisirt, schnell heraus, daß er entbehren und leiden müsse. Und wie sie das nachempfand, war auch das Interesse für ihn begründet, hätte sie gern gleich viel für ihn gethan. Sie seufzte über Sigismunds Idylle, über die allzubescheidene Stellung, in die er sich eingesponnen, über die bald zu feiernde Hochzeit.

Daß die Gelehrten in Deutschland mit dem Amte auch gleich eine Frau haben müssen, sagte sie ihrem Bruder beim Frühstück, als dieser von Sigismund zu reden anfing.

Das kommt daher, antwortete Born, weil die Deutschen immer die dupes ihrer Gutmüthigkeit sind. Ich sage dupe, weil ich kein Wort für diesen Ausdruck in unserer Sprache finde. Die Franzosen sind gescheiter. Die heirathen nur, wenn ein Mädchen ein Capital, irgend eine Geldselbständigkeit mitbringt. Aber so ein Deutscher stürzt sich in Sorge und Noth, verheirathet sich ins Blaue, jung, ohne Ueberlegung, es ist zum Rasendwerden... dabei fällt mir ein, daß ich doch Sigismund bitten will, mich zu seiner Braut zu führen....

Aber als dieser im Laufe des Tages vorsprach, wies er Born unter dem Vorwande zurück, es sei im Amtmannshause große Wäsche und Sophie dabei so betheiligt, daß an Besuchannehmen in den ersten Tagen nicht zu denken sei.

Dann brach er ab und als Born nach einigen Tagen auf einem Spaziergange nochmals darauf zurückkam, sagte er kurz: Ich glaube, daß du mich lieb hast. Thu mir die Gefälligkeit und dringe mit dieser Bekanntschaft nicht in mich. Es ist eine Laune, eine Eigenheit, aber ich wünsche, daß du Sophien jetzt nicht kennen lernst.

Born schwieg betroffen. Sieht es so aus, dachte er theilnehmend. Wie sollte ich den Armen kränken, je ihn wieder an seine Uebereilung erinnern wollen! Doch theilte er Ida diese Erfahrung mit und diese bemühte sich, tief ergriffen, Sigismund von ihrer Seite die Last leicht und die Stunden, die er mit ihnen verlebte, heiter zu machen. Es wurde viel diskutirt. Einmal sprach Sigismund über den Unterschied des männlichen und des weiblichen Geschlechts und beschwerte sich, daß die Frauen in der Gesellschaft und von den Gesetzen so stiefmütterlich behandelt würden.

Nichts hat den Schöpfer veranlassen können, sagte er, die eine Hälfte der Menschheit zu beglücken, ihr Freiheit und Kraft und der andern Knechtschaft und Schwäche zu geben. Ich will wol eine Verschiedenheit in den Geschlechtern, aber nicht das Befehlen und das Dienen eingeführt sehen.

Und als Ida ihn dankbar und ermuthigt ansah, fuhr er fort, seine rein menschlichen Ansichten zu entwickeln. Man sagt so gemeinhin, bemerkte er, daß die Frauen aus einem andern Thon als wir geknetet sind. Gesetzt, dies wäre der Fall, so ist der Geist Gottes, aus dem die gesammte Menschheit fließt, doch ein und derselbe. Welche Verirrung, daß die Männer meinen, die Frauen hätten weniger hervorragende Gaben als sie! Ist nicht der weibliche Verstand liebenswürdiger, ihre Tugend und Beharrlichkeit größer, ihre so oft angefeindete Eitelkeit geringer als die unsere? Treiben diese Keime weniger kräftig als die männlichen, ist

das Gottes oder unſere Schuld? Wir pflegen ſie nicht, wir zertreten ſie muthwillig ...

Nun, nun, ſagte Born, ereifere dich nur nicht.

Ich kann es nun einmal nicht leiden, daß der Mann ſich zum Herrſcher der Welt aufwirft, erwiderte er. Als wenn nicht aus dem weiblichen Geſchlecht ebenſo viel Größe als aus dem männlichen aufgeſtiegen wäre! Der Natur Misgriffe aufbürden, blos um unſer egoiſtiſches Syſtem retten zu wollen, wäre Sünde, Sünde, einer Eliſabeth, Maria Thereſia, Katharina II. nicht Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

Da Sie von dieſen glänzenden Geſtirnen reden, ſagte Ida, ſo fällt mir Katharinens Briefwechſel mit Voltaire ein. Sie bleibt in ihm weiblich und ſelbſtvergeſſen, indeß er, der Philoſoph, klein wird, ſich in ſeinem theuern Selbſt als erſte Perſon zeigt und von ihr, der Weltüberwinderin, verlangt, ſie ſolle Conſtantinopel blos deswegen erobern, damit er, dem es zu kalt in Petersburg iſt, ihr im Strahl orientaliſcher Sonne die Füße küſſen könne.

Iſt dies auch ein Scherz, entgegnete Sigismund, ſo iſt er doch bezeichnend genug. Voltaire mit Katharina abgewogen, müßte jedenfalls ſinken, denn indeß ſie ein Geſetzbuch für ihr Volk entwarf, die Peſt vertrieb, die Inoculation der Blattern einführte, muthete ihr Voltaire zu, einen Uhrenhandel mit China zu Stande zu bringen, um ſeine Uhrmacher zu bevortheilen. Voltaire ſtieg vom Parnaß zur Börſe herab. Was das für ein betrübender Sprung war!

Sigismund, fing Born wieder an, du wirſt mit deinen Lobpreiſungen das freigeiſteriſche Köpfchen meiner Schweſter völlig verrücken.

Mit nichten, entgegnete Ida raſch. Die Zeiten ſind vorüber, wo man uns überreden konnte, der Zuſtand der Abhängigkeit ſei behaglicher als der der Verantwortung.

Warum ſollen wir nicht mit Ich ſprechen? Warum keine Perſon ſein?

Man gebe den Frauen nachhaltige Beſchäftigungen, fügte Sigismund hinzu, und ſie werden die äußern Vorzüge mit weniger Wichtigkeit als viele unſerer Narziſſe behandeln, die ſich mit Selbſtliebe im Spiegel betrachten.

Solche und ähnliche Geſpräche, weit ausgeführt, machten einen tiefen Eindruck auf Ida. Sie ließ in ihren einſamen Stunden die Momente vorübergleiten, wo Sigismund ihr erſchienen war, und immer kam er ihr wie ein Stern vor, der am Horizont ihres Lebens zum innerſten Glück auftauchte. Es wäre thöricht zu behaupten, daß ich ihn liebe, ſagte ſie ſich einmal, als er mit Born von der Terraſſe in die Wieſen und Felder ging und ſie einſam daheim blieb. Aber gewiß iſt, daß er mir ein ergänzendes Gemüth, ein Heiligenbild im Tabernakel meines Innern iſt. Wenn er nur glücklich, ſo recht innerlich zufrieden wäre.

Das war Sigismund nicht. In ſeinen tiefen Melancholien konnte er aufblicken und, zu Ida gewandt, ſagen, daß er wie ein einſamer Vogel auf dem Dache ſei, und zuweilen ſetzte er mit einer ſie zerſchmetternden Traurigkeit hinzu: Ich habe nach Dem geſtrebt, was mir recht, gut und billig erſchien, und nun es erreicht, iſt mir beklommen, todtenähnlich. Warum hat ſich meiner eine Erſchlaffung bemächtigt, die mich niederwirft? Was will ich? Was darf ich anders wollen, als dieſen kleinen Kreis, in dem ich Aufgaben, Lebenszwecke finde?

Da blitzte es plötzlich in ihr auf, daß ſie Sigismund wol aus dieſer ihn niederdrückenden Sphäre reißen, für ihn wirken und handeln möchte. Zuerſt kam ihr der gaukelnde Gedanke wie ein Unrecht, ſchattenhaft vor. Sie wies ihn von ſich. Alles, was hinter dem Schleier des Herzens verborgen lag, Scheu, an fremdes Schickſal zu greifen, jung-

fräuliches Zagen, Unentſchloſſenheit, es tauchte auf, durchſchauerte ſie. Und wiederum kamen ihr Geſpräche mit Sigismund, ſeine traurigen Mienen und Geberden, ſein reines Wollen, ſeine demüthige Ergebung und ſchmiegten ſich mit warmem Hauch um ihre Seele. Sie verſank in Zuſtände, in denen ſich das Empfindungsvermögen nach Innen kehrt, die Zeiten ſtille ſtehen, der Raum verflogen zu ſein ſcheint, und dann fuhr ſie empor, ſchlug die Hände ineinander und ſagte athemlos: Das hält er auf ſein Leben nicht aus, Lehrer am hieſigen Gymnaſium, in dieſer kleinen Stadt zu ſein.

Indeß hatten die Proceßangelegenheiten, die Unterſchriften und Legaliſationen ihren Fortgang gehabt. Die Sache war erledigt. Born ſollte die Stadt, Geſchäfte halber, einige Tage früher verlaſſen. Ida wollte ihm auf Umwegen in die Reſidenz folgen. Als Sigismund das hörte, ward er beſtürzt. Er hatte gedacht, der jetzige Zuſtand müſſe immer, ewig dauern, das Ende deſſelben ſchien ihm unmöglich zu ſein.

Wie du mich erſchreckt haſt, ſagte er zu Born, der mit der Reiſemütze in ſein Zimmer trat.

Ich ſage dir Lebewohl, erwiderte dieſer nicht ohne innere Bewegung. Ich wollte, ich könnte dir auch ein fröhliches Wiederſehn zurufen, aber unſere Verhältniſſe trennen uns. Du biſt im Amt, bald verheirathet....

Sigismund lächelte wehmüthig, ermannte ſich und ſagte: Ich habe ein heiteres Herz, einen offenen Sinn, finde mich in jede Lage, ſtrebe hinauf, nicht hinaus... es wird ſchon Alles gut werden. Bleib mir treu, ſchreibe mir zuweilen...

Er ſtockte, von Wehmuth überwunden. Born bemerkte das nicht, ſondern bat: Beſuche Ida, ſo lange ſie noch hier iſt. Sie wird einſam ohne mich ſein. Leiſte ihr Geſellſchaft. Dann umhalſte er ihn, ſah ſich raſch in den Räumen um,

blickte zum Fenster hinaus und wie der Wagen vorfuhr, sprang er hinein und war verschwunden.

„Ida wird einsam sein", das Wort stieg auf und ab in Sigismund's Seele. Er eilte zu ihr. Es war Abend. Sie saß auf der Terrasse vor einem Tische mit Büchern, Zeichenapparaten und Näharbeit. Das sind meine Provisionen für die paar Tage Einsamkeit, sagte sie, als Sigismund zu blättern anfing.

Sie sind glücklich, Freude an Beschäftigung zu haben, bemerkte er zerstreut, indem er über das Buch ihr ins Antlitz sah.

Geringe Vortheile einer sogenannten, angenehmen Existenz voll Windstille, entgegnete sie leise. Aber keine Freuden. Mein Leben ist leer ...

Leer? fragte er rasch. Haben Sie nicht eine freie volle Zukunft?

Sie sah ihn mit Thränen und Blitzen im Auge an. Das Bild ihres Verlobten stand nüchtern und entzaubert vor ihr. Doch bezwang sie sich, scheuchte das Andenken, athmete tief auf und rief: Ich bin heute gar nicht mittheilsam. Ich plaudere verstimmt. Die Kehle ist mir wie zusammengeschnürt!

Was hat man Ihnen gethan? fragte Sigismund redlich besorgt.

Gethan hat man mir nichts, wehe thut mir aber Vieles.

Was? fragte er sorglich.

Sie schwieg und arbeitete fort. Da schlug es acht Uhr. Sigismund stand auf. Sie gehen? fragte sie sanft.

Ich muß ins Amthaus. Sophie wartet auf mich, antwortete er einsylbig.

Wie lange bleiben Sie da?

Eine halbe Stunde.

Und dann?

Dann geht die Familie ſchlafen und ich bin frei.

So kommen Sie wieder?

Er ſah ſie zögernd an. Das wird zu ſpät ſein. Vor neun Uhr bin ich ohnedies nicht wieder hier, da müſſen auch Sie ruhen, ſagte er zögernd.

Warum nicht gar, rief Ida lachend. In der Reſidenz gehe ich nie vor Mitternacht ſchlafen. Kommen Sie hübſch. Ich erwarte Sie auf der Terraſſe.

Als Sigismund von ſeiner Braut zurückkehrte, wehte ein lauer Südwind. Der Mondſtrahl brach ſich in Silberflittern auf dem Teiche, die Baumblüten ſchloſſen ſich, der Erdboden dünſtete einen leichten Nebel aus, die fernſtehenden Eichen blieben in majeſtätiſches Dunkel gehüllt. Seitwärts erſchienen zitternde Birkenbüſche wie wandelnde Geiſter oder nackte Baumſtämme griffen energiſch in die Lüfte hinein. Ida empfand jene ſanfte Ruhe, die der Aufregung, jene Apathie, die dem Fieber folgt. Sie war wieder aus dem phantaſtiſchen Drama der Träume in das beruhigte Daſein der idyllenartigen Spaziergänge gekommen. Wie Sigismnnd auf ſie zutrat, hatte ſie ſich auf das Gemäuer der Terraſſe geſetzt.

Soll ich Ihnen, da es noch leidlich hell iſt, vorleſen? fragte er.

Sie ſchüttelte mit dem Kopfe.

So will ich Ihnen ein Gedicht ſagen, das mir eben jetzt einfällt, entgegnete er freundlich.

Während er ſprach, war die Dämmerung herniedergeſunken. Es war ein Abend ſo lau, daß die trüben Gedanken wichen, Ida ohne Bitterkeit an die Zukunft dachte und nur Sigismund's Schickſal ſie leiſe und ſanft bewegte. Ob ich ihm ſage, daß auch ich ſo gut wie verlobt bin? fragte ſie ſich und ſah ihn mit theilnehmenden Augen an. Aber Sigismund ſchien in einer Stimmung zu ſein, die ſo aus-

ſchließender Art war, daß die Mittheilung von Ida's geheim gehaltener Verlobung, von Geld- und Proceßangelegenheiten begleitet, ſehr proſaiſch dazwiſchengeklungen hätte. Er ſprach von ſeiner Kindheit, ſeiner Mutter, von den Sorgen, die ihn auf die Univerſität begleitet, von den Anſtrengungen, mit denen er ſeine Studien vollendet, von ſo Manchem, was in ſeinem Innern gährte. Unter andern ſagte er ihr: Ich habe Tage, wo der Geiſt in mir in gewaltigem Zwieſpalt lebt. Dann leide ich, weil ich mich ernſtlich frage, ob dieſes, mein Schickſal, nicht eine Ironie, eine Art gelehrter und infernaliſcher Combination iſt? Und dann habe ich wieder Epochen, wo Alles in Poeſie und Hingebung, Fähigkeit zu lieben und zu bewundern iſt. Dieſe Stimmung iſt ſo beglückend, ſo ganz einzig, daß ich ſie mit einem berauſchenden, vom Himmel herniederſinkenden Duft vergleichen möchte. Und wiederum kommt eine Stimmung, wo ich hinausgehe, meine Gedanken in das Unerreichbare ſäe, mich am Glanze der Sonne verblende, an die Unendlichkeit beim Anblicke des weiten Horizonts glaube, dann an ihr zweifle, wenn ich die Algebra der Sterne ſtudire und mich für das poſitive Leben zu bilden ſuche, das doch ach, nicht für mich geſchaffen ſcheint. Wie fühle ich, daß es nichts mit mir iſt, daß meine hochfliegenden Träume mich auf Abwege führen, daß ich mich kaſteien, dieſen Hochmuth in mir zerſchlagen muß!

Haben Sie keine Plane für eine reicher ausgeſtattete Zukunft? fragte Ida ängſtlich beſorgt.

Keine, erwiderte er ſanft. Ich habe weder Protectionen, noch Freiheit. Ich habe nur die Aufgabe, das, was mir geworden, zu benutzen und zu verarbeiten.

Sie ſind zu paſſiv, wandte Ida ein.

Halten Sie mir meine heutige Stimmung zu gute, ſagte er, heiter geworden. Der leichtgeröthete Abendhimmel

über uns, die heraufziehenden, matt wie sterbende Augen flimmernden Sterne, das Rauschen des Wassers und der Bäume lassen mich heidnisch, fatalistisch empfinden. Ich fühle mich glücklich und doch traurig, denn ich habe Sie kennen gelernt und soll Sie verlieren.

Als Sigismund gegen elf Uhr von Ida Abschied nahm, sie in ihr Zimmer zurückgekehrt war, der Mond durch eine künstlich angebrachte Scheibe Amethysten und Rubinen auf den Boden säete, betete sie: Guter Gott, breite deine schützenden Flügel über Sigismund aus. Du hast ihn groß und gut gemacht, denn du hast ihn bestimmt, seinen Nächsten nützlich und tröstend zu sein. Hilf mir, sein Schicksal sanfter wenden. Sie zündete Licht an, rückte sich Papier und Feder zurecht, ging ein paar Mal im Zimmer herum, schöpfte tief Athem, Athem aus der innersten Brusthöhle und setzte sich — zum Schreiben.

Thu ich wirklich Recht? fragte sie, als sie das Datum oben am Anfange des Briefs gesetzt hatte, und hielt im Schreiben inne.

Ihre Stimmung in den letzten Tagen war sehr wechselnd gewesen. Bald war sie heiter und gefaßt, bald qualvoll zernagend. Immer drängte sich ihr Sigismund's Schicksal, diese untergeordnete Stellung, diese unpassende Heirath, all' die Sorgen und Mühen einer verfehlten Existenz auf. Wenn sie sich dazwischen dachte, daß es damit anders und besser werden könne, sie Mittel in Händen habe, dies Schicksal zu ändern, wenn sie sich Sigismund als Staatsdiener in einer Carrière, glücklich in seinem Wirkungskreise, immerhin mit Sophien verheirathet, aber freier dachte, dann kam ihr auf einmal das Leben durchstrahlt und verklärt, zu einer Lichtatmosphäre emporgehoben vor, die sich zu dem bisherigen Zustande wie der glühende Süden zum mattumflorten Norden verhielt, dann flutete es ihr im Herzen

mit einer Beglückung, daß sie, vom Schwindel ergriffen, sich wie in Flammen fühlte. Auch schien ihr ein Eingriff in sein herbes Geschick völlig erlaubt, sobald sie sich ihn frei dachte. Ihn sich gebunden vorstellend, ward der Gedanke an Sophie, an deren Aeltern, an die Vorwürfe, die eine Aenderung hier nach sich ziehen konnte, wahrhaft zur Qual. Doch überwand sie sich, sagte so laut, daß sie vor dem Schall ihrer Stimme erschrak: Nein, ich will nicht zögern. Es darf und soll nicht sein, daß Sigismund untergeht, griff zur Feder und schrieb entschlossen an ihren Verlobten, den Herrn von Rhode, folgenden Brief:

„Mein Bruder hat mich gestern, nach einem gemeinschaftlichen Aufenthalte in hiesiger Stadt, verlassen und ich folge ihm, sobald ich von Ihnen, lieber Vetter, eine Antwort erhalte, etwa in drei bis vier Tagen nach. Die Geschäfte sind beendet. Was sie Erfreuliches oder Nichterfreuliches als Endresultat abgegeben haben, wird Ihnen Wilhelm aus der Residenz melden. Sie wissen, daß ich in dergleichen Dingen eben nicht praktisch bin. Schelten Sie, daß mir das Geld so unwichtig vorkommt. Erziehen und belehren Sie mich; ich will mir das gern gefallen lassen. Sehe ich doch ein, daß der Besitz ein großes Mittel zum Glücke, vielleicht das wirksamste ist. Wie hemmend ist der Mangel! Ich habe das wieder in der letzten Zeit auf unserm Gute und selbst hier in der Stadt kennen gelernt. Wir leben unter Menschen, die die Armuth heimsucht. Der Himmel hat uns einige Wohlhabenheit verliehen und doch können wir wenig für unsere Nächsten thun, eben weil Geld aufhäufen leichter, als es richtig verwenden ist. Unser Pfarrer fiel mir durch seinen schlechten Anzug auf. Ich erfuhr, daß er nicht vier Groschen ohne Nothwendigkeit, aber mit Verstand und Bedacht Alles, was er besitzt, ausgäbe. Einer seiner Untergebenen nannte ihn geizig. Wie beneidens-

werth mir dieſer Geiſt war! Das iſt mir ja immer als das traurige Zeichen unſers Jahrhunderts vorgekommen, daß uns die eiſerne Gewöhnung ſo weit hinreißen kann, hundert Thaler in einem Tage und nicht zehn Groſchen für einen Armen auszugeben. Wäre ich unſer Pfarrer, ich würde auch dahin ſtreben, ſo wie er zu wirken, damit ich nicht von den eingebildeten Bedürfniſſen zu ſehr beherrſcht würde. Freilich kann der gezogene Kreis dadurch zu eng und geiſtige Wünſche können erſtickt werden, aber wird er, im Gegenſatz, zu ſehr erweitert, welches Heer von conventionellen Dingen, die über uns herfallen und uns zu ihrem Sklaven machen!

„Verzeihen Sie dieſen Umſchweif. Eigentlich wollte ich Ihnen von etwas Anderm, von einem Univerſitätsfreunde meines Bruders, von dem Doctor Hallig reden. Wir haben ihn hier als Lehrer in einer ſehr untergeordneten Stellung am Gymnaſium gefunden und wünſchen ihm eine andere, ſeinen eminenten Geiſtesgaben entſprechendere Stellung. Er hat anfangs Jurisprudenz ſtudirt und machte ſchon auf der Univerſität einiger geiſtreichen Diſſertationen wegen, die ich beifüge, großes Aufſehen. Um ſo betrübender iſt es, ſich denken zu müſſen, daß ſeine Anlagen verdorren und ein Geiſt verloren gehen könnte, der zu etwas Anderem im Staat als zur Pädagogik geſchaffen war. Er muß durchaus in einen Wirkungskreis gebracht werden, wo er ſich an geiſtreiche Männer anlehnen, durch Umgang und Austauſch gewinnen kann. Helfen Sie mir dieſen Wunſch ausführen, benutzen Sie Ihre günſtige Lage, Ihre einflußreichen Verbindungen, um dem Doctor Hallig eine Anſtellung vielleicht im Miniſterium, gleichviel in welcher Branche, zu verſchaffen. Wenn ich mir ausmale, daß wir dieſem gedrückten Gemüthe die ſchon etwas verloren gegangene Energie wiedereinflößen, ihn für große Zwecke gewinnen könnten, dann fühle ich an

meiner lebhaften Freude, daß ich auch mit ein Theil unseres Vaterlandes bin. Schreiben Sie mir bald. Das Leben, das ich führe, ist wundersam einsam; es behagt mir aber sehr. Ist doch das Dasein ein Drama, das verschiedenartig, wechselnd, unterhaltend und doch zweifelhaft ist. Ich denke auch an die Zukunft. Möchte sie uns Beiden segenreich sein. Ida."

Ida glaubte, indem sie sich an Herrn von Rhode wandte, nur eine einfache Pflicht erfüllt zu haben. Noch nährte sie sich von Täuschungen, noch sprach sie von bloßer Achtung. Und doch hatte die Energie ihres Gemüths, die Hoffnung, die sie für Sigismund erfüllt sehen wollte, Fähigkeit zur Liebe, tiefes Verständniß, der Ehrgeiz des Herzens, der Heroismus versteckter Leidenschaft sie einzig zu diesem ungewöhnlichen, folgenreichen Schritte getrieben. Als sie den Brief gesiegelt hatte, legte sie ihn vor sich hin, lehnte sich sinnend im Lehnstuhl zurück, träumte sich an die Pforte des Paradieses, lautlos, anbetungsdurstig, horchte, und als die Klänge sehnsuchtsvoller Melodien ihr Ohr berauschten, sie sich eine wundersam süße Gemeinschaft mit Sigismund ausmalte, umgaben sie goldene Wolken und trugen sie einer großen Verheißung entgegen. Konnte sich nicht Sigismund's Schicksal wenden, gab es nicht überraschende, heilbringende Fügungen? Sie erwartete die Antwort des Herrn von Rhode mit einer Ungeduld, über die sie hätte lächeln und weinen mögen. War Sigismund in der Zwischenzeit bei ihr, so redete sie von Vielem wie zwischen Wachen und Traum, mit so überfliegendem Geiste, daß er sie zuweilen ganz verwundert ansah und nicht wußte, was für hüpfende Flammen aus Ida's Augen sprühten. Das waren einzig schöne Stunden. Sigismund hatte nicht die Gewohnheit der kleinen Aufmerksamkeiten, aber so auf dem Höhepunkte dieses Beisammenseins kamen sie ihm ganz unwillkürlich.

Er schickte Ida Blumen und Bücher, wenn er nicht selbst kommen konnte, und Abends, wenn er sich bei Sophien beurlaubt hatte, sprang er flügelschnell, um Ida irgend eine heimliche Freude zu bereiten. So vergingen drei Tage. Am vierten, als der Thee auf der Terrasse bereit stand und Sigismund mit raschen Schritten die Stufen heraufkam, trat ihm Ida mit leuchtendem Gesichte, einen Brief in der Hand, entgegen.

Haben Sie Nachricht von Ihrem Bruder? fragte er beklemmt, indem er sich auf einen Stuhl setzte.

Nein, sagte sie mit stockender Stimme, es ist ein Brief, der Sie angeht, der Ihnen weite Aussichten, eine vortheilhafte Laufbahn eröffnet.

Mir? rief er rasch aufblickend.

Ich habe mich, sagte sie, sich selbst beherrschend, Ihretwegen an einen Vetter von mir, der im Ministerium dient, gewandt, ihm auseinandergesetzt, daß die Stelle eines Lehrers für Sie zu gering wäre. Sie sind zu etwas Höherem geboren. Als Beweis habe ich die Dissertationen, die Sie auf der Akademie schrieben, beigefügt. Sie sind von so schlagender Wirkung gewesen, daß Herr von Rhode Ihnen Anträge macht. Wenn Sie sich persönlich zeigen wollen, so wird Ihnen bald eine ausgezeichnete Stellung werden. Sie stockte, weil Sigismund leichenblaß vor ihr sitzen blieb.

Der Staat hat Diener wie Sie nöthig, brachte sie nach einer Pause heraus. Sigismund antwortete nicht.

Die Carrière ist etwas, was man nicht versäumen darf, fügte sie freundlich ermuthigend und doch traurig hinzu, daß er so starr war. Dabei reichte sie ihm den Brief hin. Sigismund nahm, durchflog das Blatt, zitterte, faßte sich, ergriff Ida's Hand und sagte überwältigt: Ich danke Ihnen für Ihre himmlische Güte, für Ihre Theilnahme an meinem Schicksal, für Alles, Alles, was mir an Glück und Beruhi-

gung durch Sie geworden ist. Warum darf ich diesen Antrag nicht annehmen? Aber ich kann durchaus nicht. Ich bin verlobt, in acht Tagen bin ich verheirathet...

Als er das sagte, war es Ida, als habe sie mit dem Leben und der Welt abgethan, als sei sie begraben unter Sigismund's fürchterlichem Worte. Doch faßte sie sich anscheinend und fragte bebend: Ist das Ihr fester Entschluß?

Sigismund stand vor ihr wie in die Erde gewurzelt, versteinert, lebend nur in dem Blicke, der auf ihr haftete. Dann wiederholte er tonlos: Mein fester Entschluß.

Es entstand eine peinliche Stille, in der Ida langsam die Terrasse entlang ging, zu Sigismund zurückkam, sich ihm gegenüber setzte, ihm mechanisch eine Tasse Thee reichte und kalt sagte: Ich reise morgen früh.

Sigismund war sprachlos.

Ich sehne mich zu meinem Bruder, fuhr sie mit Anstrengung zu reden fort, nach dem friedlichen Leben neben ihm, zu den Menschen, die mein sind... Sigismund's trauriger Blick ließ sie nicht enden. Sie stand auf, ging dicht an ihn heran, legte ihre Hand auf seine Schulter und sagte gepreßt: Gott segne Ihre Entschlüsse.

Er wollte ihre Hand ergreifen. Sie entzog sie ihm. Plötzlich wechselte sie die Farbe, senkte das Haupt, um ihre hervorquellenden Thränen zu verbergen, und ging rasch, ohne ein Wort zu sagen, zurück in das Haus, wo sie vor Sigismund's Blicken wie eine Erscheinung verschwand.

Entsetzt blieb er stehen. Die Hand an der Stirne, die andere auf dem Herzen, fragte er sich: Was war das? Dann rief er außer sich: Ida! Und als Niemand antwortete, ihr Fenster und die Balkonthüre verschlossen blieben, sank er in die Wirklichkeit wie ein Verurtheilter zurück.

Es mußte so kommen, seufzte er mit verbissenem Schmerz, ging langsam durchs Haus und als er vor der Thür Ida's

Reisewagen und die packende Zofe erblickte, blieb er stehen und fragte gefaßt: Wann sind die Pferde bestellt?

Sie kommen gleich, war die Antwort.

Sigismund lehnte erschöpft an der Mauer. Dieser Antrag auf eine veränderte Carrière, Ida's Bewegung, sein Nein, ihre plötzliche Abreise, war das nicht.... Kalter Schweiß stand ihm auf der Stirne. Er fühlte sich geknickt, dann dachte er: Hilf mir vergessen, Gott der Güte, und ging schwankend auf das Schulgebäude zu.

Um Mitternacht rollte ein Wagen vorüber. Er riß das Fenster auf. Sie winkte in die mondhelle Nacht mit dem Schnupftuch zurück. Es war ihm, als müßte er hinaus, als dürfe er sie nicht lassen, nicht geben....

Ida fuhr trostlos in die mondhelle Nacht hinein. Erst jetzt ward ihr ihre Liebe zu Sigismund klar. Erst jetzt empfand sie, wie sie an ihm hing, ihn in sich aufgenommen, ihn mit ihren Gefühlsnerven umwebt hatte. Sein Nein hatte sie sterben, sein „fester Entschluß" ihre Kraft zittern gemacht. Wie waren plötzlich die stillen Blüten ihres Gemüths verkümmert! Welch tiefer Gram zog wie Gebet um geliebte Todte bei ihr ein! Mit Ueberdruß dachte sie an ihre Zukunft, an Herrn von Rhode, an ihre gescheiterten Plane, an Alles, was ihr wichtig erschienen und so unwichtig geworden war. Konnte sie sich entschließen, jetzt gleich zu dem Bruder in die Residenz zu reisen? Nein, sie mußte Einsamkeit haben. Deswegen befahl sie, auf das Gut zurückzufahren. Als sie dort gegen Morgen ankam, warf sie sich auf ein Ruhebett und überließ sich dem ersten gewaltigen Schmerz ihres Lebens mit einer so erschütterten Einbildungskraft, daß sie nicht zur Fassung, selbst nicht durch Thränen gelangte. Der Kopf brannte ihr fieberhaft. Die Glieder schienen zentnerschwer. Das fühlte sie, Sigismund's Bild mußte in eine tiefe Kluft sinken. Sie wollte ihn nicht

wiederſehen. Kam ihr doch jetzt Alles, was ſie für ihn unternommen, wie Thorheit vor!

Das Netz der ſtillen, gleichförmigen Stunden umſpann ſie dann wieder und ihren Schmerz, ohne ihn tödten zu können. Sie ging zum Pfarrer; ſie ließ ſich die Armen des Dorfes aufſchreiben, beſuchte ſie, machte Neuerungen und kam gewaltſam in eine gleichmäßigere Stimmung. Dabei ſchien die Natur ſich ihr in ihrem Walten und Weſen offenbaren zu wollen. Die Quellen flüſterten wie Liebesſtimmen und der Sonnenſtrahl wob im Dickicht goldene Faden. Vierzehn Tage nach ihrer Trennung von Sigismund fühlte ſie ſich ſtark genug, zu ihrem Bruder in die Reſidenz zurückzukehren. Als ſie in ſein Zimmer trat, war ſo viel Ruhe in dem Kampfe ihres Innern, ſo viel Beherrſchung und Selbſtgefühl, daß Born ſie erſtaunt anblickte und ihr liebevoll ſagte: Du biſt größer und ſchöner in dieſen drei Wochen, entwickelter und ſelbſtändiger geworden. Man ſieht, was das Landleben vermag.

Ida lächelte wehmüthig, ſprach mit Gelaſſenheit von ihren kleinen und großen Geſchäften, von des Pfarrers Rathſchlägen und ſagte, ſich traulich in Born's Divan werfend: Nun erzähle mir, was du gemacht, wie du dich unterhalten haſt, denn geſchrieben haſt du wieder nicht, du lieber Faullenzer.

Born zündete eine Cigarre an und erwiderte heiter: Es haben ſich einige Abendzirkel in deiner Abweſenheit im Lilienthal'ſchen und Reisland'ſchen Hauſe gebildet, die angenehm ſind. Wir leſen mit vertheilten Rollen, es werden lebende Bilder aufgeführt, zuweilen ſpielen wir Komödie.

Wobei du die Liebhaberrollen übernimmſt, bemerkte Ida neckend.

Verſteht ſich, entgegnete Born, den Tabacksrauch in Spiralwindungen von ſich treibend, ohne mich zu binden,

denn an das Heirathen werde ich vorläufig noch nicht denken. Das ist Unsinn. Die Lilienthal und die Reisland sind nur so gewissermaßen kokett, etwas geziert, nicht sentimental, daß es sich leicht mit ihnen leben, an ihnen nippen und naschen läßt. Beim Heirathen fällt mir Sigismund ein. Denke dir, daß er vorgestern in meine Stube stürmt, mich umarmt...

Sigismund, rief Ida und war wie vom Schlage getroffen.

Nun, was schreist du denn? sagte Born verwundert. Du hast ja seinetwegen an Rhode geschrieben. Daß er hier ist, ist dein Werk.

Ich weiß, entgegnete sie kühl, stand auf und ging in ihr Zimmer. Aber hier verließ sie die Fassung. Laut weinend, mit Freud und Schmerz durchwühltem Gemüthe, sank sie auf einen Stuhl. Sigismund hier? Das hatte sie nicht erwartet. Es griff in das tiefste Leben ihres weichen Gemüths, es rüttelte und schüttelte sie mit Fieberangst, und dann fühlte sie wieder an dem verborgenen Jubel, daß sie mit Wonne ihr Dasein für ihn hingeben, ihn gern wie ihren glücklichsten Traum betrachten möchte. Was waren diese vierzehn in Qualen verlebte Tage gegen diesen Moment?

Die Nacht verging stürmisch. Ob ich ihn sehen, meiden soll? Immer fragte sie das, bis Fritz eintrat und Sigismund meldete. Da raffte sie sich auf und den krampfhaften Ausbruch ihres Gefühls, das wie der Blitz geleuchtet und gezündet, niederkämpfend, ließ sie ihn eintreten.

Sie hatten Recht, sagte er anscheinend ruhig, indeß seine großen blauen Augen leuchteten, es wäre thöricht, mein Glück nicht versuchen zu wollen. Ich habe mir das reiflich nach Ihrer Abreise überlegt, habe die Hundstagsferien benutzt, bin vorläufig hier, um Studien zu machen, und will mich um die bewußte Stelle bewerben. Meine Hochzeit ist

doch etwas aufgeschoben, setzte er leiser hinzu und sah sie fragend an. Ida jedoch blickte seitwärts, pflückte eine Blume entzwei und erwiderte zerstreut, daß auf der Bibliothek wahre Schätze für alle Fächer aufgehäuft seien, er solle sich hübsch umsehen, Born's Rath benutzen, sagte das kurz, indem sie den Kopf zurück an die Wand lehnte, schauete ihn groß mit blitzenden Augensternen an und ging zu etwas Gleichgültigem, zu Büchern über, die auf dem Tische lagen.

So trat Ida Sigismund in den ersten Momenten mit einer Kälte entgegen, die ihn stutzen machte. Doch diesen ersten Augenblicken folgten Stunden, den Stunden Tage, den Tagen Wochen, die Vieles ausglichen und die Erinnerung an das erste herbe Nein verwischten. Die Gewöhnung machte sich geltend bei Ida. Sie sah Sigismund täglich. Täglich lernte sie ihn höher schätzen, inniger lieben. Er kam, wenn er den ganzen Morgen auf der Bibliothek gesessen, mit einem seligen Gefühl zu ihr, war frisch, frei und heiter, erzählte von seinen Studien und seinen angeknüpften Verbindungen und bewegte sich so unbefangen, daß selbst Gleichgültige ihn liebenswürdig nannten. Durch Born und Ida wurde er mit der Gesellschaft bekannt. Er ging mit ihnen ins Theater, in die Lilienthal'schen und Reisland'schen Häuser, er nahm sogar einmal Theil an lebenden Bildern und zeigte einen so fein gebildeten, künstlerischen Sinn, daß die Frauen entzückt und Ida stolz auf ihn war. Er hatte nach Hause geschrieben, sein Aufenthalt würde sich verlängern, er hätte eine Arbeit unternommen und sei überdem unwohl. Das gab ihm Freiheit. Er benutzte sie, um für Ida zu leben, und fühlte sich glücklich, weil er in ihr ein Wesen erkannte, das umschloß, was er geträumt hatte. Eine himmlische Fügung war sie ihm ohne sein Zuthun, ohne irdische Hoffnung und Berechnung geworden. Nur an Sophie konnte er nicht ohne Schauer denken. Zuweilen auch

sagte er sich: Das kann kein Unrecht sein, was Gott selbst wunderbar fügte, was kam, ohne daß ich es gerufen, in mein Leben eingriff, ohne daß ich es veranlaßt habe. Was mich bewegt, ist ja rein, gibt mir Spannkraft, hat mich erst entwickelt und gestählt.

Ach, es ist Seligkeit, mit Ihnen zu sein, sagte er einmal, als Ida an einem Tische saß und der Schein der Lampe ihr aufs Gesicht fiel. An Ihnen habe ich erst erkannt, was Frauenwesen ist.

Darauf verstehe ich nicht zu antworten, entgegnete sie mit einem Anfluge von Verlegenheit.

Sie sollen auch nicht antworten, sagte er lebhaft. Sie sollen mich nur anhören. Ich habe mich in Ihre Eigenthümlichkeit hineingelebt, Sie haben mich reden gelehrt. Ich sehe wieder ins Leben, in die Zukunft, in die verlornen Ahnungen meiner Jugend.

Born trat ins Zimmer und Ida fragte: Hat der da keinen Theil an Ihrer Lob- und Dankrede?

Den größten, entgegnete Sigismund mit schöner Offenheit. Ich kann Born nicht dankbar genug sein, daß er mir durch die ästhetischen Elemente seiner Bildung den Ernst und die Beharrlichkeit meiner Studien leicht gemacht hat. Ich würde mein Leblang ein excentrischer Kopf geblieben sein, wenn nicht Born's anregender Umgang mich vom Schwindel geheilt, mich frei von Vorurtheilen gemacht hätte.

Ja, so gutmüthig bin ich, entgegnete dieser, daß mich die Carrière Anderer mehr als die eigene interessirt. Jetzt bin ich hier, um dich und Ida in ein Familienconcert zu Lilienthals zu führen.

Sie gingen. Der Saal war gedrängt voll Menschen. Die hübsche Lilla Reisland spielte. Sigismund setzte sich hinter Ida. Born wandte sich nach vorn, um Lilla die Notenblätter umzuwenden. Die Augen blieben auf die Spielende

geheftet. Sigismund's Herz war bei Ida. Lilla ſpielte und ſpielte. Er wußte nicht was. Ihm war, als träte er aus einem langen Kerkerleben in ein freies, ſonniges Daſein. Die Morgenröthe einer neuen Zeit leuchtete. Alle Quellen ſeines Innern ſtrömten, alle Pulſe pochten. Ida's Schnupftuch, vom zarten Duft durchfeuchtet, glitt auf die Erde. Sigismund ergriff es und drückte es an die Augen, an den Mund. Der ſchlichte Glaube an Glück durchglühte ihn. Heute noch wollte er mit Born von ſeiner Liebe zu Ida reden. Er befand ſich in einer Aufregung von Gefühlsüberſchwenglichkeit, daß ihm das Unmögliche einfach und thunlich ſchien. In dem Augenblicke trat Auguſte Lilienthal ans Clavier. Lilla begleitete. Auguſte ſang.

Eine von Beiden führt der Herr von Born heim, hieß es, und Aller Blicke flogen zu ihm, der Notenblätter umwandte und Bravo rief.

Es war eine eigenthümliche Erſcheinung, dieſer Born. Glänzend, voll Talent und Verſtand, mit großen Eigenſchaften begabt; das Salonsleben völlig inne habend, ſpielte er mit duftenden Liebesabenteuern, ohne deshalb Libertin oder Fat zu ſein. Allein Egoiſt war er wie ſelten einer, daher unfähig, das Recht oder Unrecht in ſeinem Benehmen, Frauen gegenüber, richtig zu beurtheilen; über ſeine eigenen Angelegenheiten ſich täuſchend, klar nur dann ſehend, wenn die Sache ihn nicht ſelbſt betraf. So war er oft ſchuldig, ohne haſſenswerth, bizarr, ohne verwundend zu ſein. Zuweilen gelang es ihm, ſogar ſich von Denen beklagen zu laſſen, die über ihn hätten ſeufzen können. Seine Phyſiognomie war offen. Seine Art ſich auszudrücken gefällig und leicht. Nur wenn er im engen Kreiſe über die Ehe zu reden anfing, ward er ernſthaft. Er hatte die fixe Idee, daß ein Mann vor dem vierzigſten Jahre nicht heirathen dürfe, und meinte, erſt müſſe man das Leben gelernt und

ausgekoſtet haben, dann dürfe man an eine Verbindung denken.

Eine Frau, ſagte er, iſt ein herrliches Inſtrument, aber man muß die feinſten Saiten deſſelben kennen, den Bau langſam ſtudiren, ſonſt lockt man nur Mistöne heraus. Das Leben iſt kurz, dieſe Kunſt iſt lang. Wie viele Männer heirathen, ohne die Frauen zu kennen, ja ich muß ſagen, die Meiſten fallen mit der Thür ins Haus herein und ſind verwundert, daß ſie ſchlecht empfangen werden. Faſt Alle ſind unwiſſend in der Liebe, verblendet über ſich und über Andere. Wer die Ehe aus dem bürgerlichen und moraliſchen Geſichtspunkte anſieht, heirathet, weil er legitime Kinder haben oder ſich ein Neſt in der Geſellſchaft bauen will. Beides ſchließt das Glück nicht ein. Das Glück einem Mädchen abfodern, das man vierzehn Tage geſehen und zweimal geſprochen hat, iſt Thorheit, denn die Ehe zählt unter die ernſthafteſten Wiſſenſchaften. Erſt muß man die Anatomie ſtudiren, ehe man Herr eines Körpers wird. Hier wie in Allem handelt es ſich nicht ſtark, aber ſicher ſein. Dazu ſind vierzig Jahre nöthig. Auch muß man, um mit Vortheil gegen die Hinderniſſe des Eheſtandes zu kämpfen, außer Liebenswürdigkeit und Reichthum, einen feinen Takt, vielen Verſtand, Klugheit genug beſitzen, um ſeine Ueberlegenheit nicht fühlen zu laſſen. Eine glückliche Ehe iſt ein herrliches Drama, in dem Gefühle, Kataſtrophen, Wünſche, Begebenheiten ſein können. Aber ein Drama, das vorbereitet werden muß. Natürlich habe ich dazu Zeit nöthig.

Man lachte, menn man Born ſo reden hörte. Er machte den Fräuleins Lilla und Auguſte zuſammen den Hof und Niemand wußte, für welche er ſich entſcheiden würde. Sie waren hübſche Mädchen, in der erſten Penſion der Stadt erzogen, eingelernt für den Salon, talentvoll, nicht ſentimental, wie Born ſich lobend ausgedrückt hatte. Daß er

keine von Beiden heirathen wollte, ging aber schon daraus hervor, daß er sich entschieden gegen die Pensionserziehung aussprach.

Da stäche man ja in ein wahres Wespennest, sagte er. Diese Mädchen, zusammen erzogen, tausendmal neugieriger als irgend ein Mensch, verderben sich untereinander durch pikante Bemerkungen, durch geheime Gespräche, durch Träumereien von Liebe, in denen sie ihren Zartsinn verlieren. Nein, meine Frau darf durchaus nicht die häusliche Schwelle überschritten, muß eine beschäftigte Kindheit gehabt haben, nicht im Theater gewesen sein, keine Bälle besucht haben ... Und zeigte man ihm eine solche, so hatte er wieder, ihr entgegenarbeitend, geistreich komische Gründe. Diesmal war er tiefer hineingerathen, als er wollte. Die Lilienthal'schen und Reisland'schen Aeltern waren aufmerksam gemacht. Man nahm Born gegenüber eine den Verhältnissen angemessene Miene an. Das verstimmte ihn. Vermaledeites Heirathen! sagte er unwillig für sich beim Auskleiden. Da trat Sigismund, der Ida und Born gegenüber wohnte, spät Abends, aufgeregt und erhitzt in das Zimmer. Born, froh einen Menschen zur Mittheilung zu haben, ging ihm rasch mit der Cigarre im Munde entgegen und sagte: Gut, daß du kommst. Wir wollen Thee trinken, rauchen und plaudern. Ich muß dir Allerlei erzählen! schellte und als Fritz das Geschirr hingesetzt und sich entfernt hatte, zog er ihn zu sich aufs Sopha und platzte mit seinem Unmuth heraus.

Ich kann sie doch nicht Beide heirathen, rief er mit komischer Verzweiflung. Zum Unglück gefällt mir die Lilla ebenso gut als die Auguste. Was soll ich nun thun? Jeder wird einsehen, daß mir nur Ein Weg übrig bleibt.

Der wäre? fragte Sigismund gespannt.

Keine von Beiden zu heirathen, erwiderte Born lachend, indem er des Freundes Hand faßte, ihn theilnehmend an-

blickte und ihm sagte: Sigismund, mache es wie ich. Sei gescheit, heirathe nicht. Es kommt nichts dabei heraus. Die Chance, die man läuft, ist zu groß, das Resultat ist gering. Gib Sophien auf.

Das will ich, antwortete Sigismund ernst.

Wirklich? Gott sei gelobt, daß du endlich praktisch wirst! rief Born vergnügt.

Lobe mich nicht, entgegnete Sigismund, ich gebe Sophien auf, weil ... weil ich Ida liebe.

Born war aufgesprungen. Bist du wahnsinnig? rief er. Willst du dich und Ida ins Verderben stürzen? Und als Sigismund ihn traurig ansah, setzte er sanft hinzu: Es schmerzt mich, was du mir sagst, mein armer, armer Freund. Ich Thor, der ich das nicht vorausgesehen, das nicht verhindert habe.

Das Unwillkürliche ist schwer zu hindern, bemerkte Sigismund tief verwundet.

Doch, doch, entgegnete Born; in diesem Falle mußte ich verhindern. Sieh, guter Freund, ich liebe, ehre dich. Eine Verschwägerung mit dir würde mir angenehm sein, aber es läßt sich nicht machen. Ida ist seit längerer Zeit so gut wie mit Herrn von Rhode verlobt.

Liebt sie ihn? fragte Sigismund düster.

Nun, nun ... was man so Liebe nennt, sagte Born verlegen, empfindet sie wol nicht. Aber — sie achtet ihn. Das ist vorläufig genug. Die Hauptsache dieser Verbindung ist der dir bekannte wichtige Proceß zwischen der Rhode'schen und Born'schen Familie, der auf diese Weise niedergeschlagen wird. Es ist Unrecht von mir, daß ich dir das nicht früher gesagt habe. Nun du es weißt, wirst du einsehen ....

Daß ich hier überflüssig bin, erwiderte Sigismund bitter.

Nicht doch, sagte Born beschwichtigend. Ich beklage nur, daß unser Vermögen von diesem Proceß abhängt und

wir ohne daſſelbe ärmer denn Bettler ſind. Haſt du mit Ida geſprochen? fragte er beſorgt, als Sigismund trüb vor ſich hinſtarrte.

Nein, entgegnete dieſer. Ich war es deiner Freundſchaft ſchuldig, erſt mit dir zu reden.

Das lohne dir Gott, rief Born lebhaft ergriffen und fühlte Sigismund's kalte Hand in der ſeinen zittern. Schweige noch länger. Schweige ewig! Ich weiß wohl, daß das, was ich ſage, fürchterlich kalt klingt, aber ich kann nicht anders. Sei ein Mann. Vergiß, vergib.

Sigismund war aufgeſtanden. Ich ſehe ein, ſagte er tonlos, daß ich ein Thor bin. Die Hand der Vorſehung zeigte mir den Weg, den ich verließ.

Born wollte ihn halten. Er ſchob ihn zurück, ſagte Lebewohl, wankte aus der Thüre, die Treppe hinunter, über die Straße, in ſeine Wohnung .... Verblendeter! ſagte er zerknirſcht und zwei Thränen rannen langſam die blaſſen Wangen herab.

---

Es war früh morgens, als ein Einſpänner auf der weſtlichen Landſtraße der Stadt zufuhr, in der Sigismund jetzt wohnte. In dem altmodiſchen, etwas harten Wagen ſaß ein alter Herr mit weißen Haaren, rundlich, aber wohlerhalten, wie es Die ſind, die mehr mit der Natur, als mit den Menſchen gelebt haben. Neben ihm ſaß ein etwa zweiundzwanzigjähriges Mädchen mit einfachem heitern Seelenausdrucke, faſt gedankenlos in die Welt blickend. Ihre Züge hatten etwas Leidendes, dem ihr Lächeln widerſprach. Die Haare waren ſchlicht in einen Scheitel über die Stirne getheilt und endeten hinter dem Ohre in Locken, die von der feuchten Luft auseinandergegangen waren. Es war etwas

Wehmüthiges im Anblicke dieſes jungen Mädchens, dem die ovale Form des Kopfes einen Ausdruck gab, den man nicht geradezu unbedeutend nennen konnte.

Da wohnt Sigismund, ſagte der alte Herr und deutete mit der Peitſche, er fuhr ſelbſt, auf die immer näher rückende Stadt.

Mich friert, rief das junge Mädchen, indem ſie ſich feſter in ihren Shawl wickelte.

Fürchteſt du dich? fragte der Amtmann lächelnd und ſah auf ſeine Tochter.

Dieſe, die keine andere als Sophie, Sigismund's Braut, war, entgegnete mit beklommener Stimme: Wenn er nur nicht ernſtlich krank iſt?

Was ſollt' er! fuhr der Amtmann ärgerlich heraus. Es wird eine Erkältung, nichts weiter, Folge von den fortgeſetzten Studien auf der kalten Bibliothek und der veränderten Lebensweiſe ſein. Es wäre Zeit, daß Ihr Euch endlich verheirathet. Die Ehe wird den Sigismund kuriren. Das Haus iſt in Ordnung. Die Ausſteuer iſt fertig. Ich weiß nicht, wozu und warum er dieſe Reiſe unternommen und die Hochzeit aufgeſchoben hat.

Sophie blickte nieder. Der Amtmann trieb den Grauſchimmel an. Er hatte ſich Tags vorher mit Sophie, die beunruhigt über Sigismund's Ausbleiben war, aufgemacht, hatte unterwegs bei einem Freunde übernachtet und fuhr nun im ſcharfen Trabe in die Stadt vor dem Gaſthaus, Zum Einhorn genannt, vor, ließ die Tochter ausſteigen, in ein Zimmer treten und eilte, indeß ſich Sophie zaghaft vor dem Spiegel die Locken wieder rollte, hin zu Sigismund, den er nach einer völlig durchwachten Nacht ſo blaß und verſtört traf, daß er ohne Schwierigkeit an die vorgegebene Krankheit glaubte, ſich an Sigismund's Bett ſetzte, ihm herzlich die Hand reichte und ihm gutmüthig zur Erheiterung die

Nachricht ohne Umschweif mittheilte, daß Sophie hier sei. Wäre der Arme nicht ohnedies so bleich gewesen, der Amtmann hätte den über ihn kommenden Schrecken bemerken müssen. Jetzt sah er in Sigismund nur einen Kranken und meinte wohlwollend: Das Mädchen wird sich härmen, wenn sie erfährt, daß Sie ernstlich unwohl sind. Sie hat ein großes Verlangen, Sie zu sehen.

Ich werde aufstehen und zu ihr gehen, sagte Sigismand fiebermatt.

Mit nichten, entgegnete der Amtmann und war der Ansicht, wenn Sigismund sich ins andere Zimmer aufs Sopha legen, einen Rock anziehen wolle, so könne wol auch die Braut einmal zu ihm kommen, besonders da ich dabei bin, setzte er gutmüthig hinzu.

Die Nachricht von Sophiens Ankunft, die Erinnerung an Ida's Verlobung, seine eigene Verpflichtung, die ihm jetzt wieder drängend unter die Augen trat, die durchwachte, in tiefen Gemüthsschmerzen durchwachte Nacht, alte angestammte Vorurtheile, nur weggedrängt, nicht ausgerottet, die in ihm gepflanzte Gewissenhaftigkeit, alles Das kam mit Gewalt auf ihn eingestürmt, machte ihn sinnlos. Ich bin wahnsinnig, sagte er heimlich zu sich, als der Amtmann Sigismund's Quartier musterte. Ich gehöre Sophien, sie hat mein Wort, ich habe kein Recht mehr auf mich, ich muß, muß ...

Er hatte Sophien zu lieben geglaubt, und so lange er Ida nicht kannte, war sie ihm einfach und anspruchslos erzogen, häuslich und seinem Glück nicht entgegen vorgekommen. Ihr hübsches Talent zur Musik war ihm erquicklich gewesen. Sie spielte ziemlich fertig, führte krause, wirbelnde, wie elegische und sentimentale Compositionen aus, hatte mehr Fingergeläufigkeit als Verständniß, was Sigismund nicht eher erkannte, als bis er sie mit Andern, besonders mit Ida

vergleichen konnte, und ſtand nun da, ſich Ida ſtrahlend vor Liebreiz und Sophie ſo nüchtern vorſtellend, daß er zuſammenfuhr und ſagte: Ich muß, aber ich kann nicht.

Er führte ſich Alles vor die Seele, was an Sophien vortheilhaft ſein konnte. Er dachte an ihre häuslichen Tugenden, an ihre Anhänglichkeit an die Familie, an ihre Treue und Ausdauer während der Univerſitätsjahre, aber immer trat Ida's Bild phantaſtiſch dazwiſchen, flammend, unauslöſchlich, voll hohen Zaubers, dem er jubelnd entgegengezogen und von dem er im Wahnſinn ſcheiden mußte.

Einem Mädchen das Eheverſprechen brechen, iſt ſchändlich. Ich habe keinen Grund dazu, ſagte er, ſich barſch anfahrend.

Keinen Grund? Er hatte tauſend Gründe, weshalb er Sophien nicht heirathen mochte; aber dieſe Gründe einrahmen in eine triftige Entſchuldigung, ſie den Aeltern und ihr auseinanderſetzen, das konnte er um ſo weniger, als eine von Seiten des Mannes aufgelöſte Verbindung ohne hinlänglichen Beweggrund wie eine Ehrenkränkung, in kleinen Städten vollends wie Leichtſinn ausſieht. Allmälig verſenkte er ſich wieder in die Heiligkeit der Pflichterfüllung, in den Gedanken, daß Sophie ſich härmen und grämen würde, dachte, daß Ida doch für ihn verloren ſei, was man ſo gemeinhin verloren nennt, an ihre Anſprüche, an ſeine beſchränkte Lage, die nicht zu der ihren paßte, an ihre Verwöhnung, an ſeine bürgerliche Abkunft... Nein, es darf nicht ſein, rief er ſo laut, daß der Amtmann ſich umſah und erſtaunt Sigismund hinter ſich erblickte.

Was darf nicht ſein? fragte er treuherzig.

Sigismund ſchwieg betreten. Der Amtmann ging und holte Sophie. Sie kam zögernd. Als ſie Sigismund blaß auf dem Sopha ſitzen ſah, ſtieß ſie einen hellen Schrei aus, lief auf ihn zu, blieb ſtehen und ſagte verwirrt: Wie du krank ausſiehſt!

Indeß hatte ſie Sigismund auch betrachtet und zum erſten Male ihr einfaches Bild in ſich aufgenommen. Ach, es erhob ihn nicht, es machte ihn nicht trunken vor Seligkeit wie der Anblick Ida's! Es war ſeine Braut, er konnte nicht los von ihr, ohne ſich ſelbſt und ſie in den Augen der vorurtheilsvollen Menge verächtlich zu machen! Seufzend fuhr er mit der Hand über die Augen, raffte ſich auf und trat ans Fenſter. Sophie folgte. Der Amtmann ſetzte ſich, ſtopfte eine Pfeife und ſagte:

Lieber Schwiegerſohn, Sie ſind ein Menſch, dem die Ehe eine wohlthätige Abdämpfung gewähren wird. Sie haben das Leben etwas kraus angeſehen. Deſto ſicherer wird die eingefriedigte Exiſtenz ſein.

Sigismund's verwirrtes Geſicht widerſprach dem lebhaft. Doch faßte er ſich gewaltſam, reichte Sophien die Hand und ſagte weich: Wir wollen ſuchen glücklich zu ſein.

Während er ſo ſprach, war es im Hauſe gegenüber, in der Born'ſchen Wohnung, lebendig geworden. Born ſaß mit Ida am Frühſtückstiſch, verſtimmt über ſein Geſpräch mit Sigismund, über die Lilienthal-Reisland'ſchen Anſprüche, über ſeine Schweſter, die ſtumm mit den Taſſen klapperte und eben auch nicht wie Jemand, der geſchlafen hat, ausſah. Sie fühlte ſich angegriffen und ihre Augen zeigten Spuren vergoſſener Thränen. Wie ſie Born anſah, konnte ſie nicht umhin zu denken, daß er neben viel Liebe für ſie doch einen gewiſſen ſpitzfindigen Egoismus beſaß, der faſt erbarmungslos ihr die ſchönen Jugendträume knickte, und Born, auch nicht von Denen, die heiter ſind, wenn es innerlich wogt und tobt, verrieth durch Reizbarkeit die Unruhe ſeiner Gefühle, ließ den Kaffee ſtehen und war eben im Begriff, Ida mit ſeinen Sophismen über die Ehe von Neuem zu ermüden, als Fritz zwei Briefe von der Poſt brachte, die Born aufriß und las.

Die Geſchichte wird immer drolliger, rief er entrüſtet. Da bekomme ich einen anonymen Brief von irgend einer alten Tante der Lilienthal-Reisland'ſchen Clique, die mich kraft meines Gewiſſens auffodert, zwiſchen den zwei Mädchen zu wählen. Hol der Kukuk die alten Tanten, die heirathsluſtigen Töchter und die Freier, die ſich fangen laſſen!

Vielleicht wäre es beſſer, ſagte Ida ernſt, du machteſt der Ungewißheit ein Ende, heiratheteſt und würdeſt ein ordentlicher Menſch.

Born ſah ſie ganz verblüfft an. Dann ſagte er bedauerlich: Es iſt eine große Befangenheit in dir, daß du mir in dieſen verſchiedenen Conflikten nichts anderes als die Ehe rathen kannſt.

Denkſt du denn gar nicht an die armen Mädchen, die auf dich hoffen und die du unglücklich machſt? ſeufzte Ida.

Hoffen ſie auf mich? rief Born unwillig. Bilde mir ſo etwas nicht ein! Sie hoffen auf die Ehe, auf eine geſellſchaftliche Stellung. Ich bin nur der Deckmantel.

Du beſtätigſt, entgegnete Ida, was ich ſchon öfters ſagte. Die Ehe ſoll kein Deckmantel, ſondern nur das höchſte Glück der Liebe ſein. Ich habe mich auch bedacht und werde Herrn von Rhode ſchreiben, daß aus unſerer, nur um des Geldes willen geſchloſſenen Verbindung nichts werden kann. Laß uns arm, aber frei bleiben.

Born war verſteinert. Biſt du wahnſinnig? rief er. Da liegt ein Brief von Rhode, der ſich für morgen ankündigt. Was willſt du ihm ſagen, wie dieſe Charakterloſigkeit verantworten?

Ida flammte hoch auf, dann ſagte ſie: Ich könnte Vieles verantworten, lieber Bruder!

Thu, was du mußt, ſagte er kalt. Du biſt dein, wie ich mein Herr. Beide hängen wir vom Proceß ab. Iſt der

Vergleich nicht möglich, gut, so müssen wir ohne ihn fortbestehen. Ich werde Dienste nehmen, irgend eine kleine Stelle wird sich finden. Du wirst dich nützlich machen...

Je länger er sprach, desto verwirrter ward Ida. Sie lehnte mit der Stirn an den Fensterscheiben, da flimmerte es ihr plötzlich vor den Augen, und wie sie aufsah, erblickte sie Sigismund, den sie stillschweigend frei glaubte, auf den sie baute, Sigismund, den Verlobten einer Andern und diese Andere plötzlich drüben vor ihr in seinem Zimmer, vertraulich vom zitternden Sonnenstrahl umspielt. Mit vorgebeugtem Körper, mit angehaltenem Athem, die Lippen halb geöffnet, von einem Schmerz sonder Gleichen berührt, Zunge und Gehirn wie Blei, ergriff es Ida mit Verzweiflung. Indem trat Fritz mit einem superklugen Gesicht herein. Der Doctor Hallig hat Besuch bekommen, sagte er, das Geschirr forträumend. Fräulein Braut und der Herr Schwiegerpapa sind angelangt. Sehen die gnädige Herrschaft nur hinüber. Sie stehen alle Drei am Fenster.

Ida zuckte zusammen und Born entgegnete erstaunt: Was du sagst, Fritz! lief ans Fenster, umschlang die blasse Ida und sah hinüber auf Sigismund. Schon war dieser ins Zimmer zurückgetreten, als Born bemerkte: Der Arme kann seinem Schicksal nicht entrinnen. Sie sind ihm nachgereist, um ihn an seine Pflicht zu mahnen. Es ist schade um ihn, sehr schade.

Dann wandte er sich zu Ida, und wie er sie erstarrt und ganz verändert sah, sagte er zärtlich, ihren Zustand auf ihre Verbindung mit Rhode beziehend: Mache dich frei, Ida, ich kann dich nicht leiden sehen.

Einen Augenblick stutzte Ida, dann lehnte sie sich an Born und seufzte matt: Vergib meine augenblickliche Muthlosigkeit. Es war ein Schwindel, er ist vorüber. Ich heirathe Rhode.

Wie ein Schrecken fiel das Wort auf Born's bewegliches Herz. Er schloß sie in seine Arme; sie lag müde und ergriffen an seiner Brust. Der Contrast dieser anscheinenden Ruhe und ihrer Erregung war fürchterlich. Doch wars nur ein Augenblick. Dann lächelte sie, es schien, als ob ein mitleidsvoller Engel herabstiege und sie stärkte. Nach einer Pause sagte sie fröhlich: Meine Sehnsucht ist erfüllt. Du bist der schönste Zweck meines Lebens. Laß uns gemeinschaftlich an Rhode schreiben und ihn willkommen heißen.

Sie hielt inne. Ihre Lippe zuckte. Wie von einem mächtigen Entschluß gehoben, blitzte es ihr im Auge und, sich vom Fenster wegwendend, sagte sie mit dem Ausdruck eines bis zur Schwärmerei gesteigerten Gefühls: Wilhelm, du sollst mich finden, wie du mich erwartest; ich habe Kraft, Liebe, Ausdauer ... Sie verstummte in leidenschaftlicher Erregung und Born hielt es, als Weltmensch, für angemessen, nicht weiter in sie zu dringen. Er zupfte an seinem Schlafrocke, blies ein paar Stäubchen von den Möbeln und suchte einen Uebergang zur Heiterkeit, indem er von den zu stechenden Verlobungskarten sprach.

Laß sie roth wie die Liebe, gelb wie der Zorn, grün wie die Hoffnung machen, sagte sie anscheinend muthwillig, aber innerlich zerrissen.

Abends kam Sigismund. Er hatte sich von Sophien fortgestohlen und wollte Ida sprechen. Sie ließ sich verleugnen.

Was willst du machen? sagte Born bedauerlich, als Sigismund ihm auf der Treppe begegnete. Rhode kommt morgen. Ida hat viel zu beschicken. Ueberdem ist es für dich besser, daß du sie nicht wiedersiehst. Nimm dich zusammen, guter Junge, suche den feindlichen Widerspruch in dir zu ersticken. Er macht dich krank.

Krank ist das Wort, sagte Sigismund über die Straße

nach seiner Wohnung zurückschwankend. Krank am Leben, an der Nothwendigkeit, krank — aber nicht wortbrüchig.

Tags darauf war er mit Sophien fortgereist und Fritz trug Ida's Verlobungskarten in der Stadt herum.

## II.

Fünf Jahre waren verstrichen. Vieles hatte sich verändert. Born war nicht mehr der rasche Tänzer von sonst. Bleiern lag es auf ihm, daß er bereits fünfunddreißig Jahre zählte. Wie er sich um neun Uhr zu einem Ball in dem noch immer zahlreich besuchten Reisland'schen Hause rüstete, die Cravatte steifer schnallte und den Backenbart kämmte, durchzitterte es ihn mit Unmuth, nicht mehr der Erste unter den Jungen zu sein.

Warum muß man alt werden? murrte er, indem er mit den Augen blinzelte und sich ein weißes Haar ausriß. Er versuchte die Glacéhandschuhe anzuziehen, besah seine Firnißstiefel machte eine Pirouette und sank, den Kopf mit der Hand stützend, auf einen weichgepolsterten Lehnstuhl. Wir waren jung, seufzte er schwermüthig. Was das für ein Schmerz ist, sich sagen zu müssen: wir waren, wir sind nicht mehr. Aber wir wollen jung bleiben, wir wollen! rief er aufspringend. Wozu dieses Bangen, wozu diese Unsicherheit? Man ist, was man sein will. Bin ich auf der Schwelle einer neuen Existenz, so bin ich doch! Zwar mußte ich mich gewöhnen, daß meine Absichten lächerlich gemacht und meine Grundsätze verleumdet wurden, aber noch habe ich nicht vor dem Gekläffe der Hunde gebebt, noch bin ich nicht gewichen und werde, wills Gott, nicht von dem eingeschlagenen Wege weichen!

Er horchte, ob der Wagen vorführe, dann bog er sich in seinen Lehnstuhl zurück. Wie viele bunte Bilder, die ihn

gaukelnd umgaben! Lilla und Auguste, seine Flammen vor fünf Jahren, waren beide verheirathet. Lilla war dem Baron Mäuseburg und Auguste dem reichen Fabrikherrn und Commerzienrath Schmidt zu Theil geworden. Mäuseburg war, trotz seiner guten Eigenschaften, ungeschickt genug, nur seine Fehler zu zeigen, leidenschaftlich und doch über die Leidenschaften spottend, ein Mensch, der sich in Allem versuchte und seine Bekannten gleichsam betastete, blos um seinen Vortheil zu erspähen. Schmidt war das Gegentheil, ernst und gewissenhaft, schweigsam, mager, mit sonderbar dünnen Beinen, die mühsam den dickern Oberleib trugen. Meist schwarz gekleidet, machten die mit Gold gestickten und mit bunten Steinknöpfen versehenen Westen desto größeres Aufsehen. Auf dem, in Kaffee getränkten Spitzenjabot funkelte eine diamantene Brustnadel, die in ihrer geschmacklosen Fassung doch charakteristisch erschien. Wer Auguste neben ihm mit den reizenden Schultern, dem schönen Gesichte, den jugendlich vollen Formen sah, glaubte das Leben neben dem Tode, eine seltsame Arabeske, eine Chimäre zu erblicken. Der sieht wie der Kirchhof aus! rief Augustens funfzehnjährige Schwester, die zu Born's Erstaunen in den fünf Jahren ein schönes Mädchen geworden war. Man sah sie misbilligend an. Er ist reich, hieß es. Auguste muß glücklich sein. Aber Auguste war ein seltsames Geschöpf. Ihre Kindheit versprach eine geistreiche Zukunft. Nur das lernend, was ihr behagte, widerstrebte sie oft und blieb stundenlang in unklaren Träumereien versunken, in denen sie entweder den Spielen der andern Kinder nachlässig zusah, oder daran mit einer erschreckenden Heftigkeit Theil nahm. Abwechselnd thätig oder leidend, ohne Ausdauer und doch merkwürdig begabt, hatte ihr Charakter einen Anstrich von Wunderlichkeit, der anzog und abstieß. Ihre erste und einzige Neigung gehörte Born. Sie war so fest überzeugt, daß

er ſie heirathen würde, daß ſie jahrelang alle übrigen Anträge von ſich wies. Allein Born, der nicht an die Ehe, oder doch nur zögernd dachte, zog ſich erſchreckt über die an ihn ſtillſchweigend gemachten Anſprüche zurück und beſuchte die Lilienthal-Reisland'ſchen Häuſer erſt dann wieder, als Auguſte und Lilla verheirathet waren. Auguſtens getäuſchte Hoffnungen, die für Born zurückgedrängte Neigung, ihre Verbindung mit Schmidt, die ihr inneres Leben leer ließ, trieben ſie an, ihr Talent zum Geſang auszubilden. Die langen, faſt peinlichen Studien bezwangen Auguſtens Gemüth. Durch ſie gelangte ſie zur anſcheinenden, wenn auch nicht zur wirklichen Ruhe. Sie hatte manche Reiſe mit Schmidt gemacht. Der tiefblaue italieniſche Himmel, die Kunſt und Alterthümer ſchürten ihre Phantaſie. Als ſie von dieſer Reiſe in dieſer Stimmung heim kam, begegnete ihr Born. Ihre Neigung erwachte wieder. Sie verglich Born mit Schmidt, erſchrak, daß er ſo liebenswürdig geblieben war, und ſchwur ſich, ihn nicht wiederzuſehen. Aber heimlich in ihrem Boudoir nahm ſie ein Blatt Papier und zeichnete ihn. Bald ſtellte ſie ihn ruhig und kalt in ſeiner gewöhnlichen Art, bald idealiſch dar. Das war ein fortgeſetztes, unſelig-ſeliges Denken an ihn. Wenn er ihr begegnete, war ſie ſchüchtern und befangen. Wenn ſie ihn nicht ſah, fühlte ſie ſich glühend vor Leidenſchaft. Dieſe goldene Zeit, wo die Liebe an ihrem eigenen Gefühl ſich ſättigt, ſollte bei Auguſten nicht lange dauern. Born war nicht ſtoiſch genug, um Auguſtens Liebe zu errathen und von ſich zu weiſen. Daß er ſie nicht geheirathet hatte, war ſchon ein Unrecht. Sollte er nun ein zweites hinzufügen und ſie nicht lieben? Hatte er ſie doch in einem Augenblick wiedergeſehen, wo die Neuheit ihrer Erſcheinung die Geſellſchaft für ſie einnahm. Darum ließ er ſich vom Strome mit fortreißen, ohne an das Künftig, an das Ende zu denken.

Es war auf einem Balle, wo er Madame Schmidt getroffen und wiedererkannt hatte. Die Einfachheit ihres Anzugs, die matte Bläſſe ihres Geſichts, die ſich mit ihrem Halſe und dem einfachen Kreppkleide, das ſie trug, vermählte, die zarte, kaum mit einer bengaliſchen Roſe zu vergleichende Röthe, die auf ihren Wangen ruhte, gaben ihr etwas Feenhaftes, das ſich im Tanze mehrte, wo ſie ſich leicht wie ein Hauch zeigte. Born hatte ſie von weitem beobachtet. Eine ſeltſame Bewegung ergriff ihn, als er Auguſten in jener ſylphidenartigen Geſtalt wiedererkannte. Sie war graziös, ohne in ihren Bewegungen lebhaft zu ſein, lächelte ſchwermüthig und ſchien eher geängſtigt als erfreut, wenn ſich ihr Jemand näherte. Born ſah ſich im Tanzſaal um und trat dann zu ihr. Sie kennen mich nicht mehr, ſagte er lebhaft, aber ich würde Sie überall erkannt haben, ſetzte er leiſe hinzu, indem er gleich eine Art von Verhältniß anſpann. Er war leider ein Menſch, dem das Ich viel und der Andere weniger galt. Fühlte er ſich angeregt, ſo betäubte er ſich, nicht um vernünftig zu bleiben, ſondern um die Vernunft von ſich als unbequem zu weiſen.

Die Reisland'ſche Fête, zu der wir ihn in ſeinem Zimmer vorbereitet geſehen haben, war ſehr glänzend. Als Born aus der Dunkelheit in den hellerleuchteten Ballſaal trat, blieb er wie geblendet ſtehen. Das Local, zu einem wahren Feenpalaſt umgewandelt, konnte ſich der ſchönen Frauen, der diamantnen und ſchillernden Toiletten wegen füglich mit einem Treibhaus vergleichen. Ueberall Glanz, Feinheit der Stoffe, ſchimmernd und gemalt wie Libellenflügel, Spitzen und Blonden mit Gold- und Silberfäden durchwirkt, Wolken von Gaze und Krepp, Blumen von Feenhänden hervorgezaubert, Federn mit tropiſchen Farben übergoſſen, Perlen und Seide künſtlich ineinander verſchmolzen, wie wenn ein Genius an den Webſtühlen geſeſſen hätte.

Dieſer Luxus war in Harmonie mit der Schönheit der anweſenden Frauen. Der Blick überflog blendend weiße Formen, Augen funkelnd wie Onyxe, oder ſanft ſchimmernd wie Türkiſſe, Stirnen, die voll ſinniger, würdevoller Gedanken waren. Das Tönen der Muſik, das Rauſchen der Kleider, die neckenden Stimmen miſchten ſich mit Polkas und Galoppaden. Zauberiſch ſchien das Ganze, dieſe Melodien voll Düfte und dieſe durch kryſtallene Lichter in Irisfarben ſchmelzenden Flammen der Hand einer Fee entſtiegen und der ſchwarze Hintergrund der Männer nur für den glänzenden Vordergrund der Frauen da zu ſein. Wer dieſe Welt betrachtete, mußte ſich ſagen, daß ſie neben der blendenden Hülle auch eine Seele, Gedanken und Gefühle hatte, denn verborgene Leidenſchaften gaben ihr eine ſcharf ausgeprägte Phyſiognomie, in der anſcheinend flatterhafte Mädchen tiefere Wünſche verriethen, harmloſe Frauen ſich hinter dem Fächer Bosheiten oder übertriebene Complimente mittheilten; kurz, dieſe geſchmückte, durchduftete und gezierte Geſellſchaft überließ ſich einem Taumel, in dem Born mit fortgeriſſen wurde, doch nur einen Augenblick, dann faßte er ſich, foderte Marie, Auguſtens funfzehnjährige Schweſter, zum Tanze auf und war höchlich verletzt, als dieſe ihm lachend erwiderte, ſie hätte keine Ehrentänze übrig.

Bin ich denn ſo alt, ſagte er ärgerlich, daß Sie mich unter die Ehrentänzer rechnen?

Für mich ſind Sie es, ſagte ſie keck und galoppirte mit einem jungen Menſchen davon.

Born lehnte unmuthig an einer Conſole und ſah dem Tanze zu. Marie iſt ein allerliebſtes, aber ſehr impertinentes Ding, dachte er, ſie in ihren Bewegungen verfolgend. Was ſie für einen kleinen Fuß, was für eine ſchlanke Taille ſie hat! Der Mund könnte ſchöner ſein, aber welche große Augen, in denen nichts als Schalkhaftigkeit lacht. Dann

wandte er sich in Gedanken zu Augusten, verglich und musterte, gab Lilla den Arm, als es zu Tische ging, und saß unversehens wieder neben Marie, die ihn scherzend Onkelchen nannte und aus ihm, zu seinem größten Verdruß, eine Respektperson machte. Eben wollte er sich rächen, da brachte ihm der Diener ein Billet. Von Ida, sagte er überrascht, sich zu Lilla wendend. Dann las er und entfärbte sich.

„Zürne mir nicht", schrieb ihm die Schwester. „Ich bin hier in deiner Wohnung, plötzlich von meinem Manne getrennt, in der Unmöglichkeit länger mit ihm zu sein. Komm zu mir, damit ich dir mündlich die Sachlage vorlegen und deine Entscheidung hören darf."

Barn schlug sich vor die Stirne. Gott! dachte er, als er sich von den Damen beurlaubt hatte und durch die Nacht rasch seinem Hause zueilte, heirathe doch ein Jeder so spät als möglich. Was das für Verhältnisse, für verwirrende Unglücksfälle sind! Das ist auch ein Fluch unserer Zeit, daß die Frauen das Leben nicht ruhig genug zu nehmen wissen. Woher diese Hast? Daher, weil der Mann länger als eine Frau jung bleibt. Die Armen müssen rasch leben, weil sie kurz leben. Wir Herren der Schöpfung sind eigentlich vom fünfunddreißigsten bis funfzigsten Jahre am glücklichsten. In diesem blühenden Alter haben wir den Schatz der Erfahrung gesammelt, kennen das Leben und bewältigen die Leidenschaft, statt daß die Frau kaum funfzehn Jahre Jugend besitzt und nach ihnen nichts als Spreu bleibt. Von den Kanzeln müßte gesagt werden, was Alles für Uebelstand aus der jetzigen Ehe entspringt. Man sehe nur die Uebervölkerung, die Auswanderung, man denke nur an die Fabrikarbeiten, an das Unglück der Verarmten, an die Vielkinderei, die täglich überhand nimmt. Der Apostel Paulus sagt sehr weise: Heirathen ist gut, nicht heirathen ist besser. Aber wer nimmt sich Sprüche aus der Bibel zu Herzen?

Und dabei ahnen die Frauen nicht, welcher Heroismus von Seiten des Mannes dazu gehört, sich in diese entnervende Institution hineinzubegeben, davon nicht zu reden, daß ein Ehemann nie seines Eigenthums sicher ist. Eine hübsche Frau wird stillschweigend wie ein moralisches Gemeingut angesehen.

Er machte eine Pause, stand stille und dachte dann weiter: Welche elende Kleinigkeiten, die eine Ehe stören, sie null und nichtig machen können. Z. B. ein elegant bekleideter Fuß (er sah seine pariser Stiefel an), ein Frack vom Schneider Staub, ein paar Handschuhe von Spiegelhalter, eine Cravatte von Brivin.

Indem war er vor seinem Hause angelangt. Was habe ich heute nicht Alles erlebt, getrieben und geschwatzt! sagte er rasch die Glocke ergreifend. Ich bin sogar verliebt, ob in Auguste oder Marie, weiß ich zwar nicht, aber verliebt bin ich. Deswegen darf ich mit dem Heirathen mich nicht übereilen.

Durch solche Gedanken suchte er sich seinen Aerger über die Schwester wegzutändeln. Oben warf sich ihm Ida mit einer Flut von Thränen in die Arme.

Gut, daß ich dich wiederhabe, rief sie schluchzend. Wie habe ich an Liebe gedarbt, mich nach dir gesehnt, diese Stunde herbeigewünscht!

Fasse dich, sagte Born beruhigend, indem er ihr die Haare von der Stirne strich.

Sie umschlang ihn noch fester. Nein, sagte sie, laß mich mein Leid ausströmen. Ich will dir Alles erzählen, mich an dir aufrichten, dir sagen: So viel habe ich gelitten, es ist genug, das Maß ist voll, ich will nicht länger leiden.

Born stand erschüttert da. Sie sank auf das Sopha zurück, zitternd, aufgelöst, ein Bild des Grams. Das schwarze, anschließende Kleid zeigte ihre zarter gewordenen Formen,

der Blick war fieberhaft; alabastern gukten die Hände aus den knappen Aermeln hervor. Schon sah sie nicht mehr der Ida vor fünf Jahren ähnlich. Ihr Gesicht, das früher in frischen Farben glühte, war weiß und matt geworden. Violette Schatten hatten sich unter die Augen gelagert. Wenn diese, ehemals von Lebenslust, hinter feuchten Schleiern gelacht hatten, so sah man, daß inneres Leiden den Ausdruck und die Bewegung jetzt schwerfälliger machten. Born war sehr erschüttert, Ida so wiederzusehen. Gehörte er auch zu Denen, die Ideen, Resultate und Mittel da erblicken, wo Andere Gefühle, Genüsse und Täuschungen sehen, so hatte er doch nur künstlich die Wärme und Hingebung in die Tiefen seines rechtlich gebornen Innern versenkt, absichtlich sich kalt, berechnet und förmlich gemacht, um in eleganten Manieren und äußerlichen Liebenswürdigkeiten die Reichthümer seines Geistes zu verbrauchen; traurige Aufgabe eines Weltmenschen, der das höchste Ziel, eine gesellschaftliche Stellung, bezweckt! Ida's Anblick erweichte ihn gleichsam und rief die Stimmen seines Herzens, das mehr sehnsuchtlos, als gelähmt, mehr unbeschäftigt, als verdorben war, wach. Er setzte sich neben sie und indeß sich sein Verstand in verworrenen, widersprechenden, angefangenen und nicht vollendeten Gedanken verlor, sagte er ihr liebevoll: Ruhe dich aus, pflege und schone dich. Morgen wollen wir ein Weiteres reden.

Sie lehnte sich an ihn, sah ihn mit trüben Augen an und ließ es geschehen, daß er sie in ein für sie inzwischen hergerichtetes Zimmer führte, sie auf die Stirne küßte und sie der harrenden Kammerfrau mit den Worten übergab: Daß meine Schwester nur gehörig ruht. Leiden Sie nicht, daß sie früh aufsteht. Dann ging er, mit Schmerz diesen gebrochenen Körper, die Nachlässigkeit ihrer Stellung, ihre matten Bewegungen betrachtend. Verräth nicht Alles an

ihr, daß sie kein Interesse am Leben, die Freuden nur geträumt, nicht gekannt hat, dem Drucke trüber Erinnerungen erliegt? dachte er, schwermüthig in sein Zimmer zurückgekehrt.

Die Lampe flackerte trübselig. Er schraubte sie in die Höhe. Wie sie flammte, schickte er Fritz zur Ruhe und sann über dies gesellschaftliche Leben nach, das doch ein seltsam verschrobenes Ding, voll parlamentarischer Berühmtheit, aristokratischen und literarischen Anstrichs sei. Und doch, wie voll von kleinen Intriguen, todtgebornen Leidenschaften, nichtssagenden Glücks, Mißachtungen ohne Ursachen, Blicken ohne Flammen, vielen, aber nutzlos verschwendeten Geistes! Alle diese vorüberziehenden Figuren suchen weniger Genuß als Zerstreuung! rief er. Glücklich wer sich mit unbedeutenden Phrasen, mit lockenden Grimassen begnügen kann. Wer tiefer sieht, erblickt Unglück oder Reue. Und nun ist auch Ida mit in diesen Strudel gerissen, unglücklich und durch mich.

Es durchfuhr ihn, daß er sie von Sigismund getrennt. Ob sie wol glücklich mit ihm geworden wäre? seufzte er und erwartete ungeduldig den Morgen, um Ida wiederzusehen und mit ihr sprechen zu können.

Als er um zehn Uhr in ihr Zimmer trat, war sie bereits angekleidet. Ihre langen, schönen Haare waren einfach in Flechten gelegt. Das Kleid war faltenreich und dunkel. Sie schien dem Toilettenland Lebewohl gesagt, auf Effekt und Eitelkeitsberechnungen Verzicht geleistet zu haben.

Zum ersten Male seit fünf Jahren habe ich sanft und sorglos unter deinem brüderlichen Schutze geruht, sagte sie weich. Zum ersten Male genieße ich einer Art von Häuslichkeit. Wie bitter hat mir das bei Rhode gefehlt. Sie reichte ihm eine Tasse Thee, brachte ihm das Licht zum Anzünden der Cigarre, gab ihm sein Lieblingsbrot und rief mit wehmüthiger Freude: Ich werde jung, jetzt, wo ich wieder bei dir bin.

Aber wie — was hat dich zu dieſer gewaltthätigen Handlung: zu dieſer Trennung von deinem Manne veranlaßt? fragte Born beſorglich.

Alles oder nichts, entgegnete Ida traurig. Wie ſoll ich es anfangen, dir alle die kleinen, oft unſcheinbaren und doch ſtarkwirkenden Züge zu ſchildern, die dieſen Charakter gebildet und unleidlich gemacht haben.

Kindereien! rief Born unwillig.

Wären ſie es, entgegnete ſie ſanft, ich würde nicht hier ſein und dich betrüben! Aber Rhode's Fehler ſind mehr als Kindereien; es ſind die Auswüchſe eines rohen, deſpotiſchen Sinnes. Willſt du nun hören, was ich dir zu ſagen habe?

Er nickte und ſie ſetzte ſich zu ihm. Gott iſt mein Zeuge, fuhr ſie fort, daß ich einen ehrlichen Willen in die Ehe trug, daß ich ein unermeßliches Drängen hatte, aus Rhode's Exiſtenz Erfreuliches zu ſchöpfen. Ich warf mich in den Kreis meiner Pflichten betäubt und doch geſpannt, mir ſelbſt räthſelhaft, ſchwer lebend, aber entſchloſſen glücklich zu machen, um ruhig zu werden. Rhode, lieber Bruder, gehört jedoch zu denen, die ſelbſt ihren Bekannten unerklärlich ſind. Sein Rang, ſeine Geburt, ein gewiſſer Höflichkeitsfirniß, kluges Zurückhalten und eine nicht unebene Außenſeite verbieten der Kritik, bis zu ihm vorzudringen. Ich möchte ihn den Fürſten vergleichen, die nie ihr wahres Antlitz zeigen, von weitem geſehen aber Meteore ſind. Dabei unterſtützte Rhode die augenblickliche zeitgemäße Mode, beſitzt er einen gewiſſen, geliehenen Liberalismus, der ihm zwar Schärfe in den Discuſſionen über Volksangelegenheiten, doch innerlich nur Verſpottung jener Richtung iſt.

Du biſt hart, ſagte Born verweiſend.

Nein, entgegnete Ida, ich bin nur hellſehend. Er hat ſich die Wunderlichkeiten eines Genies, ohne Genie, anzueignen gewußt. Ich gebe zu, daß ſein Aeußeres etwas Außer-

gewöhnliches verräth, aber näher beſehen, iſt Alles, bis auf ſeine Bewegungen, gemacht, Bewegungen, die dem Tiktak der Uhr in ihrer mechaniſchen Regelmäßigkeit nicht unähnlich ſehen. Du weißt, daß er ein juriſtiſches Werk geſchrieben hat. Er ließ es von ſeinen Freunden das beſte des Jahrhunderts, ein wahres, das einzige Meiſterwerk der Zeit nennen, war aber natürlich nicht fähig, ſeinen Ruhm auf ein zweites fortzupflanzen, weil ihm die Ausdauer für eine langwierige Arbeit fehlt. Von den Rechten ſprang er auf die ſociale Philoſophie, ſich zerſplitternd und doch immer vom Dämon der Ehrſucht beſeſſen, über. Als er ſah, daß ein paar Männer durch großartig gezeichnete Anſichten vorwärts ſchritten, bedauerte er, nicht ein politiſches, ſtatt ein wiſſenſchaftliches Buch geſchrieben zu haben. Er glaubte ſich über Alle erhaben, befähigter als ſeine Collegen, war eiferſüchtig auf ſie, ein wahrer Komödiantencharakter, voll Egoismus, aber nicht ohne deklamatoriſches Talent. Niemand weiß beſſer Gefühle zu heucheln, ſich mit falſcher Größe zu bemänteln, mit glänzender Tugend zu ſchmücken, ſich in Worten hoch zu ſtellen, als eben er. Rhode, das kann ich dich verſichern, iſt mir wie Don Quixote in pappener Rüſtung vorgekommen. Im falſchen Gefühl ſeiner Größe und ſeiner Zukunft erlaubte er ſich Dinge, die ich Barbarismen des Gewiſſens nennen möchte. Sein Gemüth iſt niedrig und ſeine Hand reicht in Laſter und chamäleontiſche Anſichten in einem Grade hinein, daß das Zartgefühl für ihn eine wahre Chimäre iſt und er im Uebermaß ſeiner Grundſatzloſigkeit Alles rechtfertigt und das Schlechteſte entſchuldigt.

Gerechter Gott, welche Anklage! bemerkte Born traurig. Was muß in dir vorgegangen ſein, um dir ein ſo hartes Urtheil bei der Milde deines Charakters eingeflößt zu haben. Arme Ida!

Bedauere mich weniger, entgegnete ſie gefaßt. Habe ich

doch an Rhode's Seite viel gelernt! Mein Verſtand iſt ſchärfer, mein Rechtlichkeitsgefühl tiefer geworden. Wenn ich ihn beobachtete, der die Feigheit des Geiſtes gleichſam heiligte, von Jedermann ein weites Gewiſſen verlangte, ſo fühlte ich, daß das Maß des Rechtes für mich in dieſem Uebermaß, Feſtigkeit in dieſer gleißneriſchen Charakterloſigkeit lag. Was mich gleich in den erſten Tagen unſerer Ehe in Erſtaunen ſetzte, war die Erfahrung, daß Rhode das Geſtern mit dem Heute tödtete und weder Zeit noch Geduld zur Arbeit fand. Unfähig, irgend eine große Idee auszuführen, rettet er ſich hinter Phraſen, die der Epoche und dem Geſchmack gehören, oder, um mich deutlicher auszudrücken, er iſt unwahr, ein Bild falſcher Größe, incorrekter Schönheiten, ſchöner Schlechtigkeiten, voll brauſender Cascaden und entſetzlicher Sümpfe.

Als ich Rhode heirathete, blühte ſein Ruf. Jedermann nahm ihn für ausgezeichnet. Ich ſelbſt war geblendet. Der Purpurmantel ſeines Ruhms, der ihm augenblicklich von den Schultern floß, deckte aber nur die Blößen ſeines Geiſtes. Wenn er mir in den erſten Tagen unſerer Verbindung ſagte, daß ein edles, weibliches Weſen einem fleckenloſen Gewiſſen gliche, in deſſen Nähe man groß und demüthig bliebe, ſo mußte ich ſehr bald erkennen, daß er zu den Männern gehörte, die fromm in der Gegenwart ihrer Frauen, von ihnen entfernt cyniſch und ſpottend ſind und ſie gleichſam durch groteske Späße *geiſtig* entehren.

Du weißt, daß er unſer Haus mit großem Luxus eingerichtet und mich ſelbſt in ein Boudoir gebannt hatte, deſſen Wände und Gardinen Sammt und Seide waren. Wie furchtbar ſtach dieſe Pracht von dem Elend unſerer Häuslichkeit ab! Rhode iſt geizig bis zur Thorheit. Vor der Welt und ſeinen Bekannten gilt er für großmüthig; nur ich wußte, daß ich ihm nichts für die dringendſten Ausgaben

entreißen konnte, daß er das, was die Haushaltung und die Dienerschaft kostete, für überflüssig erklärte und die billigsten Ansprüche meinerseits sehr unzart von ihm abgewiesen wurden. Jedoch hinderte ihn das nicht, sich öfters mit namhaften Summen zu Wohlthätigkeitszwecken zu unterzeichnen, Bettler oder verschämte Arme aber mit Härte fortzuschicken, natürlich weil seine Großmuth hier nicht an die große Glocke gehängt werden konnte. Wer ihn in der Gesellschaft von seinen Kämpfen mit Menschen und Dingen, von den ätherischen Regionen des Gefühls reden hörte, der hätte schwerlich gedacht, daß er mir im Geheimen für einige in der Haushaltung gebrauchte Groschen peinliche Scenen machen würde.

Das ist ja der kritische Punkt fast aller Ehen, bemerkte Born, und Ida entgegnete: Die Glockenblumen sind nicht zarter, die Orchideen nicht reizender als seine Vergleiche, wenn er vor der Welt, nichts war roher, ungebührlicher als seine Ausdrücke, wenn er mit mir allein sprach. Von vornherein hatte ich eine Art passiver Stellung ihm gegenüber eingenommen, die ihn erzürnte, statt ihn entwaffnete, denn was vielleicht innere Würde, angestammte Sanftmuth war, nahm er für Heuchelei und Unwahrheit. Wie oft habe ich mich bemüht, ihm Geschmack für häusliches Beisammensein einzuflößen, wie oft mich in sein Zimmer in der Voraussetzung gedrängt, daß weiblicher Umgang ihm angenehm und erfreulich sein müßte. Hatte er mich mit einem barschen Worte abgefertigt und fort in mein Boudoir geschickt, so mußte ich erleben, daß er ganze Tage und Nächte fortblieb, unwillig nach Hause kam und, wenn ich auf ihn gewartet hatte und ihm freundlich entgegentrat, von ihm wegen unnütz verbrauchten Lichts angefahren und wie eine Magd ausgezankt wurde.

Born sah Ida mit schmerzlichem Lächeln an. Sie zer-

drückte eine Thräne und fuhr mit Anstrengung zu reden fort: Rhode hatte, wie gesagt, unser Haus mit großem Luxus eingerichtet. Ein zweites Haus war von ihm früher für eine sogenannte Freundin gemiethet und mit Aufwand meublirt worden. Dort spann sich eigentlich seine wahre Existenz ab. Dort aß und lebte er, wenn er nicht nothgedrungen bei mir sein mußte. Ich erfuhr das zufällig durch die Unvorsichtigkeit einer seiner Bekannten und lasse dich errathen, welchen Eindruck diese Entdeckung auf mich machen mußte. In meinem gerechten Schmerz schrieb ich dir darüber....

Den Brief habe ich nicht bekommen, sagte Born aufhorchend.

Ich weiß, entgegnete Ida traurig. Rhode hatte die Anordnung getroffen, daß meine Briefe durch seine Hände gehen, nach Gutdünken fortgeschickt oder bei Seite gelegt wurden. Als er den, den ich dir nach der Entdeckung seines Verhältnisses mit Mathilde Braun schrieb, geöffnet und gelesen hatte, kam er in einem Anfall von guter Laune zu mir und gestand, im Besitz meines Briefs zu sein. Ich sah ihn erstarrt an, da lachte er und fragte mich, seit wann ich die Ehe vom Kammerjungfergesichtspunkte aus betrachtet und ihn für treu gehalten habe? Die darauf fölgende geniale Schilderung seines Lebens mit Mathilden endete damit, daß er sie mir in ihrer Schalkhaftigkeit zum Muster aufstellte. Von diesem Augenblick dachte ich ernstlich an eine Scheidung, sprach darüber mit Rhode, wurde aber wie ein Kind, das Albernheiten sagt, ausgelacht. Einmal, wo Rhode zufällig mit mir auf der Promenade war, begegneten wir Mathilden und er zeigte sie mir, ohne daß ich es zu hindern vermochte. Sie hat wirklich, darf ichs leugnen, ein reizendes Köpfchen, Züge voll geistreicher Correktheit, aber einen Blick, der dem der wilden Thiere in seiner starren Grausamkeit nicht unähnlich ist. Die versteht alle Fäden des Herzens beben zu

machen, ſagte er mir und ſetzte hinzu, ſie kenne das Leben, von dem Käſebutterbrot an bis zu den Faſanen mit Trüffeln geſtopft. Wer ſie im weißen Gewande auf ihrer chaise longue ruhen ſähe, der nähme ſie für ein ſechzehnjähriges Mädchen, ſo träumeriſch unſchuldig ſei Alles an ihr. Einen Augenblick darauf ſpränge ſie auf und könne wie ein Huſar fluchen. Ihre Reize ſind ihre Widerſprüche, bemerkte er, indeß ich zernichtet daſtand. Obendrein nannte er meine gekränkte Ehre Sentimentalität. Wollte ich nicht noch Aergeres dulden, ſo mußte ich wieder ſchweigen. Als ich mich nun aber anſtrengte, ihm bei Gründung eines politiſchen Blattes, das er im Auftrag der Behörde bei Gelegenheit des Landtags herausgab, behülflich zu ſein, fand er mich plötzlich brauchbar, beſonders wie ich ihm ſagte, daß heutzutage ein politiſches Blatt eine Macht ſei.

Die Ehrſucht iſt wie der Tod. Sie reicht überall hin, zerſtört und läßt nur das Gerippe zurück. Rhode war dem Blatte, das er gegründet, nicht gewachſen. Er wollte ſcheinbar liberal und doch innerlich ſtreng monarchiſch ſein. Natürlich ſchlichen ſich Fehler über Fehler, Taktloſigkeiten aller Art und endlich ſo viele Widerſprüche ein, daß er ſeinen Abſchied aus dem Miniſterium, er wußte nicht wie, hatte. Man ſetzte ihn auf Wartegeld. Nun ging erſt meine eigentliche Leidenszeit an. Rhode, erbittert durch ſeinen Sturz, klagte mich, die ich ihm allerdings ſeine politiſchen Fehden nicht widerrathen hatte, an und überſchüttete mich mit Vorwürfen, die eigentlich ihm ſelbſt und ſeiner Partei gehörten. Um ſich an mir zu rächen, ſteckte er ſich hinter Armſeligkeiten, fand den Caffee verbrannt und das Eſſen abſcheulich, machte mich verantwortlich für Knöpfe, die an ſeinen Handſchuhen fehlten, und entwickelte einen Kleinlichkeitsſinn, der, täglich mit Stecknadeln dieſelbe Stelle treffend, endlich eine Wunde verurſachte und mich unglücklicher denn je machte.

Wenn ich Rhode ſagte, er ſolle mir ſein doppelſeitiges Weſen, liebenswürdig in der Geſellſchaft und verletzend im Alleinſein, erklären, ſo entgegnete er: Weißt du nicht, daß man ſich in der Welt nie erzürnen, nur hie und da ein geiſtreiches Wort ſagen und ruhig im Augenblick ſein muß, wo man die größte Luſt hat, die Leute, mit denen man redet, aus dem Fenſter zu werfen? Im Hauſe zeigt man ſich natürlich in ſeiner wahren Geſtalt. Man muß ja Erholung von dieſem Weltzwange haben!

Wir zogen aufs Land. Rhode war gewohnt eine Rolle zu ſpielen, mit im Triebrad der Geſchäfte zu ſein. Als ihm das fehlte, ward er von einer Härte gegen mich, die jede Beſchreibung überſteigt. So ſehr ich mich, die ich ſeine gewaltthätige Laune als Folge ſeines Unglücks gleichmüthig ertrug, anſtrengte, ihm das Leben angenehm zu machen, ſo wenig gelang mir dies. Ich hatte ihm gemeinſchaftliche Spaziergänge vorgeſchlagen. Ich bat ihn, mich in der Geſchichte zu unterrichten, ſprach von der Selbſtadminiſtration unſeres Gutes. Ueber dies, wie über ſo vieles Andere zuckte er die Achſeln, weil er nur Ein Intereſſe, den Ehrgeiz, beſaß und, da dieſer zerſtört, das Uebrige ihm gleichgültig war. Seine Freunde waren ſeine Feinde im Augenblick geworden, wo er ſich über ſie zu erheben geſucht hatte!

Ja, ja! unterbrach ſie Born. Das iſt der Lauf der Welt. Wer ſich erhebt, dem wachſen die Feinde aus dem Erdreich hervor.

Nach dem, einem Seiltänzer nicht unähnlichen Leben, das Rhode geführt hatte, entgegnete Ida, ward ihm der Aufenthalt auf dem Lande unerträglich. Er ging zuerſt häufig auf die Jagd, um ſich Bewegung zu machen, kam verſtimmt nach Hauſe, ging dann wieder, blieb länger.... Ich hatte mir längſt geſagt, daß ich ihm nichts ſei. Hätte ich mir einräumen dürfen, daß ich ihm nützlich werden könne,

ich hätte, das kann ich betheuern, seine Sorgen und Schmerzen, seine Höhe und seinen Fall getheilt, mich gezeigt und nicht gezeigt, ihm das Glück mit vollen Händen gestreut, ohne Phrasen oder Vorwürfe, mich auszeichnen oder vernachlässigen, mich nehmen und wie einen Gegenstand mich wegwerfen lassen. Aber was einem Manne gegenüber anfangen, der seine Frau wie ein Werkzeug betrachtet?

Man muß ihn seinen Weg gehen lassen? sagte Born unmuthig.

Das habe ich mir um so mehr gesagt, bemerkte Ida, als Rhode ein für mich aus hohlen Worten zusammengesetztes Problem, eine Art von Gespenst wurde. Ich zog mich von ihm zurück und hätte vielleicht in dieser innern Stille das Gleichgewicht wiedergefunden, wäre ich nicht auf einem Spaziergange Rhoden begegnet, wie er ein weibliches Wesen am Arme hatte. Es war wieder diese Mathilde! Sie hatte, das erfuhr ich, in der Nähe des Gutes, aus wirklicher oder spekulativer Anhänglichkeit, eine kleine Wohnung gemiethet. Eine Stunde nach dieser Begegnung verließ ich das Haus, um zu dir zu reisen.

Ida schwieg erschöpft und Born blickte zur Erde. Dann faßte er sich und fragte mit beklemmter Stimme: Was willst du nun thun, welchen Entschluß wirst du fassen?

Ich will bei dir bleiben, entgegnete Ida hastig.

Bei mir? sagte Born betroffen. Nehme ich mich dann nicht aus, als begünstigte ich deinen Schritt, träte in Feindschaft mit Rhode und verwirrte die Partien, statt sie zu schlichten?

Diese kalten Worte betrübten Ida. Als sie in Thränen ausbrach, fühlte sich Born unangenehm berührt, darum eilte er sie zu beruhigen und meinte, Ida solle sich fern von gewaltsamen Entschlüssen halten, ein vorläufiges bei ihm Bleiben könne als Besuch gelten, das compromittire weder sie, noch ihn.

Dann sprach er von diesem und jenem und kam bald wieder zu einer heitern Stimmung. Inzwischen meldete Fritz Rhode's Reitknecht an. Ida fuhr vor Schreck zusammen. Born nahm ihm aber gelassen einen Brief ab, öffnete und las ihr den Inhalt vor, der damit schloß, daß er Ida zu infamiren drohe, wenn sie nicht augenblicklich zurück zu ihm kehre.

Wahrscheinlich, sagte sie traurig, vermißt er mich als Haushälterin.

Das ist doch besser, als wenn er dich gar nicht vermißte, antwortete ihr einlenkend Born, der zwischen Mitleid für Ida und der Furcht vor Proceßwiderwärtigkeiten hin und herschwankte. Aber einen Moment darauf sah ihn Ida mit ihrem stillen Antlitz so unsäglich sanft an, daß er, auf seine erste Idee zurückkommend, rasch sagte: Ich werde Rhode schreiben, daß du bei mir bist und dir Bedenkzeit ausbittest.

Sie hielt ihm ihre krankhaft weiße Hand sprachlos dankbar entgegen und er legte die seine freundlich hinein. Dann setzte er sich an den Schreibtisch, sagte Rhoden ein paar Worte, daß Ida's Gesundheit einer Erholung bedürfe, siegelte, und als er den Reitknecht fortgeschickt hatte, bemerkte er nicht ohne Schwermuth: Wer hätte gedacht, daß wir uns in diesem Zimmer so wiederfinden würden! Welch ein Ballast von Leid ist über dich gekommen und hat dir deine Jugend verkümmert. Denkst du noch, wie froh und geschwätzig du warst, als wir hier einzogen?

O, wol denke ich daran, entgegnete sie beklemmt. Und nach einer Weile fragte sie: Was weiß man wol von Sigismund?

Direkt habe ich nichts mehr von ihm gehört, entgegnete er absichtlich zerstreut. Ich vermuthe, daß er Kohl gepflanzt und die Menschheit vermehrt hat.

Ida schwieg verletzt. Born öffnete das Fenster, rückte

an ſeinen Nippesſachen, ſprach von den Schmerzlichkeiten, die ſich einem Jeden aufdrängen, wenn man nach einer geringen Anzahl Jahre den Blick auf die wirft, die man geliebt und aus den Augen verloren hat, und ſagte dann: Wie ich weiß, hat Sigismund einige Bücher geſchrieben. Sie ſind gut. Ich habe ſie geleſen, ob ſie gleich nicht in mein Fach ſchlagen. Auch die Anzeigen darüber ſind günſtig.

Nun hatte Ida plötzlich einen Anhalt in ihrer ſtillen, oft unterdrückten Sehnſucht nach Nachrichten von Sigismund. Als ſie erfuhr, es wäre wieder etwas erſchienen, hing ſie ihre Mantille um und ging raſch zum Buchhändler. Haben Sie die neuern Werke des Doctor Hallig? fragte ſie ſtockend, erſchrak freudig, als ihr der Commis zwei ſtarke Bücher brachte, verbarg ſie unter ihrem Mantel und lief damit nach Hauſe. Wie eine warme, weiche Hand, ſo legte ſich ihr der Gedanke ins Herz: Ich werde leſen, was Sigismund gedacht und geſchrieben hat! Sie fühlte ſich ſo glücklich mit den Büchern in der Hand, daß es ihr war, als ſei ſie nun nicht mehr allein. Ein befreundeter Geiſt begrüßte, eine ſeltſame Befriedigung durchbebte ſie. Sein Leben ſchien vor ihr zu liegen, ſeine Athemzüge ſich mit den ihrigen zu miſchen. Wie war ihr Alles ſo verſtändlich, ſo zuſagend! Sie lag ausgeſtreckt auf dem Divan, das Falzmeſſer in der Hand, raſch nacheinander die Seiten aufſchneidend, lächelnd und weinend, je nachdem die Stimmungen wechſelten, voll Bewunderung für dieſen feinen, mittelbaren Umgang, gewaltſam jeden Wunſch, jede Sehnſucht zurückdrängend und doch von ihr wie von Meeresflut überſchüttet, immer deutlicher ihre unzerſtörbare Verwandtſchaft mit Sigismund, die phönixartig aus den Büchern und ihrem Herzen aufſtieg, erkennend, immer tiefer ſich in die Wahrheit ihrer Liebe verſenkend.

Einmal fand ſie, mitten unter pädagogiſchen Erörterungen, folgende philoſophiſche Stelle: „Wenn es Menſchen

gibt, ſchrieb Sigismund, die wie unheilvolle Strömungen kleine, heimlich angelegte Glücksinſeln zerſtören, ſo ſind es unſtreitig diejenigen, die die Ehe unauflösbar gemacht und die Geſchlechter zur Liebe gleichſam gezwungen haben. Wer weiß nicht, wie unerträglich im Innern der Familien jene ſchwer zu ertragenden Launen, jene prickelnden Gewohnheiten ſind, in die Frauen hineingerathen, weil ſie das menſchliche und männliche Herz nicht kennen. Sie enden, ohne angefangen zu haben, erziehen Kinder, die unreif bleiben, bilden eine ganze Generation voll Schwachheit, bis endlich einmal ein glücklich geformter Charakter ſich Bahn bricht. Das Alles, weil ſie glauben, daß Stricken, Bibelleſen und Rechnen eine vollſtändige Erziehung ausmachen! Und doch liegen in einem weitverzweigten Unterricht mehr Glückselemente, als man ſich gemeiniglich geſtehen will."

An einer andern Stelle las Ida: „Wir ſind Menſchen und Chriſten. Wir predigen Gleichheit und thun doch Alles, um den Unterſchied zwiſchen uns und dem Nächſten fühlbar zu machen. Womit dieſem Unheil ſteuern? Wäre es nicht wünſchenswerth, ſich weniger um Fremdes und mehr um Eigenes zu bekümmern, das vorzugsweiſe auszubilden, was Schmerzen heilt und Thränen trocknet."

„Die Ergebung iſt heilſam für das Individuum und ſchädlich für die Maſſe. Wird man behaupten können, daß man ſich nicht an das Ideale, nicht an das Abſolute, ſondern an die Einzelheiten der direkten Nützlichkeit zu halten hat? Die Natur beweiſt, daß ſie oft Körner mit vollen Händen ausſtreut, um nur ein einziges aufgehen und Wurzel faſſen zu ſehen. Jeder ſuche in ſich das Wahre, horche auf die Stimmen des Herzens, laſſe ſich von ihnen leiten und führen. O wie beneidenswerth ſind die voll Vertrauen und Hingebung, voll Herzlichkeit und Friede die Werke ihrer Tage keimen und gedeihen ſehen, ihr Glück in die herge-

brachte Ordnung, in das Gemüth eines treuen Freundes, auf das Haupt eines edeln Weibes säen, ihr Schicksal nicht in den Strudel der Leidenschaften senken!"

Ida hielt hier einen Augenblick inne; dann zitterte sie, als sie auf einer neuen Seite den Ausruf fand: „Wer gedenkt nicht mit lächelnder Schwermuth der vergeblichen Wünsche, der kindischen Plane, der Freude an einem wolkenlosen Himmel, der Hoffnung der ersten Jugend, dieses zauberhaften Zustandes, wo man an das Glück, an die Erfüllung der Sehnsucht glaubt! Man fragt sich, was die fesselnde Kraft in der Freiheit, diese hindernde Schwäche mitten in der Energie ist? Was man erwartet, wenn man nicht hoffen, was suchen, wenn man nicht lieben kann?"

Es war Ida, als hörte sie Sigismund's Stimme, der ihr aus der Ferne den Gruß seiner Sehnsucht sandte. Er hatte, das sah sie ganz deutlich, mitten in seinen objectiven Studien seine Freunde zwischen den Zeilen lesen lassen. Der knappe Zuschnitt der bürgerlichen Verhältnisse drückte ihn. Das Leben an Sophiens Seite war unbefriedigend und niederwerfend, die „prickelnden Gewohnheiten" der Frauen, von denen er geredet, der Mangel an höherer Erziehung, ja selbst die „misverstandene" Moral, die ein edles Gefühl mit einem gemeinen verwechselt, konnten Hindeutungen auf seine Verhältnisse sein! Mit diesem Ariadnefaden ausgestattet, durchlief sie das Labyrinth seiner Schriften. Wie mehrte sich aber der schmerzliche Eindruck, als sie eine Note fand, worin Sigismund bemerkte: Eine weitere Forschung über den vorliegenden Gegenstand sei ihm um so weniger erlaubt, als er in seinem Wohnort aller Hülfsquellen entbehren und sich namentlich einer Reise nach Paris wol für sein ganzes Leben enthalten müsse. Diese Schranke, die seine Beziehungen in ihrer negativen Gewalt um ihn gezogen hatten, schien ihr ein Gitterwerk, hinter dem sich sein edler,

ſtrebender Geiſt bis in den Tod abmarterte. Zwar verkannte ſie keineswegs die faſt antike Strenge ſeines Charakters, aber ſie geſtand ſich auch, daß Vieles, was Andere tröſten könnte, für ihn nicht vorhanden ſei. Und in der That, die bei ihm ſcharf gezeichnete Trennung zwiſchen Ideal und Wirklichkeit zeigte ſich nur zu deutlich und nur die, wie Irrlichter tanzenden Reminiſcenzen an ſeine Liebe zu Ida ſchleuderten zuweilen einen Liebesfunken oder gar einen feurigen Brand auf das todte Feld der Betrachtung.

Sigismund hatte viel über Religion geſchrieben und ſie als einzig aus Liebe beſtehend hingeſtellt. Seine große, ſittliche Kraft, ſeine reine, von Eigennutz entblößte Hingebung an die Entwickelung des Menſchenwohls offenbarten ſich in dieſer Abtheilung ſeines neuen Werks, vor denen Ida glühte und bebte, aber zugleich machte ſich ihr die Entzweiung ſeines Innern fühlbar, weil er gegen den finſtern Geiſt des Chriſtenthums ankämpfte und keine poſitive Religion gelten laſſen wollte.

Im zweiten Bande entwickelte Sigismund wiederum ſein geheimes Leben neben wiſſenſchaftlichen Zwecken. Sein tüchtiges Naturell ſtieg entſcheidend hervor und ließ ihn den populairen Ton mit großer Wahrheit treffen. Was aber Ida am meiſten feſſelte, war Sigismund's Perſönlichkeit, ſeine aus den Alten geſchöpfte Bildung, die ſich in alle innerlichen Theile des Daſeins hinabſtürzte, jene Durchdringung, die in der Wirklichkeit das göttliche Geheimniß ſucht. Freiheit, das erkannte ſie, war für Sigismund ſittliches Gefühl, und nur ſeine unglückliche Ehe, die wie eine Paſſionsblume aus den Zeilen hervorſchoß, war für Ida ein Schmerz, der in ihren eignen Flammen ſie erſticken und vergehen ließ. In wenig Stunden hatte ihre Neigung zu Sigismund wieder Macht gewonnen. Verſchleierte ſie ſie in ſich, ſo flimmerten doch wunderbare Schatten- und Dämmerſtreifen an ihrem

Horizonte und ließen sie zwischen Ergebung und Leidenschaft, Philosophie und Offenbarung mitten innen schweben. So hatte sie lesend und träumend die Nacht verbracht. Mit diesem Ergriffensein besuchte sie Orte der Erinnerung am andern Morgen, sah sie in Born's Zimmer Bücher wieder, die sie mit Sigismund gelesen hatte. Hier auf diesem Stuhl hatte er gesessen, hier zu ihr geredet, dort sie nur schüchtern angesehen. Sie rief sich ihre Gespräche mit ihm, sein mildes Gemüth, seine Stimmungen und Verstimmungen zurück und war athemlos, als Abends im Lilienthal'schen Hause die Rede auf Sigismund, als auf einen Autor kam, der neben tiefen Geschichtsstudien eine Mischung von Schwermuth und Naivetät offenbare, die eine Anwendung auf das praktische Gebiet nicht zulasse.

Das kommt daher, meinte ein älterer Herr, weil der Doctor Hallig wie ein Maulwurf an seine Erdscholle gebunden ist. An Fehlgriffen kann es dabei nicht fehlen, denn ein Talent darf sich nicht einseitig ausbilden.

Er ist deutsch durch und durch, bemerkte ein Vielgereister. Krank deutsch, möchte ich sagen, deswegen kommt er nicht über seine persönlichen Sorgen hinaus, was auch sehr natürlich ist, da seine Familienverhältnisse ungünstig sind. Können Sie sich denken, daß dem Doctor Hallig vor einigen Jahren eine vortheilhafte Stellung angetragen wurde, die er mit Freuden annahm, dann aber häuslicher Rücksichten wegen wieder aufgeben mußte?

Das gibt mir, fügte der Minister des Innern, der bei diesem Gespräch aufgehorcht hatte, hinzu, Aufschluß über einen Vorfall, den ich selbst mit Doctor Hallig erlebte. Gleich nachdem sein Geschichtswerk die Presse verlassen hatte, schrieb ich ihm und machte ihm den Antrag, einen Lehrstuhl an einer Universität unter vortheilhaften Bedingungen anzunehmen. Die Antwort ließ sich lange erwarten. Endlich schrieb

er, seine Familienverhältnisse seien der Art, daß er seinen Wohnort nicht mit einem andern vertauschen könne. Ich konnte mir das Wort nicht gleich erklären. Später habe ich mir gesagt, daß wol eine niederdrückende Macht in häuslichen Beziehungen der Art liegen muß. Täglich kommen bei uns Briefe und Gesuche ein, wo die Beamten immer „aus Rücksicht auf Familie" Aenderung ihrer oft glücklichen Lage wünschen.

Das Gespräch ward allgemeiner und Ida, der kein Wort davon entgangen war, flüchtete sich voll Schmerz über das Schicksal ihres Freundes in ihr Zimmer, wo sie lange, lange mit heiliger Sehnsucht vor der goldenen Pforte ihrer Jugenderinnerungen hin und herwandelte.

Wenige Tage darauf las sie in der Zeitung, daß Sigismund einen Ruf nach E** erhalten hätte. Der Referent setzte hinzu, die Annahme desselben sei um so mehr zu erwarten, als diese Stelle des Doctor Hallig's Neigungen im Lehrfache völlig entspräche.

Das wird er annehmen, jubelte Ida mit hochschlagendem Herzen und war erstarrt, als sie kurz darauf die Notiz fand, Sigismund hätte wiederum nein gesagt. Wie hatte sie sich eine freiere Lage für ihn ausgemalt, wie sich gedacht, diese Thatigkeit in wahrhaft glänzender Lage würde eine herzstärkende Zaubergewalt auch über Sophie ausüben! Sie hatte nicht auf die immer größer werdende Unmöglichkeit, Sigismund wiederzusehen, nicht auf den Schmerz dieser Trennung hingeblickt. Jener Enthusiasmus, den sie für ihn empfand, jene Selbstvergessenheit, die die wahre Weihe des Lebens ist, hatten sie über das, was drohend und feindlich war, hinwegsehen, sich in dem Wohl des Freundes auflösen lassen. Und nun mußte sie sich, das unglückliche Blatt in der Hand, mit trüben Augen eingestehen, daß Sigismund's Kette schwerer denn eine Galeerenkette sei.

O! rief sie, mit hervorstürzenden Thränen, man liest kalt in den Zeitungen einfache Thatsachen. Aber welche Arabesken von Schmerz ranken sich um die dürrste Notiz; welche Fülle von Leid, die aus zwei Worten, aus dem Ja oder Nein wächst und sich erbarmungslos über die ganze Existenz gießt.

Und indeß sie Sigismund's Schicksale nachsann, fehlte es ihrem eignen weder an Herbe noch Erregung, denn neben Mahnungen, die wöchentlich von Rhode einliefen und widerwärtige Rechnungsexempel enthielten, machte ihr auch Born's Verhältniß zu Auguste viel Sorge.

Du bist mir aber doch eine wahre Retterin gewesen, sagte er ihr in Rücksicht auf diese Beziehung. Du weißt aber auch, wie sonderbar ich organisirt bin. Liebe ich, so kann ich den Augenblick, frei zu sein, nicht erwarten, und bin ich frei, so möchte ich gleich wieder gefesselt sein. Jetzt, wo ich doch so ziemlich von Auguste losgerissen bin, jetzt will ich ein Narr sein, wenn ich diesen beseligenden Zustand so bald wieder aufgebe. Es leben die flüchtigen Neigungen! A bas die Welt- und Gesellschaftsdamen in Romantik getaucht!

Ida seufzte misbilligend. Ihr war leider an Born dieser furchtbare Männeregoismus bekannt. Vielleicht wäre er durch mehr Widerspruch ihrerseits selbstloser geworden, denn theilweise floß seine Ichsucht aus der unendlichen Liebe, mit der Ida ihn umgab. Weil sie sich ihm unterordnete, sich immer bereit zeigte, ihn glücklich zu machen, entsprang bei ihm der Gedanke, die Welt müsse wie seine Schwester, großmüthig und ihm unterwürfig sein. Er war egoistisch ohne Bewußtsein und dachte gar nicht, daß Auguste ein gebrochenes Lebensglück, eine auf immer zerstörte Jugend haben könne.

So standen die Sachen, als Lilla Mäuseburg, die eine Art von Blaustrumpfsstellung sich in der Gesellschaft erobert hatte, ein offnes Haus machte und gern Abends bei sich geistreiche Menschen sah, Ida zu einem Leseabend, den diese vor-

zugsweise liebte, einlud. Ueberdies war ihr Lilla's Haus schon deshalb angenehm, weil sie ohne Aufsehen kommen und gehen, wegbleiben und sich wiedereinfinden konnte. Lilla übte den Grundsatz im vollen Maße, daß Zwangslosigkeit zur Freude des Beisammenseins beiträgt, nöthigte nie zum Bleiben, machte keinen Unterschied im Rang, war heiter und nahm selbst die, die nicht zum Adel gehörten, gut bei sich auf, zankte auch nicht, wenn einmal ein Versehen der Diener vorfiel. Sie schien dies ebensowenig als die Anwesenden zu bemerken, und nur wenn sie allein mit der Dienerschaft war, bewiesen strengere Ermahnungen, daß ihren Blicken nichts entgangen war. Ihr Haus, mit Geschmack eingerichtet, bot schöne, große Räume, kleine Etablissements mit Tischen voll Bücher und Kupferwerken geziert. Besonders hübsch war ein Boudoir, dessen großes gothisches Fenster von einer Epheulaube umschattet war. Ida nannte den Sitz dahinter ihr Observatorium, weil sie sich dort gern aufhielt, ihren träumerischen Gewohnheiten nachhing und gesondert von der Gesellschaft und doch mit ihr war. Jetzt aber hatte sie sich tief in die schwellenden Sammtkissen des Sitzes gewühlt, den Kopf auf die Hand gestützt und still vor sich hinblickend an das Sonst mit seinen immergrünen Erinnerungen gedacht, da trat ein Bedienter zu Lilla, die unweit Ida's mit dem Minister des Innern sprach, und meldete einen Fremden, den Doctor Hallig!

Diesen Namen hören, sich aufrichten und mit einem dumpfen Schrei wieder zusammenbrechen, war Eins bei Ida, denn schon trat Sigismund mit blassem, magerm Gesicht ein, verbeugte sich mit edlem Anstande und war überrascht, als der Minister ihn in eine Ecke zog und ihn auf eine wohlwollende Weise Vorwürfe über die Nichtannahme seines Vorschlags machte. Oder sind Sie vielleicht hier, um Ihr Unrecht wieder gut zu machen? fragte er freundlich.

Sigismund dankte, sagte, daß sein Entschluß ihm selbst schmerzlich gewesen sei, und fügte, sich gewaltsam ermannend, hinzu, er sei hier, um auf der Bibliothek einige seltene Werke, die er sich zu seiner neuesten Arbeit nicht habe verschaffen können, nachzuschlagen.

Indeß athmete Ida kaum. Ihr Herz wurde immer schwerer, ihr Blick immer trüber. Sigismund sprach mit dem Minister in ihrer Nähe. Sie konnte ihn aus ihrem Versteck mit unsäglicher Trauer betrachten. Wie alle Personen, die in der Einsamkeit leben, verstand er nicht, die Maske der Heiterkeit vorzunehmen, wenn er bedrückt war. Auch jetzt sah er, von geistigen Schmerzen zerarbeitet, wahrhaft gespenstisch, krank und zerstört aus. Im Sprechen machte er einmal eine Bewegung mit der Hand, da bemerkte Ida mit blutendem Herzen, von welchem welken Weiß sie war. Mit innerer Gleichgültigkeit schien er sich von dem Minister zu den ihn umringenden Männern zu wenden, und nur wenn eine Frau sich nahte, oder Lilla im weißen Kleide vorüberrauschte, erröthete er lebhaft, war wenig zuvorkommend und für die winzigen Weltinteressen durch und durch stumpf. Er hatte offenbar keine Anknüpfungspunkte zwischen den Frauen und sich, ja er vermied mit ihnen zu reden, unempfindlich wie er gegen den brillantirten Verstand und die künstliche Bildung war. In dem flüchtigen Augenblicke, wo Ida als Sonnenstrahl in sein Leben gefallen, zeigte er sich zwar emporgerissen aus der maschinenmäßigen Richtung seiner Existenz, aber seitdem war er wieder still in sich versunken. Das bemerkte Ida gleich an einzelnen Aeußerungen, die er den Männern gegenüber machte und die so schroff waren, daß sich Viele verletzt fühlten. Aus ihrem Versteck hervorzueilen, dazu fehlte Ida der Muth. Sie blieb unbeweglich an ihrem Platze sitzen, als Sigismund offenherzig sagte, er sei zu Frau von Mäuseburg gekommen, um Born

zu finden, und bedauere, ihn nicht getroffen zu haben. Noch weniger mochte ſie ſich ihm zu erkennen geben, als er, ſchon der Thüre zugewandt, ſich nach einer kleinen halben Stunde empfahl, denn die erſchütternde Bewegung ihres Innern hatte bei Sigismund's Anblick ſo überhand genommen, daß ſie ſich wie gelähmt fühlte und erſt lange, nachdem er fortgegangen, zu Lilla's und der Geſellſchaft Beluſtigung aus ihrem „Obſervatorium" mit gewaltſamer Faſſung hervorkam.

Ich denke, Sie ſind längſt nach Hauſe gefahren, rief Lilla muthwillig. Daß Sie die Rolle eines Spions übernehmen, trauete ich Ihnen nicht zu und vermuthete Sie von goldenen Träumen umwebt, ſtatt daß Sie mit uns Verſteck ſpielten. Darüber haben Sie den Doctor Hallig verſäumt, der hier war.

Und als Ida ſie blicklos anſah, ſagte ſie leiſer, zu ihr gewandt: Sie ſollten ſich zuſammennehmen, liebe Ida, und nicht wie aus einer andern Welt zu uns herniederſteigen. Sie waren früher ſo heiter und lebensfroh und jetzt ſind Sie ganz menſchenſcheu geworden.

Ja ... früher? entgegnete Ida und ſank in ihre ſtarre Regungsloſigkeit zurück.

Das war eine Nacht! Ida verbrachte ſie ſchlaflos auf einem Stuhle, die gefalteten Hände um die Knie geſchlungen und den Blick unbeweglich zum Himmel gerichtet. Gott, welche Angſt, deren ſie nicht Herr werden konnte und die in ihrem Gemüth immer weiter um ſich griff. Sie ſollte Sigismund wiederſehen, von Neuem den Schmerz der Entſagung durchlaufen! Ach, wie ſie eine höhere Macht zu erkennen glaubte, wie ſie nicht mehr entfliehen konnte, wie es ſie hielt, daß ſie ſich dies Begegnen ausmalen mußte! Zu dieſer Thüre konnte Sigismund eintreten, dort auf den Seſſel ſich niederlaſſen. Wird er derſelbe ſein? Haben ſich

seine Gesinnungen verändert? Was mag auch er in diesen fünf Jahren gelitten haben? Das waren Fragen, die sich ihr so gewaltsam aufdrängten, daß sie mit in die Höhe gehobenen Händen Gott um Beistand anzurufen schien.

Wie die Sonne hinter den herabgelassenen Gardinen hereinlugte und Ida sich anschickte, die Unordnung einer gänzlich durchwachten Nacht an ihrem Anzuge zu vernichten, hörte sie die Thüre des Nebenzimmers, in dem Born sie zum Frühstück erwartete, aufreißen und Sigismund's Stimme, der zu ihrem Bruder sagte: Guten Morgen, bester Freund. Ich suchte dich schon gestern bei Frau von Mäuseburg und komme nun, obs gleich bei dir früh an der Zeit scheint, dich nach so langen Jahren wiederzusehen.

Es hat mich recht nach dir verlangt, antwortete Born traulich. Nur der Gedanke, vernarbte Wunden wieder aufzureißen, hielt mich vom Schreiben ab.

Oder deine Trägheit, sagte Sigismund und setzte sich neben Born, der ihn aufmerksam betrachtete und endlich in die Worte ausbrach: Nun sage mir, Sigismund, wie es dir gegangen ist? Deine ermüdeten Züge beweisen mir, daß du nicht glücklich bist.

Tiefes Stillschweigen, indeß Ida im Nebenzimmer sich athemlos auf ihrem Sopha niederließ.

Wie Recht hattest du in deiner Freundschaft für mich, begann Sigismund endlich von Neuem. Wie oft habe ich deiner Warnungen in meinen Kämpfen, in allen Qualen einer im häuslichen Kreise unbefriedigten Existenz gedacht!

Born, der im Grunde gut war und Sigismund lieb hatte, so viel Charaktere der Art lieben können, gab ihm die Hand und entgegnete: Siehst du, daß du mir hättest vertrauen und nicht heirathen sollen? Der bittere Gram, der dir die Stirne zerfurcht und deine sonst leuchtenden Augen ausgelöscht hat, geht mir durch die Seele, denn ich erkenne,

wie dein heißes Herz, von Pfeilen durchbohrt, recht tief matt ist.

Wer hätte aber auch das so denken sollen! begann Sigismund von Neuem. Auf unsern alltäglichen Wegen, einem stillen Schicksal, in beschränkten Verhältnissen, schien mir der Friede gesichert. Ich heirathete, weil ich mir da Ihr das Glück, mir die Ruhe! Aber wie schmerzlich ich mich getäuscht und einsehen lernen, daß es Frauen die in der ihnen angebornen engen Gedankensphäre die sachsten Verhältnisse zu Martern machen.

Mein armer Sigismund, sagte Born eindringlich kann mir denken, wie Uhland's Wort auf dich paßt: sitze wie ein Fisch auf dürrem Sand!"

Es entstand eine kleine Pause, in der Ida, den in die Hände gestützt, mit zerrissenem Gemüthe im Z zimmer aufathmete, dann sagte Sigismund: Wie soll i anfangen, dir ein klares Bild meines Lebens zu entwe Gleich nach der Hochzeit, in den ersten acht Tagen m Ehe, erkannte ich den schmerzlichen Misgriff, den ich ge die Folgen desselben, die nun vor mir lagen. Dieser m cholische Kampf mit der Alltäglichkeit, der sich in ewig selnden und doch immer gleichen Scenen kund that, so etwas Aufreibendes, daß ich davon müde und ganz st und dumpf wurde. Sophie ist nicht fähig je daran zu ken, mir das Leben durch kleine Aufmerksamkeiten, durch stenden Zuspruch und klares Verständniß süß zu ma Sie ist nur mit dem beschäftigt, was ihr zunächst liegt meine mit der Haushaltung, den Mägden, ihren Zänke und Angelegenheiten Haben wir große Wäsche, so bi sicher, daß sie acht Tage vorher von ihrem mühevollen ruf spricht, sich bitter über die Sorgen, die ich ihr gebürdet, beklagt, sich eines jeden von ihr ausgebess Strumpfes rühmt und ihre Anstrengungen weit übe

meinen setzt. Dabei preist sie ihre Güte gegen die Dienstboten und wenn ich mich zusammennehme und ihr gelassen sage, daß ich statt Nachsicht mehr Aufmerksamkeit und Sparsamkeit wünsche, so läuft sie zu ihren Aeltern und schüttet ihre Klagen über meine Despotie in einer Weise vor ihnen aus, daß sie kommen und mich über das Unglück ihrer Tochter zur Rede stellen. Du kannst dir denken, was ich in dieser Hinsicht schon erlebt und überwunden habe!

Born murmelte etwas von wahnsinniger Wirthschaft und Sigismund sagte: So lange Sophie noch nicht Mutter war, ging es mit ihr, aber sobald dieses, von den meisten Eheleuten ersehnte Glück ihr zu Theil ward, fing sie an vollends wunderlich zu werden. Denn es gestaltet sich manches in ihrem Charakter sogar zur Selbstüberhebung und zum Hochmuth.

Du hättest deinen Einfluß geltend machen und sie erziehen können, bemerkte Born verdrießlich.

Sigismund seufzte und wollte in seinen Geständnissen nicht weiter gehen. Wer weiß, sagte er beklommen, ob ich es nicht bin, der die Schuld allein trägt! Ich hätte Sophien nicht heirathen sollen, obwol ich mir einbilde, daß sie mich — liebt.

Du kommst mir in deiner Nachgiebigkeit schwach vor, erwiderte Born ärgerlich; ja, ich fühle mich eher gereizt als theilnehmend und möchte dich ernstlich fragen, wie ein Mann nicht lieber gewaltsam den Knoten zerhaut, als ihn sich ewig auf derselben Stelle drücken zu lassen.

Man sieht, daß du nicht verheirathet bist, sagte Sigismund gelassen, sonst würdest du einsehen, daß man, wenn man Kinder hat, sich nicht so schnell scheiden lassen kann. Zu einer Trennung gehören triftige Gründe. Die, die ich dir sage, gelten um so weniger vor Gericht, als Sophie sich eher rädern lassen, als vor der Welt eingestehen würde, daß

wir nicht glücklich sind. Ich kann also diesen Schritt nicht thun, darf nicht. Ich würde mich ja vor meinen Kindern schämen müssen.

So würde ich ihr Alternativen stellen, bemerkte Born kalt.

Ich habe es versucht, entgegnete Sigismund bewegt. Ich habe ihr gesagt, du machst mich unglücklich, dein Gemüth ist kalt, deine Art und Weise reibt mich auf. Bessere dich, bilde dich; lerne von andern Frauen, wie weiblich versöhnend die einwirken. Kannst du das nicht, so wollen wir uns wenigstens eine Zeit lang trennen. Ich will eine Reise machen, oder du gehst zu deiner Schwester aufs Land. Vielleicht hilft die Entfernung. Dann ist sie wie vom Blitz getroffen, außer sich, behauptet, daß ich der ungerechteste Mensch sei, sagt das mit einem solchen Schwall von Worten, daß ich es zuletzt selbst glaube, mir einbilde, daß es so, wie es nun einmal ist, sein muß, wieder still trage....

Born lächelte und Sigismund fügte hinzu: Lächle nur, du Glücklicher. Du kannst dich nicht in meine Lage setzen, kannst nicht fühlen, daß die Ehe in unserer Sphäre eine ernstere Angelegenheit als in der deinen ist, wo der Wohlstand schon das zur Folge hat, daß man größere Räume bewohnt, sich von einander entfernt halten und doch beisammen bleiben kann, statt daß in den beschränktern Kreisen die Nothwendigkeit, miteinander zu sein, sich erst recht herausstellt, kein Ausweichen möglich ist, sondern ein wahres Galeerenleben, zwei Menschen an einer Kette, eintritt.

Du hast Unrecht gehabt, dem Rufe an die Universität nicht zu folgen, sagte Born. Der Mann gehört nicht allein seiner Frau, sondern auch den Kindern und der Welt. Es ist thöricht, um des augenblicklichen Friedens willen sein Lebensglück opfern...

Du schlägst den Frieden zu niedrig an, wandte Sigismund ein. Kann ich arbeiten, wenn ich Aufregungen zu

ertragen habe? Ich bin nicht ſtoiſch genug, um über die üble Laune meiner Frau hinwegzuſehen. Erblick ich das mürriſche Geſicht, ſo bin ich ſo unangenehm berührt, daß mir alle Sammlung zur Arbeit abgeht, und doch weißt du, daß ich, um leben und beſtehen zu können, nicht allein meine Stelle verſehen, ſondern auch in literariſcher Hinſicht arbeiten muß. Ja, ja, Ihr Reichen ahnet nicht, wenn Ihr gleichgültig ein neues Werk beim Frühſtück durchblättert, wie viele geheime Seufzer darauf kleben.

Born war aufgeſtanden und ſah Sigismund ins Angeſicht. Dann legte er ihm ſchwer die Hand auf die Schulter und ſagte weich: Ich mache mir bittere Vorwürfe, daß ich nicht energiſcher in dein Schickſal eingegriffen habe. Statt deſſen bin ich egoiſtiſch dabei zu Werke gegangen. Auch bin ich beſtraft. Denke dir, daß Ida ebenſo unglücklich als du, wenn nicht unglücklicher iſt.

Sigismund ſchlug die Augen mit fragend ſchmerzlicher Miene auf. Nach einer todtenähnlichen Stille ſagte er beklommen: Was iſt mit Ida geſchehen? Wie iſt ſie? Wo iſt ſie?

Sie iſt hier in meinem Hauſe, ſagte Born. Die Arme ruht von der Ehe und ihrer Herbigkeit aus.

Ich möchte ſie wol ſehen, ſprach Sigismund befangen und unentſchloſſen.

Heute Abend beim Thee, meinte Born ausweichend und fuhr dann fort: Von mir mußt du auch hören! Ach, Sigismund, glaube mir, auch ich ſehne mich herzlich aus den künſtlichen heraus nach natürlichen Zuſtänden, nach einem beſtimmten Intereſſe, nach der einfachen kleinen Thalwohnung, von der ich viel auf den Gletſcherſpitzen der Geſellſchaft geträumt habe. Einſtweilen bin ich froh, daß du hier biſt und ich mit dir reden und verkehren kann. Es wird mir wohl thun, denn wahr bleibt doch das, die Jugendverbindungen geben dem reifern Alter die Weihe, tröſten

über Verrath und Kälte, lassen immer wieder an Verständniß und dauernde Freundschaft glauben. Und nun erzählte Born, was er erlebt und wie er es erlebt hatte. Darüber war es spät geworden. Als er sich Ida's erinnerte, hatte diese ihr Zimmer verlassen, um im Freien Muth und Entschlossenheit für den Abend zu sammeln.

Auch Sigismund rang mit sich nach Kraft in der Stille seines Zimmers. Auch ihm war es, als stünde er an einem Abschnitt des Lebens, als müsse er mit sich rechten, aus tiefster Ehrlichkeit fragen, ob dies gut, jenes schlecht sei? Und wie alle Sehnsucht seines Innern hervorströmte, er sich sein Begegnen mit Ida im voraus ausmalte, sagte er sich mit dem ihm angeborenen Ernste: Du hast fünf Jahre deines Lebens trübe und traurig hingebracht. Du hast dein Dasein oft drückend und unnütz gefunden. Nun du an einer Wendung und Aenderung stehst, wird es dir leichter werden? Was wirst du gewinnen? Was verlieren? Gibt es außer dir etwas, was dein Eigenthum sein, was dich beglücken dürfte? Warum zitterst du vor dem, was ein Windstoß zernichten kann? Geht nicht Alles vorüber? Glück oder Unglück? Was sind deine Schmerzen? Eingebildete Eintagsmühen, da du wie ein schwachsinniger Sklave dich an das Nichts, an Gespenster hängst. Laß doch der Erde, was der Erde ist. Denke an das Ewige, an das Gesetz der Weltordnung, an den Menschen, der ihr Instrument ist, an das Geistige, das entwickelt, an den Nächsten, dem geholfen werden muß. Das Geistige zieht gegen die Materie zu Felde, gegen die blinde Gewalt, die wir Zukunft nennen; hast du Kraft, erfüllst du deine Aufgabe, bist du deinem Wesen nicht untreu geworden, warum sagst du dir nicht, daß die Hauptsache die ist, nicht unnütz zu sein?

Sigismund sprach sich so Muth ein, aber als er Abends zu Ida ins Zimmer trat, die sich tausendmal am Tage ge-

ſagt hatte: Ich freue mich zu ſehr. Es iſt Unrecht, ſtatt Theilnahme für Sigismund's Schmerzen zu haben, ſind ſie mir eher lieb als verhaßt! — da wäre er faſt in die Knie geſunken. Deswegen ſetzte er ſich athemlos, fuhr mit dem Tuche über das Geſicht und konnte nichts weiter als die Worte ſagen: Kennen Sie mich denn noch?

Fünf Jahre! ſeufzte Ida, indem ſie die Augen niederſchlug. Jetzt erſt konnte ſich Sigismund ermannen und ſie anſehen. Ach, auch ſie war verändert, zarter von Formen geworden. Ihr Blick, der gleichſam von einem und demſelben Gedanken fortwährend verſchleiert war, offenbarte fieberhaftes Leben und weit hinausreichende Entſagung. Wie bei allen ausgezeichneten Frauen, hatten ihre Bewegungen eine Sprache. Die Gewohnheit, die Hände ineinander zu falten, die Nachläſſigkeit ihrer Haltung, die einen elaſtiſchen, wenn auch müden Körper verrieth, die Art, wie ſie ſaß und ging, dies und ſo manches Andere zeigte ein Gemüth, das das Leben gleichgültig nimmt, ſich unter ſchmerzlichen Erinnerungen beugt, von der Vergangenheit weniger als von ſich erwartet, und angegähnt von einem unbeſchäftigten Leben, die Leere für das Nichts nimmt.

Sobald Sigismund Ida gewahrte, kam ſein unendliches Vertrauen zu ihr wieder, empfand er klar, daß er im Geiſte nur mit ihr gelebt, ſich nur mit ihr beſchäftigt hatte, daß alles Uebrige nur Staub, Einbildung, nichts war, daß ſie ihm angehöre, wie er ihr, und wie das ſo hell beim Wiederſehen auftauchte, ſo war ihm in ſeinem ganzen Leben, ſchien es, kein lieblicherer Gedanke durch den Kopf gezogen. Er fühlte ſich wie eingewiegt, hatte keine Vergangenheit, keine Zukunft, hatte nur die Gegenwart, in der Ida mit ihm ſprach, ihn anſah, ihm den Thee wie ſonſt reichte, ſeine kleinen Gewohnheiten nicht vergeſſen hatte, ſondern ſorgend, wie ein guter Genius, um ihn ſchwebte.

Wie lieb ſie iſt! Wie klar! Wie licht! mußte er beſeligt denken und heftete unverwandt ſeine traurigen Augen auf ſie. Ich wußte es ja, ſagte er nach einem tiefen Schweigen, daß wir uns im Leben wieder begegnen würden!

Sie nickte freundlich und er fuhr fort: Ich möchte einige Fragen an Sie richten, über die fünf Jahre Trennung, über das Erlebte, aber Sie dürfen ſich nicht fürchten, mir die Wahrheit zu ſagen.

Das thue ich auch nicht, entgegnete ſie mild. Fragen Sie, ich will antworten.

Er war in heftiger Bewegung aufgeſtanden. Plötzlich faßte er ihre kalten Hände und fragte entſchloſſen: Warum ſind Sie denn nicht glücklich?

Sie ſah ihn betroffen an, dann antwortete ſie leiſe: Weil ich Rhode nicht achte!

Ach, entgegnete er traurig, Sie ſind glücklicher als ich. Sie haben Gründe, Thatſachen, Begebenheiten, die Sie nennen können, die ſie vor Ihrem Gewiſſen rechtfertigen, aber ich — ich habe eine Frau, die unantaſtbar vor ſich ſelbſt, gut, recht gut iſt, die aber nicht zu mir paßt, mit der ich unſelig bin und doch kein Recht, mich alſo zu nennen habe.

Er ſchwieg und Ida ſah ihn mit tauſend ſich kreuzenden Gefühlen an. Dann ſagte ſie beruhigend: Zwiſchen all dem Leid iſt es doppelt wohlthuend, ſich einmal wieder zu begegnen, ſich auszutauſchen und ſich an einander aufzurichten. Mit dem Schmerz, ich meine mit dem verſtandenen, rechten, echten Schmerz tritt doch auch endlich innere Ruhe, Sammlung und Einkehr ein. Er wird zum befreundeten Gaſt, zum Läuterungsfeuer, iſt zwar auch Sturm, der die einzelnen Tage ſchwer beängſtigt, aber für das Ganze wirkt er reinigend und verklärend.

Ida ſuchte auf dieſe Weiſe ihn von den Einzelheiten

auf das Allgemeine zu bringen. Sie sprach von seinen Büchern, begrüßte ihn durch ihr verständiges, klares Urtheil und wob gleich im Anfange seines Aufenthalts ein frisches Band um ihn, das seine Innerlichkeit immer tiefer beherrschte. Er sah sie fast täglich, zu allen Stunden, Mittags und Abends. Beide betrachteten ihr Verhältniß wie eine Oasis in der Wüste, wie etwas Großes, das sie veredeln, wie etwas Geheimes, das sie bewahren mußten. Hier war es keine Leidenschaft, sondern Liebe, die je stummer und selbstloser, desto unüberwindlicher war. Sie brauchten sich nicht gegeneinander auszusprechen; jeder Athemzug bethätigte, das ganze Leben bewies ihre Neigung.

Sigismund hatte sich gewöhnt, Ida die Briefe seiner Frau zu zeigen und mit ihr des Wesen in reiner Objectivität zu besprechen. Die Briefe waren bis auf die Handschrift nachlässig und kurz. Das so natürliche Bestreben, sich geistig mit dem Freunde auszutauschen, mit ihm fortzuleben, ihm Freude durch kleine Mittheilungen zu machen, zeigte sich nirgends. Im Gegentheil gab sich ein selbstzufriedener Ton kund, der Ida in Sigismund's Seele verletzte. Indeß dachte sie schonend an Sophiens Erziehung, an die Unmöglichkeit, in dieser Umgebung großartige Gedanken zu fassen und foderte Sigismund auf, Sophien lange, eindringliche Briefe in der Voraussetzung zu schreiben, daß diese, mit Hingebung gelesen, tiefern Eindruck als der persönliche, oft reibende Umgang machen müßten. Freilich haftete dabei Ida nicht an dem Gewöhnlichen, spielte nicht Komödie, drapirte sich nicht mit schön klingenden Grundsätzen; sie wollte aufrichtig Sigismund eine bessere Häuslichkeit schaffen; deswegen sagte sie ihm: Sie haben es nicht recht mit Sophien angefangen. Sie müssen geistig auf sie einwirken, ihr zureden, sie aufklären, ihr Bücher schicken. Aber wie erschrak sie, als die Antwort auf diese liebevollen Sendungen oder vielmehr

keine Antwort kam, als Sophie nur nebenbei auf Sigismund's lange Mittheilungen mit der kalten Bemerkung erwiderte, er müsse viel Zeit haben, um so ausführlich über unwichtige Dinge zu schreiben. Für das Uebersandte danke sie und wolle nur wünschen, daß sie bald den Augenblick fände, allen seinen Aufträgen folgen zu können.

Der Brief ging in diesem Tone fort. Ida konnte nicht umhin ihn mit dem bittersten Schmerz um Sigismund zu lesen, denn indeß sie durch ihre Liebe zu ihm zur Entwickelung ihres Wesens gelangt war, sich vom besten Herzblut nährte, ihn errieth und erkannte, ihn trug und für ihn handelte, mußte sie sich gestehen, daß Sophie in ihrer sogenannten Pflichtliebe zu ihm förmlich nüchtern und herzlos war.

Das ist ja eine unvollständige Organisation, rief sie in nächtlicher Stunde aus und prägte sich die schmerzliche Gewißheit mit langsamen Hammerschlägen so tief in das Gemüth ein, daß sie sich wiederholt geängstigt fragte: Ist es Unrecht, wenn ich meinen Einfluß auf Sigismund brauche, ihn los von diesen ihn herunterziehenden Kreisen reiße, ihn auf einen gesunden, ihm nützlichen Boden pflanze? Ich habe ihn beobachtet, zergliedert, ich habe in ihm den Kern der besten Kräfte erkannt. Ich habe ihn so lieben, so verehren gelernt, daß er mir mit seinen himmlischen Gaben, mit seiner rührenden Schonung wie ein Engel des Lichts erscheint. Und der sollte an der Seite einer Frau fortvegetiren, die ihn nicht versteht, der sollte in dem Schmerz um das Leben wie erstickt sein, dem sollte das Dasein nicht golden und rosenroth schimmernd werden?

Sie drückte beide Hände an ihre Brust und sah hinaus in die Stille der Nacht. Es umfloß sie wie Gewißheit, daß sie in Sigismund's Schicksal eingreifen, ihn einer bessern Zeit entgegenführen dürfe. Seine eigenthümliche Individualität mußte sich frei von allem Unbehaglichen machen,

er mußte die Selbstgeißelung aufgeben. Die unsichtbare Kirche seiner Gedanken mußte sichtbar werden. Sigismund durfte nicht ferner in dieser Abgeschiedenheit leben. Aufraffen mußte er sich aus den Trivialitäten des Lebens, der Götzendienerei von tausend gesellschaftlichen Armseligkeiten Lebewohl sagen, sich an das öffentliche Dasein anlehnen. Wie viel hoffte Ida von der freien Entwickelung in praktischer Thätigkeit, wie dachte sie Sigismund aus dem unfreiwilligen Ueberflutetwerden, das sein theures Haupt begrub, weit fort auf eine grünende Insel zu tragen! Jener Gram, der ihn tödtete, jener bleiche Ernst, mit dem er seine eingegangenen Verpflichtungen verfolgte, sollte einer heitern Ansicht weichen. Endlich mußte auch sein Leben Bedeutung und Anerkennung finden; endlich mußte er sich aus allem Zwiespalt heraus zu einem harmonischen Ebenmaß runden. Ein Fingerzeig Gottes schien es ihr, daß der wohlwollende Minister gegen Born und sie geäußert, Sigismund müsse nach Paris, dort eine größere Arbeit vollenden, mit seinen Kenntnissen und seinem Aeußern könne ihm mit der Zeit eine Stellung in der Diplomatie um so weniger fehlen, als der Staat ehrenwerthe Männer bedürfe, Männer, die in ihrem Bewußtsein die höchsten Weltdinge trügen und sich nicht von den öffentlichen Verhältnissen irre machen ließen.

Indeß Ida sich das zurechtlegte, fing es im Osten zu wallen an. Sie machte das Fenster auf und sah in die düstere Herbstgegend hinaus. Wie ein Schauer ging es über Busch und Hain. Der Thau dampfte und der Purpur des Morgens glitt leise über den Rasenplatz hinter dem Hause. Wie seltsam beklommen, aufgelöst und gehoben sie sich fühlte! Voll thatsächlichem Geschick, eine gesunde Natur, kam sie sich wie ein Einsiedler vor, der dem Gange einschneidender Combination mit stillem Takte zusieht, dem aus den herben Prüfungen des Lebens die Märchenwelt der Jugend auftaucht

und der in dem Rauschen der nahen Stämme es wie elegische Versöhnung des alten Wehs tönen hört. Um ihrer Erschütterung Herr zu werden, eilte sie vom Fenster ans Clavier und griff ein paar helle Accorde. Plötzlich aber hielt sie inne, denn Born blickte im Schlafrocke zur Thüre herein und rief, sie umhalsend, lustig aus: Das ist gut, wenn du mich um meinen süßen Morgenschlaf bringst!

Ida lachte ihn an, dann sagte sie: sei er nur um eine halbe Stunde zu früh aufgestanden, so sei sie noch gar nicht zu Bette gewesen, und als er in die ungewöhnliche Ursache ihrer Aufregung drang, versetzte sie erröthend, sie habe an Sigismund's Zukunft gedacht. In die Verwirrung und Verkümmernisse seiner kleinstädtischen Verhältnisse dürfe er nicht wieder zurück. Er müsse auf dem Gebiete der Geschichte und Politik wirken. Der frische Lebensmuth und der praktische Sinn würden sich schon von selbst finden. Paris sei die Stadt der neuen Zeit, die auch Sigismund anlocken und festhalten würde.

Born war damit einverstanden, obwol er von Sigismund's Feuer sprach, das bald ein leuchtendes Farbenlicht und bald ein auf der Erde tanzender Irrwisch sei, ihn der Unfreiheit des Geistes anklagte und sein Leben von Spukgeistern der Ehe besessen hielt. Davon wollte Ida nichts wissen. Sie hielt Sigismund mit Recht für eine hochangelegte Natur, deren großartig sittliches Element aber so mächtig wirke, daß er sich selbst vergaß und erst nach und nach zu einer persönlichen Berechtigung kommen konnte.

Wie die Geschwister darüber ihre Ansichten austauschten, brachte Fritz einen neuen Droh- und Anklagebrief von Herrn von Rhode. Ida schob ihn, durch und durch verstimmt, zur Seite, aber Born sagte: Ich sehe ein, daß der Sache endlich abgeholfen werden muß. Rhode hat dich geheirathet, um sich und uns einen Proceß zu ersparen. Es war sein

und unſer Vortheil. Ueberdem hatte ich eine gewiſſe Meinung von ſeiner biedern Geſinnung, erkenne aber jetzt, daß ſich Alles bei ihm in ſchleichende und ſchlangenzüngelnde Weiſen verliert, was ich natürlich deinetwegen nicht dulden kann. So mag er dich freigeben. Ich ſchreibe ihm noch heute, bedauere, daß der Neugierde und der mir verhaßten Klatſchſucht neue Opfer fallen müſſen, will mich aber aus Liebe zu dir dieſem vierwöchentlichen Zetergeſchrei in der Hoffnung ausſetzen, daß es nach einigem Murren ganz verhallen wird.

Dafür lohne dich Gott, entgegnete Ida hoch erfreut, indem ſie ſichtlich erleichtert aus ihrem Zimmer ins Freie trat. Beim Umbiegen in den Park traf ſie auf Sigismund, der auf die Bibliothek wollte. Er blieb mit leuchtenden Augen ſtehen, lüftete den Hut und fragte heiter: Wohin des Wegs?

Zum Miniſter, entgegnete Ida raſch, mit dem ich über Sie reden will.

Er trat zwei Schritte zurück. Warum ſehen Sie mich ſo bewegt an? Sie erſchrecken, erſchüttern mich. Was begehren Sie, was ſoll der Miniſter mit mir? fragte er befremdet.

Sein Wort halten, Sie nach Paris ſchicken, entgegnete ſie. Ich habe es mir dieſe ganze Nacht aufs klarſte auseinander gelegt, daß es ſo, wie es jetzt iſt, nicht bleiben kann. Der Augenblick iſt gekommen, wo die Erkenntniß Ihrer wahren Beſtimmung Ihnen entgegentritt. Wir dürfen es nicht dulden, daß Sie mühſelig und beladen die Pein des Lebens tragen. Ihre Gaben gehören der Welt. Sie müſſen ſich dem Vaterlande, einem weitern Kreiſe widmen.

Sie ging raſch vorwärts und er folgte ihr, indem er mit ihr, zu ſeiner größten Wonne, zum erſten Male allein in den hohen Alleen wandelte, die leichten Bewegungen ihrer Füße betrachtete und mehr dem Tone ihrer Stimme als ihren Worten lauſchte.

Sie haben eine zu hohe Meinung von mir, entgegnete er bescheiden. Warum wollen Sie mich fortschicken, in eine Welt, die ich nicht kenne, nach der ich nicht verlange.

Die Sie aber kennen lernen müssen, entgegnete Ida lebhaft, indem sie dem Ministerhause gegenüber stehen blieb. Ueberdem können Sie hier an Ort und Stelle nicht bleiben. Sie müssen entweder zurück als Lehrer, oder vorwärts nach Paris, in die neue sich öffnende Bahn.

Ihre Alternativen sind drückend, sagte Sigismund. Sie wollen nicht, daß ich meineidig werde, und wollen doch, daß ich weit fort nach Paris ziehe!

Ja das will ich, rief Ida in fieberhafter Aufregung. Ich will, daß Sie an sich selbst, an den Ruhm, an Ihre Bestimmung denken. Sie freveln gegen sich, wenn Sie ferner wie bisher leben.

Sigismund sah sie mit tiefer Wehmuth an. Sie vergessen, daß ich gefesselt bin, sagte er schmerzlich.

Ich denke täglich, stündlich, augenblicklich daran. Ich sage nicht, zerreißen Sie das Band, ich glaube nur, daß die Ehe, Ihre Ehe, nicht entscheidend einwirken kann. Sie haben ja Zeit, Sophien nachkommen zu lassen. Vorläufig handelt es sich nur um eine Reise, fügte sie leiser hinzu.

Verfucherin, seufzte Sigismund nach einer Pause und sagte dann entschlossen: Es sei, ich will es wagen, will nach Paris, arbeiten, mich bilden und ausbilden. Ich sehe ein, daß ich in der Einsamkeit, worin ich gelebt, der Welt unkundig und fremd geblieben, mich über Vieles getäuscht, Manches zu hoch angeschlagen habe. Ich will versuchen, geistige Freiheit zu erlangen, die Kleinstädterei überwinden, mir mehr Schärfe aneignen, Ihrer Freundschaft werth werden.

Er stockte, indem er die Hand vorstreckte. Sie legte die ihre zögernd hinein und blickte ihn strahlend an. Thränen standen ihr in den großen Augen, als sie an Sigismund's

gerettete Zukunft dachte. Es war ihr, als umgäbe sie ein hochbrausendes Meer, das dann wieder zu kleinen plätschernden Wellen sich zurechtlegte, murmelte und rieselte. Rasch griff sie an die Thürklinke des Ministerhauses, wandte sich nochmals zu Sigismund, sagte: Heute Abend besprechen wir das Uebrige, und war verschwunden.

O dieser Engel! Was will er in meinem Dasein? Gehört er zu mir? stammelte Sigismund ihr nach, dann fuhr er sich erschreckt an die Stirne und ging langsam und sinnend, nicht nach der Bibliothek, sondern in sein Zimmer zurück. Dort hatte er auf einen Tisch kleine Andenken aus der Heimat und auch ein Daguerreotyp von Sophie gelegt. Jetzt, wie er hereintrat, war es ihm, als habe Alles eine veränderte Gestalt, insbesondere aber Sophiens Bild einen eigenen Charakter gewonnen. So oft er hin und her ging und das Daguerreotyp betrachtete, glaubte er sich von den ihm plötzlich wehmüthig erscheinenden Augen seiner Frau verfolgt. Ganz unmuthig dämmerte er hin, von einer Stunde zur andern. Er kam sich wieder eigennützig vor und immer waren es Sophiens Augen, die ihn aus dem Bilde heraus anklagten. Endlich nahm er es fort und versteckte es hinter Papieren. Wie wird sie klagen, daß ich meinen Beruf, der ihr in dieser Form nothwendig war, aufgebe? dachte er mismuthig und rief sich den Augenblick zurück, wo er ihr Treue geschworen, sie sein genannt hatte. O Gott, rief er dann schmerzlich, warum hörte ich nicht auf Born, als es noch Zeit war, warum habe ich dies Leben vergeudet, daß es nun in Nichts zerrinnet, ich vor jeder Veränderung erschrecke, feig vor Ida, vor mir selbst, vor Sophien bin. Alles um ihn, Verhältnisse und Gefühle waren von unbekannten Strömungen ergriffen. Da klopfte es an seine Thüre. Der Postbote brachte Briefe von Sophien und dem Amtmann. Beide drangen auf Sigismund's Rückkehr, beide sprachen ihm von

seinem Ruhme als Lehrer und setzten mit breiter, wohlmeinender Vertraulichkeit die Welt auseinander, deren Monotonie er nicht mehr ertragen konnte.

Lesen und aus der elegischen in eine entschlossene männliche Stimmung kommen, war bei Sigismund jetzt so völlig Eins, daß sich die Flügel seiner Seele plötzlich hoben, er sich frei fühlte, die Zukunft keck ins Auge faßte und mit großer Eilfertigkeit sich zu Ida zu gehen anschickte, die ihm nun nicht mehr versuchend erschien. Die Anfälle von Verzweiflung, von Zorn und Niedergeschlagenheit, die er gegen sich und Sophien gehabt, waren verschwunden, seit er durch die Briefe recht das Bild seines Lebens erhalten und gleichsam von den Seinen selbst zu einem ihnen feindlichen Entschluß gedrängt worden war. Zum ersten Male sagte er sich, hart gegen Sophie werdend: Sie muß sich in meine Reise finden, und nur wenn er der Kinder gedachte, hauchte es ihn wehmuthsvoll an. Aber es ist auch für sie, daß ich reise, setzte er beschwichtigend hinzu. Dabei lief er im Zimmer auf und ab und kleidete sich mit mehr Sorgfalt als gewöhnlich an. Es ist sonderbar, wie krank ich aussehe, bemerkte er, sich aufmerksam im Spiegel betrachtend. Auch für dies Aussehen hilft die Reise, rief er heiter werdend, griff zum Hute und ging zu Ida. War es nun der rasche Gang, die freudige Erwartung, er kam Ida beim Hereintreten so jung und schön vor, daß sie zufrieden und lächelnd aufsah.

Fanden Sie den Minister? fragte er kühn geworden.

Sie sollen morgen zu ihm kommen und übermorgen reisen Sie, antwortete sie, erstaunt über Sigismund's Hast.

Gott segne Sie! sagte er, plötzlich still geworden, setzte sich und starrte in das Weite. Auf einmal sprang er auf und sagte wehmüthig: So wäre morgen ... der letzte Tag?

Der letzte Tag? Daran hatte Ida in ihrem Eifer um Sigismund's Wohl noch nicht gedacht. Sie ward bleich, fuhr

mit der Hand über die Augen und sah ihn wehmuthsvoll an. Da blitzte ihr der Gedanke durch den Sinn: Wozu die Trennung? Ich bin ja frei, ich kann mich ja wenden, wohin ich will, reisen..... Sie stockte, lehnte den Kopf rückwärts an die hohe Lehne ihres Stuhls, ihre Augen schlossen sich, ihre Brust arbeitete. Dann hob sie den Blick, lächelte lieblich und sagte beklommen: Wir sehen uns bald wieder, Sigismund!

Aber wann? Wo? Wie? fragte er ungestüm.

Sie schwieg, in sich den Gedanken an eine Reise nach Paris ausbildend.

Geheimnißvolles Schicksal! Wie nahst du dich den Menschen! Wie leise schleichst du dich heran auf kaum hörbaren Schwingen! Wie steht die Schuld so nahe an der edeln That? Wie rasch fassen uns die Strudel, die uns heben sollen und die uns nur hinunterwirbeln in den Abgrund des Verderbens!

## III.

In den ersten Tagen des Märzmonats, in jenen Stunden, die halb Licht und halb Schatten sind, wo der Regen über die Dächer auf die Straßen strömt, die Wagen hastiger rollen und die Fußgänger aus dem gemächlichen Schritt in den Trab fallen, hielt eine Citadine vor einem Hotel der Rue de la paix in Paris und eine in Reisekleider gehüllte Dame sah fragend auf den an den Wagenschlag tretenden Haushofmeister, der mit einem ironischen Seitenblick auf die bescheidene Equipage die trostlose Antwort gab, daß kein Platz mehr im Hotel wäre. Damit empfahl er sich und die Dame sagte seufzend zu dem sich rückwärts biegenden Kutscher: Place Vendôme, Hôtel du Rhin.

Vielleicht, daß dieses Hôtel du Rhin gastfreundlicher

als die übrigen ist, bemerkte sie der ihr gegenüber, neben den Effekten sitzenden Kammerjungfer, die sprachlos in das pariser Gewühl hinausstarrte und die graue Atmosphäre ringsum von milchweißen Wolkenanflügen durchschossen, mit verbissenem Unmuth betrachtete. Indem hielten sie vor dem großen Thorwege und die herbeigerufene Hausfrau bewilligte eine kleine Wohnung im dritten Stock. Behende sprang die Dame aus der Citadine und unter den Thorweg. Die Kammerjungfer folgte langsam und murrend.

Gottlob, daß wir endlich unter Dach und Fach sind sagte Ida sichtlich erleichtert, denn sie war die in Paris anlangende Dame, gab Befehl, die Effekten ihr nach in die Wohnung tragen zu lassen, und folgte dem Haushofmeister der bedächtig ihr vor, die dunkle Treppe hinan, mit einem Lichte schritt. Jetzt öffnete er, nachdem er auf jeder Treppenabtheilung Halt gemacht und Ida die nöthige Erholungszeit zur Ersteigung der achtzig Stufen gegönnt hatte, eine braun angestrichene Thür und Ida befand sich in einem kleinen mit einem Teppich versehenen Gemach, das einen Alkoven in diesem das Bett, davor ein Sopha, gegenüber einen Kamin mit Lehnstühlen, einen Tisch und einen Spiegel enthielt. Ida that einen flüchtigen Blick darauf, dann fragte sie französisch, wo das Zimmer für die Kammerjungfer sei.

Zwei Treppen höher, war die Antwort.

Das ist ja gar nicht möglich, daß sie so hoch und so getrennt von mir wohnt, entgegnete Ida kleinlaut. Aber der Haushofmeister setzte ihr auseinander, das sei nun einmal Sitte in Paris, eine andere Wohnung wäre im Hotel nicht frei, und führte die über pariser Sitten und Weisen ganz erstarrte Zofe in das ihr zukommende Zimmer, wo sie sich erschöpft auf ein Bett warf und Paris und die Reise dahin für Narrheiten ihrer gnädigen Frau erklärte, diese gehörig auf eine von ihr verlangte Reiseschatulle warten ließ

und über den fortwährenden Regen in Verwünschungen ausbrach, gerade, als wenn sie in ihrem Leben noch nie hätte regnen sehen. Seufzend stieg sie dann wieder hinab zu der Gebieterin, die ihr mit der Ankündigung entgegenkam, sie wolle ausgehen.

Aber doch nicht mit mir? bemerkte die schnippisch gewordene Kammerjungfer. Ida lächelte melancholisch, dachte, wie viel glücklicher man ohne Dienerschaft, die meist anspruchsvoller als die Herrschaft ist, sein könnte, ließ sich einen Shawl geben und ging langsam die Treppe hinab, dem Thorwege zu, wo sie sich in einen Fiacre warf, der sie auf die Post, zu den erwarteten Briefen bringen sollte.

Sie hatte Born zwei Tage nach Sigismund's Abreise verlassen, hatte sich einige Wochen am Rhein aufgehalten und kam nun nach Paris, um verabredetermaßen von Sigismund poste restante Nachrichten und seine Adresse zu finden. Jetzt, auf dem Wege nach der riesenhaften pariser Postverwaltung, in der Sehnsucht nach Sigismund, in der Vorahnung seiner Nähe und ihres Wiedersehens mit ihm, schlug ihr das Herz wie im Fieber. Sie blickte hier und dorthin. Sie glaubte ihn in jedem Vorübergehenden zu erkennen. Sie erstaunte über das ungeheure Getreibe der Straßen, über die Paläste und elenden Häuser einiger kleinen, winkligen Straßen, in denen die Armuth neben dem Verbrechen haust, über die Poesie neben der Prosa, über so Vieles, woran sie, die nie große Städte bewohnt, selten gedacht hatte. Die Menschen schienen sie erstaunt anzublicken; sie selbst kam sich absonderlich vor. Nun hielt sie vor dem Postbureau. Der Kutscher machte den Tritt herunter. Sie stieg aus, zog ihren Paß hervor, trat an die Beamten heran, fragte nach Briefen, erhielt eine halbe Antwort, wartete, sah, wie man in den verschiedenen Adressen suchte, und fühlte, wie es ihr lavaartig durch die Adern und eiskalt



273894

über den Rücken lief, als endlich einer der Postbeamten ihr ganz kurz den Bescheid gab, es seien keine Briefe für sie da. Ida horchte hoch auf; sie ließ sich die Hiobsnachricht zweimal wiederholen, dann wankte sie auf die Straße, in den Fiacre, der sie erwartet hatte, kam in das Hotel zurück, stieg mühsam die hohen Treppen hinauf, warf sich vor dem angezündeten Kamin auf einen Lehnstuhl, trocknete mechanisch ihre Schnürstiefel, verbrannte sie fast und dachte tieferschüttert, händeringend: Wo ist Sigismund? Wie kann ich ihn in dieser ungeheuern Stadt finden? Warum hat er nicht geschrieben?

Es war ein trauriger Abend, dieser erste, den die Arme in Paris zubrachte. Die Kammerjungfer summte und brummte um sie herum, der Regen raschelte an den Fenstern. Mit welchem Gewichte fiel jetzt erst der Gedanke auf sie: Ich bin allein! Und doch hoffte sie, ermannte sie sich. Sie war freilich ohne Sigismund in Paris wie verloren; es erfüllte sie mit Furcht, daß sie ihn suchen mußte, daß er nicht da war, sie nicht frohlockend begrüßt, ihr nicht einmal geschrieben hatte, aber wenn sie dachte: Für ihn leide ich, auf ihn warte ich, so jubelte doch ihr warmes, ihm immer mehr gehörendes Herz, so wußte sie doch, daß Aufklärung kommen, sie irgend einen Faden in diesem Labyrinthe finden würde, daß es für Sigismund war, daß sie sich hier in Paris, Place Vendôme, Hôtel du Rhin befand. Es gibt aber nichts Traurigeres, als in Paris, ohne Bekannte, im Regenwetter, in einem Hotel sein. Ida's Wohnung ging in den Hof. Die Fenster waren schlecht gesäubert, die Decke und die Tapete des Zimmers vom Rauch und von der Zeit geschwärzt. Auf diesen verbrauchten, ihr unbekannten Meubeln, auf diesen abgebleichten gelben Sammtstühlen haftete etwas unheimlich Melancholisches. Diese Wohnung, die Allen und Niemand gehörte, die vielleicht tausend Schmerzen und eben

ſo viel ephemere Freuden beherbergt hatte, der Lärm von der Straße her, der am Schlaf hinderte, der Mangel an Bedienung im Hotel ſelbſt und zum Ueberfluß die ſchmollende, ſieben Treppen hoch einquartirte Kammerjungfer waren für Ida Unbehaglichkeiten, die ihr die Luft ſchwer und die Bruſt eng machten. Beklommen dachte ſie an die Heimat, an ihren Bruder, an die ſchönen Rheingegenden, an dieſe Ankunft, an den Schmerz, keinen Brief gefunden zu haben, an die Schwierigkeit ihrer Lage. War das die Weltſtadt, von der ſie geträumt, das der Inbegriff allen Glücks, das ſie erwartet hatte? Wie mit Trauerflören behangen kamen ihr die Häuſer und Straßen vor, die ohnedies ſchwarz vom Regen waren. Das lief und wühlte ſich unter ihren Fenſtern dumpf fort. Da war, unter dieſen Tauſenden, nicht Einer, der ſich ihrer annehmen, ihr helfen konnte; da ſpann ſich eine ununterbrochene Kette von Vergnügungen und Zerſtreuungen ab, die nicht für die Unglücklichen ſind.

Ida ſchloß ihre Reiſeſchatulle auf und nahm einzelne Empfehlungsbriefe heraus. Wird der mir helfen Sigismund finden? dachte ſie und blickte traurig auf die Adreſſe eines Bankiers. Sie beſchloß am andern Tage hinzufahren. Es erfreute, beruhigte ſie, daß ſie dieſen fragen, von ihm vielleicht Auskunft erhalten konnte. Aber als ſie am andern Morgen in die Rue bergère kam, war der Bankier ausgegangen und die Leute auf dem Comptoir wußten ihr nichts auf ihre Fragen als das zu antworten, daß der Principal wol ſelbſt zu ihr kommen und mit ihr reden würde. Beklemmt kehrte Ida heim. Sie getraute ſich drei Tage nicht aus dem Hauſe, in der Idee, der Bankier könne ſie verfehlen. Endlich nach drei Tagen kam er, ſehr eilig, ſehr abgemeſſen, zerſtreut Ida's Fragen beantwortend, Sigismund's Namen in ſein Taſchenbuch ſchreibend, von ihm nichts wiſſend, höflich, aber eiskalt.

Als Ida die Thüre hinter ihm ſich ſchließen ſah, der ſie wie die unbedeutende bei ihm ihr angewieſene Summe, nicht wie eine Frau behandelt hatte, brach ſie in Thränen aus. Sie fühlte ſich namenlos unglücklich. Da fiel ihr ein, ob ſie Sigismund vielleicht im Theater treffen könne? Sie ließ ſich alſo, ſo groß ihr die Ausgabe vorkam, eine Loge im Théâtre français holen und ging Abends mit hochklopfendem Herzen in eine Rachel'ſche Vorſtellung. Ach, Rachel in der Phädra war ihr weniger intereſſant, als die auf- und zugehenden Thüren des Theaters und der Logen, wobei ihr ein Pendel im Kopf zu hängen ſchien, der die Fragen: Iſt ers? Iſt ers nicht? hin- und herwarf. Nur während dem, daß Rachel auf der Bühne war und die Zuſchauer unverwandt nach ihr blickten, man eine Fliege hätte ſummen und eine Thräne fallen hören können, wagte Ida auf ſie und nicht auf die Eingänge zu blicken. Da freilich durchzuckte auch ſie dieſe Leidenſchaft, dieſe Schwäche, dieſe Schuld, dieſer Schmerz, dieſe Strafe. Da fühlte auch ſie, was es heißt, rettungslos unterzugehen, weil die Götter den Untergang nun einmal beſchloſſen, weil das Schickſal nun einmal eiſern ſein Opfer begehrt hat. Wie zitterte, bebte, litt ſie, welch einen innern Zuſammenhang fand ſie zwiſchen dieſer unerlaubten Liebe und ſich ſelbſt, wie ſchien ihr das Leben immer wieder einen neuen bittern Kampf zu bieten! Und doch wie ſtark dachte ſie die hohe, einzige Sehnſucht ihres Daſeins zu geſtalten, das Gewöhnliche und Beſtehende weit hinter ſich und das nur für Recht gelten zu laſſen, was eine heroiſche That erfoderte. Phädra und ſie waren beide kühn, beide fähig, eine Welt zu erobern, beide bereit, den Jammer einer unglücklichen Liebe zu ertragen. Ida erbebte, als ſie eine Loge neben ihr ſich öffnen und einen Fremden ſtill eintreten und ſie anblicken ſah. Sie zog den Schleier über den kleinen, anſchließenden Hut und wandte ſich ab-

wärts. Allein der Fremde neben ihr ließ sich nicht irre machen.

Sie hier, gnädige Frau? fragte er verbindlich. Da mußte sie auf- und ihn anblicken. Es war ein Bekannter aus der Stadt, die sie fast fünf Jahre mit ihrem Gatten bewohnt hatte, ein Mann, der zwar schwerfällig schien, in dieser Schwerfälligkeit jedoch Gemüth und Herzlichkeit bewies, gern gefällig war und Freude bezeugte, Ida getroffen zu haben. Diese aber fühlte sich eher unangenehm durch diese Begegnung berührt; sie sah Besuche, zwangvolle Gespräche, so Manches voraus, was ihre jetzige Stimmung peinlich machte. Herr von Mayen bemerkte Ida's Verlegenheit nicht. Er bot ihr bei der Beendigung des Stücks den Arm, führte sie an den Wagen, bat um ihre Adresse und war am andern Morgen früh bei ihr, um sie herumzufahren und ihr Gesellschaft zu leisten.

Was sie tröstete, war der Gedanke: Wie ich Herrn von Mayen begegnet, kann ich auch Sigismund begegnen! Deswegen nahm sie seinen Vorschlag, sie in die kleinern Theater zu führen, an, deswegen wandelte sie stundenlang in den Tuilerien auf und ab und ging in den Salon oder in die verschiedenen Kunstsammlungen von Paris. Mit welcher Beklommenheit sah sie die Tage kommen und gehen, fragte sie auf der Post nach Briefen und erhielt keine, wagte sie endlich Herrn von Mayen Sigismund's Namen zu nennen. Er hatte von seinen Schriften gehört; es war ihm sogar, als hätte er ihn in Paris, jetzt eben nennen gehört. Als er das sagte, hing Ida mit den Augen an seinen Lippen, zitterte sie, daß er weiter reden, sie wieder enttäuschen, sie zurück in die Ungewißheit schleudern könnte. Aber nein! Mayen besann sich wirklich vom Doctor Hallig bei der **schen Gesandtschaft gehört zu haben. Er bot sich an, hinzugehen, seine Adresse auszukundschaften, ihn Ida zuzu-

führen. Wie sie das beseligte, erschütterte! Wie sie ihr mit ungewohnter Herzlichkeit dankte und gar nicht begreife konnte, daß sie nicht selbst an die **sche Gesandtschaft g dacht, sich dort nicht längst nach Sigismund erkundigt hatt

Herr von Mayen empfahl sich und Ida blieb in einer wahren Fieberzustand, zwischen Furcht und Hoffnung schw bend, zurück. Es war Abend. Die Lampe brannte düster Das Zimmer schien trüber wie gewöhnlich. Die Tapet der Fußboden, die Decke, Alles trug einen aschgrauen A strich. Die Minuten dehnten sich zu Stunden aus! W die Zeit sie drückend umgab! Wie es ihr unmöglich zu den ben und nachzudenken war! Sie strengte sich an Begrif zu bilden; ihre müden Augen, vom flackernden Feuer de Kamins zu der geschwärzten Zimmerdecke irrend, suchte was sie nicht finden konnten. Sie war allein! Alles u sie, neben ihr, über ihr, schien einen Augenblick stille stehe mit ihr warten zu wollen. Indem klopfte es an die Thü und Mayen trat ein. Ida ihm entgegen. Richtig hatte einen Brief von Sigismund bei der Gesandtschaft gefunde den diese auf das poste restante Bureau schicken sollte un vernachlässigt hatte. Als er ihn Ida reichte, war sie bla wie ihr Tuch geworden. Sie sah und hörte nicht. Imm blickte sie nach dem ersehnten Brief und wagte doch nich ihn aufzubrechen. Endlich riß sie das Siegel fort. Er wa von einem alten Datum, aus London und lautete folge dermaßen:

„Statt Sie in Paris zu erwarten, mich an Ihr Nähe zu sonnen, statt Ihre Stimme und Ihren Rath z hören, bin ich in London, vergraben in Geschäften, mi selbst nicht gehörend, plötzlich durch Umstände Diplomate dienste thuend, ein gequälter Mann, der den Tag übe Depeschen schreibt, Discussionen und Conferenzen hat un Abends in die Salons, mitten hinein in das Feuer de

Fashion muß. Beklagen Sie mich, aber freuen Sie sich auch, daß Ihre weitaussehenden Plane für mich Wirklichkeit sind.

„Ich kam nach Paris, von dem Minister aufs dringendste für jene Arbeit, die er mir aufgetragen, empfohlen. Ich traf den interimistisch fungirenden Geschäftsträger krank. Der einzige unter ihm dienende Legationssecretair war beurlaubt, der Graf ** befand sich durch sein Alleinsein mitten in einer politischen Krisis in der peinlichsten Verlegenheit und empfing mich unter diesen Umständen, als einen Quasibeamten, freundlicher, als es sonst wol geschehen sein würde. Neben der Arbeit auf der Bibliothek mußte ich ihm gleich ein Memoire über *** aufsetzen. Ich that dies um so lieber, als das politische Leben Frankreichs mich immer angesprochen und ich eine Vermittelung mit Deutschland um so wünschenswerther halte, als die vorwiegenden Elemente dieser Staaten eine gegenseitige Ergänzung nothwendig machen. Haben wir doch viel von den Franzosen zu lernen, wie sie uns viel abzusehen haben. Ihnen das bewegte, rasch sich abwickelnde, politische Dasein; uns das wissenschaftliche, forschende, gründliche Ringen!

„Das Verhältniß Frankreichs zu Deutschland, die intellectuelle Anschauung und den philosophischen Gedanken entwickelnd, hatte mein Memoire einen nicht von mir erwarteten Erfolg, der allerdings mehr in den Umständen, als in meinem Verdienste lag und mir vom Ministerium die Stellung eines in außerordentlichen Aufträgen beigegebenen Beamten erwarb, welche Stellung mich aber freilich augenblicklich nach London führt und, für wie lange weiß ich noch nicht, hier festhält.

„Paris, ohne Sie gesehen zu haben, verlassen zu müssen, war für mich ein wahrhaftiger Schmerz. Nicht einmal Zeit zum Schreiben an Sie hatte ich, so schnell mußte die

Reiſe beſchloſſen und ausgeführt werden. Aber hier angekommen, iſt es auch mein Erſtes, Ihnen Nachricht zu geben. Die Großmächte ſelbſt müſſen in dieſem Augenblicke bei mir in den Hintergrund treten, da ich mit Ihnen rede, mir Ihre holdſelige Geſtalt denke, mir denke, daß dieſer Brief von Ihnen geöffnet und geleſen werden wird!

„Warum muß Alles im Leben erkauft und, je höher der Menſch hinanſtrebt, deſto bitterer erkauft werden? Dieſe neue Stellung, die glänzenden Ausſichten verdunkeln ſich, wenn ich mir Ihre einſame Ankunft in Paris, Ihre Frage nach mir, die nicht ausbleibende Enttäuſchung vorſtelle. Doch weiß ich auch, daß ich Ihrem Willen entgegenhandeln würde, wollte ich den Verſtand dem Gefühle unterordnen. Ich darf mich der von Ihnen mir oft vorgeworfenen Gefühlsweichlichkeit nicht dienſtbar zeigen, muß arbeiten, vorwärtsſtreben. Ich bin mächtig aufgeregt, beobachtend, in mich aufnehmend. Vielleicht war ſelten Jemand zerriſſener als ich. Da traten Sie zum zweiten Male in mein Leben, und ſo ſehr ich auch eingefangen war in die Netze der Philiſterei, ſo mußte ich doch endlich, durch Sie, Herr meiner Richtungen werden. Nun denke ich in ſtiller Traumluſt, wenn Sie hier in London wären, wenn ich mit Ihnen reden, Sie fragen, mich nach Ihnen richten dürfte! Aber ich ſehe auch ein, daß Sie Ihre Reiſe nach Paris genießen und von einem überwältigenden Eindruck nicht zu einem noch überwältigernden übergehen dürfen. Schreiben Sie mir denn wenigſtens, wie Sie Paris gefunden haben. Ich habe zuweilen, in dieſem ungeheuern London, einen leidenſchaftlichen Drang nach mündlichem Austauſch mit Ihnen, eine fieberhafte Ungeduld, dieſe diplomatiſche Stellung aufzugeben, um wieder in Paris, auf der Bibliothek der deutſchen Philoſophie zu leben. Lächeln Sie nur, aber vergeſſen Sie mich nicht. Sigismund.“

Als Ida dieſen Brief geleſen hatte, legte ſie die Hand über die ſtrömenden Augen. Dann blickte ſie ſcheu um ſich. Mayen war verſchwunden. Sie war wieder allein im Zimmer, mit ſich, mit dem flackernden, ſterbenden Feuer, mit Sigismund's Brief. Trotz vieler freudiger Gedanken ergriff ſie Verzweiflung, daß ſie in Paris und Sigismund in London ſei, daß ſie die zweite, vielleicht die dritte Rolle in ſeinem Leben ſpiele, daß Alles, was ſie von einem Beiſammenſein geträumt, nichts und die Wirklichkeit ſo viel gewichtig ſei. Wenn er nicht zu mir kommen kann, warum ſollte ich nicht zu ihm gehen? ſprach ſie, ſich ermannend. Darf ich ihm nicht mehr ſein als ein Traum? Er erſehnt mich, das ſteht in dem Briefe, das iſt ja genug, um mich zu beſtimmen. Sie beſchloß die Reiſe nach London und — führte ſie aus.

In Calais angekommen, ging ſie gleich auf das Dampfboot, ſah mit krankhaft geſchäftiger Theilnahme die Anker lichten und die Räder langſam und immer ſchneller kreiſen. Frankreich war ihr entſetzlich, ein Land, in dem ſie ein troſtloſes, abgemartertes Herz gehabt hatte. England aber mußte ſchön ſein, eine blühende, grünende Inſel mitten im Meere, das dachte ſie, weil ſie an Sigismund dachte.

Ida blieb auf dem Verdeck. Die Vergangenheit ward wieder klein. Das Gemüth weitete ſich, die Seele bebte vor Freiheit. Sie ſah auf die tanzenden Wellen, auf den mit ſchwarzen Wolken umhangenen Himmel, auf die Rauchſäule, die aus dem Schornſtein des Schiffes ſich drängte. Plötzlich ſchoß das grüne Eiland vor ihren Blicken in die Höhe. Ihr Herz rief: Dort iſt Sigismund! Tauſend unvergoſſene Thränen zitterten in dem Gedanken. Was ſie dann weiter träumte? Worüber ſie nachſann? Wer kanns ſagen? Wer folgt jenem ſprachloſen Jubel, der gefühlt, nicht beſchrieben werden muß!

Gegen Mitternacht kam ſie in London an, ſtieg in

einem großen Hotel ab, schrieb noch mitten in der Nacht an Sigismund, gab das Billet einem Lohnbedienten zur Besorgung und ging selig beglückt zur Ruhe. Mit dem Frühsten war sie wieder auf. Sie erwartete ja Sigismund, sie sollte ihn ja nun endlich wiedersehen! Um ihm zu gefallen, zog sie sich ganz so wie damals an, als er sie zum ersten Male gesehen. Das weiße, hoch an den Hals schließende Kleid, diese rosenfarbig flatternden Bänder sollten ihm ein heiteres, fast mädchenhaftes Willkommen zurufen. Jetzt stieg Jemand die Treppe hinauf, jetzt klopfte es an die Thüre. Ida konnte kaum ein Herein! aus der zusammengeschnürten Kehle hervorbringen, da trat der Lohndiener ein und berichtete: Der Doctor Hallig sei in der Nacht als Courrier nach Deutschland über Hamburg abgereist.

Das war zu viel! Ida's Gehirn brannte. Ihr Herz zuckte. Sie zitterte so, daß sie sich nicht aufrecht erhalten konnte. Wie sie halb ohnmächtig auf das Sopha glitt, wollte der Lohnbediente ihr bestürzt beistehen; sie winkte ihm abwehrend und konnte nur die Worte: Gehen Sie nach der Post, fragen Sie nach Briefen an mich! hervorbringen. Der Diener verschwand und Ida warf sich mit einer Vehemenz auf die Knie, als wenn sich die Steine hätten erbarmen und die Mauern über sie einstürzen sollen. Glücklicherweise dauerte dieser zerrüttete Zustand nicht lange, denn wirklich waren Briefe aus Paris für sie angelangt und unter ihnen einer von Sigismund, mit der Kunde, er sei augenblicklich in dem Fall, eine wichtige Nachricht selbst nach Deutschland zu bringen; in sechs Wochen käme er nach Paris, schrieb er, um dort eine sichere Stellung bei der **schen Gesandtschaft einzunehmen. Dann hoffe er Ida wiederzusehen. Von ihrer Reise nach London hatte er natürlich keine Ahnung. Der Brief war flüchtig, im Drange der Geschäfte, im Augenblicke der Abreise geschrieben.

Wie ein Geier, so wühlte sich der Gedanke in Ida fest: Immer die Zweite in Sigismund's Leben, immer hinter Geschäften, Verpflichtungen, immer mehr liebend als geliebt! Jetzt hatte er die Bestimmung, die sie ihm wünschte. Und was hatte sie? Was blieb ihr davon?.... Sie fühlte sich geknickt. Es war ihr, als sei sie aus dem Himmel in einen Abgrund gefallen, als läge sie zerschmettert, könne sich nicht rühren noch regen, sei rettungslos verloren. Und dann lächelte sie doch wieder und dachte: Ich bin thöricht. Schreibt er doch selbst, daß er in sechs Wochen in Paris sein und wir uns wiedersehen werden. Sie kehrte nach Paris zurück, miethete eine Wohnung in der Rue d'Angoulême, nicht weit von den Champs élysées, richtete sich still und bequem ein, schrieb an Sigismund und hätte sich in dieser Einsamkeit wol allmälig in ihrem Gemüthe zurecht gefunden, wenn Mayen sie nicht wieder aufgesucht und ihr Bekanntschaften, die ihr nicht angenehm waren, zugeführt hätte. Er meinte es unstreitig gut, aber für Ida ward er zuletzt ganz lästig, weil er sie gegen ihren Willen begleiten, sie zerstreuen, schützen und berathen wollte.

Sie wissen nicht, sagte sie ihm einmal ziemlich trocken, wie wohlthätig Einsamkeit ist.

Seien Sie doch nicht hart, bat er. Mit solchen Worten setzen Sie mich ja zur Thüre hinaus.

Sie schwieg und er ging verletzt. Aber Tags darauf trat er doch wieder bei ihr ein, setzte sich ihr gegenüber und sah zu, wie die schmalen Finger an einer bunten Stickerei hin- und herarbeiteten.

Könnte ich doch nur irgend etwas für Sie thun! sagte er, weich geworden.

Ich danke Ihnen herzlich, sagte Ida mit gerötheten Gesicht. Für mich kann Niemand etwas thun.

Niemand? fragte er forschend.

Oder doch nur ein Jemand, entgegnete sie wehmüthig.

Der wäre? rief er mit veränderten Zügen.

Das Schicksal, erwiderte sie neckend.

Sie erwarten nichts von den Menschen?

Nicht so viel, sagte sie ernsthaft und zeigte auf die Spitze ihres blendend weißen Nagels. Mayen verstummte, nahm sich aber vor, in seinen Aufmerksamkeiten nicht nachzulassen. Die Frauen sind eitel, dachte er. Wer sich ihnen ergeben zeigt, den lieben sie. Er vergaß, daß Ida keine Frau im gewöhnlichen Sinne war. Sie hatte etwas Ursprüngliches behalten, sich eine Welt in der Welt, Meinungen, Ansichten nnd Feinheiten in harmonischem Zusammenhange gebildet. Sie wollte und konnte nicht dem Scheine und der Heuchelei huldigen, sie lebte in sich, für sich, in einer Sphäre, in der der Geist unabhängig von dem Wust und Ballast ist, der so schwer und so unwahr macht. Deswegen waren ihr Huldigungen durchweg unbequem. Da aber Mayen nicht jung und Witwer war, so duldete sie ihn, ohne deshalb Werth auf seine halben Redensarten zu legen. Auf die Glut und den Glanz ihres Beisammenseins mit Sigismund war ein kaltes, strenges, trauriges Leben voll Entbehrungen gefolgt. In jedem Augenblicke war sie sich ihrer Liebe bewußt; in jedem Pulsschlag fühlte sie den Wunsch nach Wiedersehen, nach Austausch und Beisammensein. Das Schicksal hatte ihr Klippen zu umschiffen, Felsen zu überspringen, Abgründe zu durchschwimmen gegeben, aber sie bauete auf ihre Spannkraft, auf ihre Ausdauer. Sie war überzeugt, man könne, was man wolle; erreiche, was man immerwährend, ohne Unterlaß wolle.

Mayen wußte, daß sie leidenschaftlich Blumen liebte. Er schickte ihr täglich einen vollen Strauß Rosen, Veilchen, Hyacinthen, Camelien, eben was die Jahreszeit bot. Wenn

r dann kam, blühten ſie im Waſſer und Ida dankte flüchtig nd ſelten.

Machen Ihnen meine Blumen keine Freude? fragte Mayen traurig.

Statt der Antwort meinte Ida, abgeſchnittene Blumen eien Todte, mit den Farben des Lebens bekleidet.

Mayen ſchickte am andern Morgen Blumen in Töpfen, ierlich in einer Jardinière geordnet, aber ſo betäubend duf- end, daß Ida ſie aus dem Zimmer ſetzen mußte. Als er n das Zimmer trat, überzeugt, nun das Rechte getrof- en zu haben, vermißte er die Blumen und fand Ida auf iner Chaiſe longue im weißen Anzug, aber bleich und erſtört.

Was iſt geſchehen? rief Mayen beſtürzt.

Es iſt gar nichts geſchehen, entgegnete ſie lieblich. Ihre Blumen haben mich krank gemacht.

Das iſt entſetzlich, ſagte er, daß ich ſtatt Freude, Qual ereite.

Nun, die Qual, Kopfweh zu haben, läßt ſich ertragen, ntgegnete ſie ſanft, ſtand von der Chaiſe longue auf und etzte ſich ans Fenſter. Dieſe Kälte entrüſtete Mayen. Er atte mit ſeinen Blumen in Töpfen Effekt zu machen ge- offt. Als er ſich getäuſcht ſah, ward er innerlich ebenſo ekränkt, als er äußerlich geſchmeidig blieb.

Wie ſchön Sie ſind! ſagte er nach einer Pauſe.

Sie ſah ihn gelaſſen an, ſchüttelte mit dem Kopfe und ntgegnete feſt: Herr von Mayen, ſollten Sie Abgeſchmackt- eiten der Art öfters wiederholen, ſo....

Er ließ ſie nicht ausreden, ſondern ergriff Ihre Hände. Sie ſind grauſam, ſagte er heftig. Ich liebe Sie...

Ida blieb ſtarr ſitzen und ſtickte mechaniſch an dem Rahmen fort. Das ermuthigte Mayen, daß er wiederholte: Ich liebe Sie, ich werbe um Sie.

Ihre Werbung ist unnütz, erwiderte sie kalt. Ich liebe einen Andern.

Wen? fragte er außer sich.

Welche unzarte Frage! sagte sie bestimmt, rückte den Stickrahmen fort und ging in das Nebenzimmer, das sie verschloß.

Mayen blieb eine Stunde, kratzte an der Thüre, klopfte, rief: Himmlische Ida... sie erwiderte nichts. Es war ihr, als sei sie durch diese lästige Liebe entehrt. Sehe ich denn aus wie eine Frau, der man den Hof machen darf? fragte sie sich niedergeschlagen und athmete erst auf, als sie Mayen gehen und die Thüre hinter ihn ins Schloß fallen hörte. Abends erhielt sie einen Brief von ihm, worin er sich der Indelicatesse anklagte, um ihre Verzeihung bat und sie ruhig wiederzusehen versprach. Aber Ida's Harmlosigkeit war gestört. Da die Männer einer Frau gegenüber von nichts, als von Liebe zu reden wissen, so ist es besser, daß ich den da nicht wiedersehe, sagte sie sich, warf Mayens Brief in den Kamin, schrieb einige flüchtige Zeilen, mit der Bitte, sie nicht wieder zu besuchen, und ging traurig in dem Gedanken zu Bette, daß eine Frau in ihrer Lage, allein, sehr beklagenswerth sei.

Desto heißer hoffte sie auf Sigismund. Er hatte seit London nicht wieder geschrieben. Auch von dem schreibträgen Bruder hörte sie nichts. Sie fühlte sich einsam, wenn sie ihr Schicksal auch gläubig und vertrauend in der Hoffnung auf Sigismund hinnahm. Es wird ja Tag werden, sagte sie, sich selbst tröstend, als ihre Kraft nachlassen wollte. Beklemmend war es ihr, daß ihre Baarschaft durch die theure Reise nach London sehr zusammengeschmolzen war. Vorn wollte sie, bevor ihr Proceß mit Rhode nicht entschieden war, nicht um Geld bitten, und zu ihm zurück konnte sie, Sigismund's wegen, nicht. Habe ich denn nicht zwei

Hände zum Arbeiten? sprach sie, als sie sich noch im Besitz von 300 Francs sah. Sie sann hin und her und kam endlich auf den Gedanken ... Blumen zu machen. Sie hatte das bei ihrer Mutter auf dem Lande einfach durch Ausschneiden gelernt. Jetzt nahm sie etwas Zeug, eine feine Scheere, stellte eine von Mayens Rosen vor sich hin und bildete sie wunderbar getreu, so lieblich nach, daß sie selbst zufrieden war, einen Shawl umhing und in die Rue Richelieu zu einem Blumenfabrikanten mit der Bitte um Bestellung ging. Die Rose, frei aus der Hand nachgeahmt, machte im Atelier Aufsehen. Man erkannte eine Künstlerin. Sie erhielt ehrende Aufträge, die sie mit einem eignen Anflug von wehmüthigem Stolz entgegennahm. So war sie denn plötzlich zu der Kraft gekommen, sich auf sich selbst zu stützen. Es demüthigte sie, betrübte sie nicht. Im Gegentheil fühlte sie sich Sigismund verwandter. Sie hatte den Weg mit vollem Bewußtsein, begleitet von vielen Bitterkeiten, Erfahrungen und Aengsten eingeschlagen, aber immer nur fühlte sie den Kampf um den Theuern, den Widerstand der Verhältnisse und den Glauben, daß all' diese Schmerzen sie endlich doch in das Paradies ihrer Sehnsucht führen würden.

Als sie aus der Rue Richelieu auf die Boulevards bog, begegnete ihr Mayen, der rasch auf sie zutrat und ihr verwirrt sagte: Erlauben Sie, daß ich Sie begleite. Ich will mir diese Ehre zu verdienen suchen. Vergessen Sie das Vorgefallene. Bannen Sie mich nicht aus Ihrer Nähe.

Wenn Sie vernünftig sein wollen, entgegnete Ida in heiterer Laune, so will ich ein Auge zuthun und ... gnädig sein.

Sie nahm, froh Jemand in dem Menschengewühl gefunden zu haben, seinen Arm, plauderte unbefangen und verabschiedete Mayen vor ihrer Thüre mit der scherzhaften Bemerkung, der Eingang müsse durch Unterwürfigkeit verdient werden. Mayen ließ sich das gefallen. Er war eitel, er hoffte auf die Zukunft, auf die Wandelbarkeit der Frauen,

auf seine Unwiderstehlichkeit, über die er sich großen Täuschungen hingab. Die Männer sind nun einmal so und nicht anders. In jedem Alter, in jeder Lage glauben sie Eroberungen machen, zu Treulosigkeiten hinreißen zu können. Indeß sie den Frauen oft noch in jugendlicher Blüte zurufen möchten: O schäme dich, du bist alt, du hast kein Recht dazu, halten sie sich, mit greisem Kopf, für gefährlich, glauben über Alles zu siegen, mit Allen es aufnehmen zu können. Daß Ida liebe, gab Mayen zwar zu, aber daß sie die Gegenwart, seine Aufmerksamkeiten und Reden opfern würde, schien ihm unglaublich. Deswegen vertraute er seinem Stern, kam wieder, schwieg von seiner Liebe, zeigte sich ernst, so daß Ida Mayens Taktlosigkeit vergaß. Es war vielleicht weltunklug, aber Unrecht war es nicht. Sie fühlte sich rein in ihren Bestrebungen, rein vor Mayen, an den sie sich gewöhnt hatte. Saß sie am Fenster, schnitt sie Rosen, Hollunder und Fuchsias aus, färbte sie Blüten, so sah Mayen ihr zu und sprach mit Zurückhaltung, suchte, ohne daß es ihm gelang, in Ida's Verhältnisse einzudringen und von ihr ausgezeichnet zu werden. Er sprach von seinem Vermögen, er bekannte sich zu Denen, die sich rettungslos verloren glauben würden, wenn sie arm wären. Ida lächelte, indem sie den Pinsel in Karmin tauchte und sanft damit im Innern einer Rose herumfuhr. Dann sagte sie: Die Entbehrung ist Nahrung für den festen Charakter. In ihr lernt man sich kennen, statt daß die Schwachen sich erdrücken und zernichten lassen, was freilich traurig ist.

Sie schwieg und Mayen dachte zum ersten Male, daß sie die vielen, um sich zerstreuten Blumen wol nicht zu ihrem Vergnügen mache. Um darüber Gewißheit zu haben, bemerkte er, sie würde bald mit den Blüten ein ganzes Zimmer ausschmücken können.

Vielleicht um hier einmal ein Jubelfest mit Kränzen und Schalmeien zu begehen, entgegnete sie neckend.

Schwärmerin! ſagte Mayen, das angedeutete Feſt auf ſich beziehend.

Ich bin nicht ſchwärmeriſch, ſondern nur wahr, erwiderte ſie freundlich. Liegt doch etwas Großes in dem Gedanken, einen Zweck zu haben, für dieſen Zweck ſein warmes Herzblut, lebend, athmend, jubelnd zu vergießen, Alles wegzuwerfen, ſich in Gluten und Flammen mit dem irdiſchen Stoff um ſich zu verzehren, blos um des Einen, um der Liebe willen.

Sie ſprach das mit bewegter Stimme und Mayen arbeitete an ſeiner Uhrkette, die er hin- und herriß. Er hatte große Luſt, wieder einmal mit der Thüre ins Haus zu fallen und Ida geradezu auszufragen; aber ſie ſtand ſo unantaſtbar da, daß er ſich mit ſtiller Scheu ſagen mußte: Verbannen will ich den Zauber, unter dem Ida lebt, ausreißen mit der Wurzel muß ich dieſe unbegreifliche Neigung, aber nach ihr fragen, davon reden darf ich nicht.

Er vertraute wieder der Zeit und es war doch eben dieſe, die Ida immer näher zu Sigismund und immer weiter von Mayen zu entfernen ſuchte. Und immer noch kein Lebenszeichen von Sigismund! Wenn ich mich nun geirrt hätte, dachte Ida zuweilen mit herzzerreißendem Schmerze. Wenn das, was ich mir als Glück denke, kein Glück wäre?...

Sie fühlte ſich niedergedrückt. Es muß aber doch bald Etwas geſchehen. Er muß kommen. Wir werden mit einander reden, wir werden handeln, rief ſie mit in einander gerungenen Händen, indeß eine tiefe Traurigkeit ihr Herz zerriß. Es war die ſiebente Woche, daß Sigismund von London fortgereiſt war.

Liebt er mich noch? fragte ſie zaghaft. Und ihr entſchloſſenes Herz antwortete: Er liebt mich, was auch das Schickſal verhängen, wohin es uns auch führen mag. Ich muß ruhig warten. Sie arbeitete, daß ihr die Stirne brannte und die Nerven zuckten, ſah kaum auf Mayen, der einge-

treten war und sich zu ihr gesetzt hatte, und sagte mehr zu sich, als zu ihm: Es gibt nichts Schwereres, als sich auf sich selbst stützen.

Wer verlangt das? unterbrach sie Mayen lebhaft.

Das Geschick, sagte sie gelassen.

Seien Sie doch nicht so fatalistisch, rief er unwillig. Oder vielmehr seien Sie es. Dann werden Sie unser Zusammentreffen in Paris für etwas Nothwendiges halten.

Sie schüttelte langsam den schönen Kopf. Nicht alle Menschen, die uns begegnen, greifen in unser Leben ein. Viele gehen vorüber... sagte sie ernst.

Wie kann man so schroff sein! rief Mayen. Da klingelte draußen die Glocke an Ida's Wohnung und einen Augenblick darauf trat der Portier mit einem Briefe ein.

Das ist der erwartete, sagte Ida aus tiefer Brust. Mayen hatte ihn in die Hand genommen und hielt ihn ihr entgegen.

Von wem ist der erwartete Brief? fragte er athemlos.

Von Sigismund, entgegnete sie fröhlich, indem sie den Arm darnach ausstreckte. Von Sigismund Hallig, setzte sie ergänzend hinzu; aber als sie ein schwarzes Siegel erblickte, ward sie todtenblaß.

Oeffnen Sie nicht! rief Mayen und hielt ihre Hand.

Ida's Herz bebte in Sorge und Schmerz. Sie unterbrach die plötzlich eingetretene Todtenstille, reichte Mayen die Hand, die er nicht nahm, und sagte leise: Um Briefe der Art zu lesen, muß man allein sein.

Er war versteinert. Als er fort war, riß sie das Siegel ab und las mit trocknen, immer mehr geisterartig werdenden Augen folgenden Brief:

„Sigismund an Ida.

Ich bin aus meinem Traume erwacht. Aufgerüttelt hat mich das Geschick, niedergeworfen, entwaffnet hat es mich, da ich mir selbst Gesetze geben, auf eignem Wege

wandeln wollte. Das, das, Ida, sollte nicht das Rechte sein. Wortbruch bringt keinen Segen. Eigennutz, selbst der aus dem Herzen fließt, der Liebe, Leidenschaft, Hingebung heißt, selbst der ist verdammlich. Wer sich einmal ans Kreuz schlug, darf nicht hinauf zu den Freien und Glücklichen steigen. Auf der Erde, im Dunkeln muß er bleiben, verbluten muß er sich an seinen Wunden, nicht heilen. Bei Ihnen hatte ich ernstlich von Glück geträumt, bei Ihnen, liebe Ida, die Sie mir den vertraulichen Namen wol gestatten, jetzt, wo ich Sie — verloren habe. O, es war eine schöne, unvergeßliche Zeit, an der ich mich stärken und aufrichten will, die Zeit, wo ich mit Ihnen, bei Ihnen war. Was sind mir nicht Alles für tolle Gedanken durch den Kopf geflogen! Wie habe ich gedacht, gehofft, bis ich zur Besinnung gekommen und meine Grenze gefunden habe!

„Ich bin nun schon lange, lange wieder in meiner Heimat, in den Ihnen bekannten Umgebungen, in dem Hause, das ich für immer verlassen zu haben meinte. Wie das so und nicht anders kam? Wie ich meine Kette nicht zersprengt, sondern wieder angelegt habe? Wie ich Sie aufgeben konnte? Wie ich mir täglich sagen mußte: Ida ist deinetwegen in Paris, wartet, hofft auf dich, und doch nicht kommen durfte, nicht schreiben mochte?

„Es gibt unstreitig eine unsichtbare Hand, die die Geschicke leitet, die Willkür straft und das Recht vertritt. Diese Hand, liebe Ida, ruht auf mir. Diese Hand hat mich aus Ihrer sonnenähnlichen Nähe hinweg in den Schatten meiner Berge, zu meinem dunkeln stillen Hause, zu Sophie zurückgeführt. Es ist Alles wie sonst, nur daß dort unten auf dem Kirchhofe, nicht weit von der Landstraße, aus der einstmals Ihr Wagen hier auf das Städtchen einbog, unter einer weitastigen Linde, dicht bei den Gräbern meiner Aeltern, drei meiner Kinder ruhen, meine schöne, jugendlich sich entfaltende Bertha, mein Heinrich, der kleine,

blondlockige Otto ... Sie ſind die Beute des Todes geworden! Das vierte, ein kleines, engelgleiches Weſen, ſieht mich mit traurigem Blick an, als wolle es fragen: Wo ſind die Andern?... Ja, die Andern .....

„Als ich von London ſo raſch in die Reſidenz reiſen, mich dort in die verwickeltſten Geſchäfte werfen mußte, hatte ich nur den einen Wunſch, den einen Gedanken: fort aus der Heimat nach Paris, zu Ihnen zurück, zu Ihnen, die Sie — was werden Sie ſagen, daß ich das ſo kühn aufs Papier werfe? — die Sie der Inbegriff meiner Sehnſucht ſind. Aber warum ſollte ich nicht einmal im Leben Ihnen meine Seele öffnen, Ihnen nicht ſowol meine Liebe, als die Wunden, die die Verhältniſſe mir ſchlugen, zeigen? Im Augenblicke, wo ich zernichtet von all dem vergeblichen Mühen, von den Streichen des Kampfes wie aufgelöſt bin, lebt nur noch der Vater in mir. Gott wird gnädig ſein, denn ich habe ſeinem Geheiß die natürliche und einzige Stimme meines Herzens, Sie, geopfert. Erfahren Sie denn, daß Sie aufs heißeſte geliebt werden. Jung hatte ich zwar viel gelernt, aber wenig geſehen. Erinnern Sie ſich unſerer erſten Zuſammenkünfte, der erſten zwiſchen uns gewechſelten Worte? Sie haben gleichſam mein Leben beherrſcht, mein Gemüth durchglüht, meine Kraft aus ihrem Schlafe wachgerufen. Als ich Sie ſah, empfand ich, was keine Sprache wiedergeben kann, was der Lichtſtrahl im Nebel, die Bewegung im Univerſum iſt. Ich begriff, daß es eine unbekannte Welt in der Welt, eine zernichtende Kraft, eine gewaltige Zukunft in einem, von zwei Weſen ausgeſtrahlten Gefühl geben müßte. Wie ein Blitz, ſo traf es mir das Herz. O dieſer Frühling im Frühling, dieſe erſten zarten Blätter, dieſer Blumenduft, dieſe weißen Wölkchen, dieſer tiefblaue Himmel, wie ſprach das in tauſend Zungen zu mir. Ihr Anblick machte mich ſelig zittern. Ich war Mann und Kind. Schüchtern und muthig ....

„Ein ganzes Leben voll Kampf und Zerwürfniß habe ich hinter mir in den wenigen Wochen, von der Trennung von Ihnen bis zu unſerm erſten Wiederſehen, gehabt. Ich wünſchte Sophiens Tod, ich war taub gegen die übernommene Verpflichtung, ich wollte Sie beſitzen und verdienen. Dieſe Zeit iſt ein Geheimniß zwiſchen Gott und mir. Ihr Bruder, liebe Ida, eröffnete mir die Nothwendigkeit Ihrer Heirath mit Herrn von Rhode.... Ich habe viel gelitten. Vielleicht hat Keiner die Schwere geiſtiger Prüfungen ſo tief als ich empfunden! Wie oft glaubte ich, indem ich das Räthſel irdiſcher Heimſuchungen ergründen wollte, untergehen zu müſſen. Erſt ſpät erkannte ich, daß Alles ſo wie es iſt, zum Heile wird. O gewiß, theure Ida, dürfen wir nicht mit hohlen Spekulationen, mit einer gleichſam poetiſchen Moral unſer Schickſal überſehen. Wir ſind nun einmal hienieden im Kampfe mit der Wirklichkeit. Hienieden iſt Schmerz unausweichbar. Daher ſo viel Leid, das das Thier nicht kennt. Daher der menſchliche Antheil am Weh. Wir müſſen uns mit Ernſt und Feſtigkeit einweihen in die Ueberzeugung, daß die größten Uebel negativ ſind, daß wir die Güter des Lebens auf ihren wahren Werth zurückführen, ſie nimmer überſchätzen ſollen....

„Sie ſehen, daß ich mich überreden, bezwingen will, daß ich den Schrei in mir umwandeln möchte in Ergebung, aber ſo vielfältig das Leiden, geliebte Ida, ſo iſt der Stoff doch nicht erſchöpft. Wer hat die Entbehrungen, wer die Verlaſſenheit, wer das entehrende Mitleid, wer die Reibungen in den Familien, dieſe Giftquelle des Lebens, genugſam geſchildert? Immer ohne Unterlaß daſſelbe Uebel tragen, immer ohne Hoffnung an ſich nagen laſſen.... gütiger Gott, welche Prüfung! Wie jammert mein Herz, wie denkt es, daß es zu viel, viel zu viel iſt.

„Ich habe verſucht, Vorn mein Leiden auszumalen. Ich habe ihm meine Häuslichkeit, dies negative Unglück ge-

ſchildert, habe ihm erzählt, wie gemartert ich durch dieſe Umgebung, durch Sophiens Gedankenloſigkeit, durch die lähmende Einfachheit ihrer Begriffe bin. Damals, als ich Born ſprach, lebten die Kinder noch. Damals hatte ich noch den Muth, in Klagen und Worten den untröſtbaren Schmerz einer unglücklichen Ehe auszuſchütten. Seitdem iſt es anders mit mir, wenn auch nicht beſſer geworden. Seitdem ſage ich: Nun es ſo iſt, ſei es auch ſo. Ich ſehe keinen Ausweg. Ich muß entweder unmenſchlich oder feig ſein, ich fühle wohl, daß ein Opfer gebracht werden muß und daß ich dies Opfer ſein will.

„Der Tod meiner lieben Kinder .... ich muß abbrechen. Meine Thränen fließen der Wehmuth über das Unerſetzliche. Das Schickſal hat zu mir geſprochen und ich muß willfahren, was es mir auch auferlegt ....“

Ida hielt im Leſen inne. Sie ſaß unbeweglich, ſtarr in ſich verſunken, das Blatt in der Hand, bedachtſam die Worte prüfend, ſich ſammelnd und dann plötzlich in den Schmerzensſchrei ausbrechend: Sigismund, Sigismund, geliebter Sigismund, vernichte mich nicht, verlaß mich nicht!

Es war, als habe ſie Jahre durchlebt. Schwer, ſteinern, unergründlich ward ihr das Daſein, leichenblaß die Wange, krampfhaft zerwühlt die ſanften Züge. Plötzlich hob ſie die Hände gen Himmel und rief: Gott, Gott, Gott, wie habe ich mich getäuſcht, wie gehofft, daß ſich Alles ausgleichen und beſchwichtigen würde! Aber muß ich nicht ſehen, was Sigismund weiter ſchreibt? dachte ſie matt, ſtrich ſich die herunterhängenden Locken aus dem Geſichte, nahm den Brief und las langſam weiter:

„Ich will Ihnen von dem Glücke, Sie plötzlich und unerwartet wiederzufinden, nicht reden. Sie wiſſen, daß ich zagend vor der Zukunft, unſicher, was das Schickſal über mich verhängen würde, blos meiner wiſſenſchaftlichen Strebungen wegen in Ihren Aufenthaltsort kam. Je ſchwerer

mir Ihr Verlust war, je höher die Freude, Sie wiederzusehen. Jubelnd, nur Sie im Herzen, unfähig etwas Anderes als Sie zu denken, immer mit derselben tiefen Liebe, die mächtig genug war, meine Vorurtheile, meine warnende Wehmuth zu übertäuben, stand ich vor Ihnen, folgte ich dem magnetischen Zuge, fühlte ich endlich die Fülle meiner Kraft. Warum sollte ich nicht an mich denken? Warum nicht glücklich sein, nicht den geheimsten Neigungen meines Innern folgen? Sophie war mir fremd. Ich hatte nie ihrer Stimme gelauscht, hatte mich nie ihrer Anwesenheit gefreut .... Der Pulsschlag meines Lebens war bei Ihnen, war auch in einer gewichtigen Bestimmung, war auch, daß ich es nur gestehe, in den wissenschaftlichen Bestrebungen, die ich in Paris zu nähren hoffte. Herausgerissen aus dem Erdboden, auf den ich gepflanzt, vergaß ich die hemmende Kette, dachte ich nicht mit Unrecht, daß das, was der thörichte, schwache Mensch erbaut, auch wieder von ihm zerstört werden könne. Was band mich an Sophie? Nächst dem Aeußern, das völlig morsch geworden war, banden mich nur die Kinder. Das Gesetz aber mußte mir die Kinder zusprechen, da ich der Ernährer bin und Sophie mir nichts als die Mühen und Sorgen mitgebracht hat, die mich moralisch untergruben. Ja, so kühn war ich geworden, daß ich dachte: Diese Existenz führe ich nicht fort. Ich schüttle sie ab, wie Staub von den Füßen; ich fange ein neues, ein besseres Leben an. Das, was ohne den Geist der Liebe besteht, ist Unsinn oder Lüge. Für diese leidtragende Rolle bin ich nicht und kein Mensch geboren; die entwürdigt, die macht weder stark noch tüchtig. Wozu bin ich denn da? Dazu, um durch höhere Erkenntniß ein edles Ziel zu erreichen, mich gleichmäßig zu entwickeln, nützlich zu sein. Das kann ich in dieser Ehe nicht. Darum muß ich sie aufgeben.

„So dachte ich, mit solchen Planen ging ich nach Paris und London. In Paris und London ward es mir nun voll-

ends klar, daß Sophie nicht dahin, nicht zu mir, imm
nur dafür, wofür ſie geboren iſt, für den beſchränkten Kr
ihres Ortes paſſe. Sophie iſt in geſellſchaftlicher Beziehu
wenig. Sie würde mich in der großen Welt als Ehema
beſchämen .... Erlaſſen Sie mir das Weitere, errathen S
es. Nein, nein, rief es in mir, Sophie darf und ka
nicht mit nach Paris! und an dieſe Ueberzeugung reihte
die ferneren, mich beſeligenden Plane. In den erſten J
ren unſerer Ehe hatte ich nichts für Sophiens Sinn
änderung unverſucht gelaſſen. Ich hatte mir Mühe gegeb
meinen Umgang mit ihr in ſanfte Schmeichelei zu hüll
ſie auf meinen Ton zu ſtimmen, ihr einen weitern Ide
kreis zu öffnen; aber wie ſehr ich mich anſtrengte, ſo n
doch Alles vergebens!

„Es war eine fliegende Ungeduld in mir, mit der
von London über Hamburg nach der Heimat eilte. D
Miniſter empfing mich überaus freundlich. Meine ihm
ſtatteten Berichte waren ihm ſo willkommen, daß er n
ſofort meine Ernennung als Legationsrath verhieß. W
ſind aber menſchliche Plane? Wenige Stunden nach die
Audienz, im Augenblicke, wo ich die erſten, entſcheidend
Schritte Sophien gegenüber wagen und ihr auf einen ih
trocknen Briefe antworten wollte, erhielt ich einen zwei
von ihr, mit der Nachricht, daß ein bösartiges Nervenfiel
im Orte ausgebrochen, Otto bereits geſtorben, Heinrich u
Bertha ſterbend ſeien ....

„Mich in den Wagen werfen und zu Sophien eil
war Eins. Unterwegs, in den zwölf Stunden, daß ich
Courrierpferden auf der Heerſtraße mit raſender Eile fo
rollte, fühlte ich, wie heilig die Bande des Bluts, wie
zerreißbar ihre Gewalt, wie überwältigend das Gebet i
Laß mich unglücklich, elend ſein, laß mich leiden, aber
halte mir die Kinder!

„Es war ein ſchwüler Maitag. Die Gewitterwoll

flogen wie schwarze Raben über die Terrasse, auf der ich mit Ihnen gesessen. Ich sah sie von weitem. Von weitem sah ich auch einen kleinen Sarg aus der Stadt heraustragen. Die Pferde jagten schneller. Nun hielten wir vor unserm Hause. Eine Magd kam mir weinend entgegen. Armer Herr! sagte sie leise. Ich hielt mich am Treppengeländer. Was ists? fragte ich halb von Sinnen. Der kleine Heinrich ist eben begraben, entgegnete sie, sich die Augen trocknend. Und Bertha? sagte ich tonlos. Ist sehr krank, antwortete sie zagend.

„Ich trat ins Krankenzimmer. Sophie saß am Bette des Kindes. Die Vorhänge waren herabgelassen. Die Kleine lag im heftigsten Fieber. Als Sophie mich gewahrte, winkte sie mit der Hand. An ihren verstörten Zügen sah ich Hoffnungslosigkeit. Ihr ganzes Wesen war gelähmt. Sie mochte wol die höchste Stufe der Seelenfolter erreicht haben. Nach einem peinlichen Stillschweigen sagte sie, gleichsam als sei ich gar nicht fortgewesen: Der Arzt meint, das Kind werde den Morgen nicht erleben. Es ist jetzt acht Uhr. Wir haben zehn Stunden Erwartung. Du solltest schlafen gehen.

„Ich schüttelte mit dem Kopfe. Man hörte die immer schwächer werdenden Athemzüge der Sterbenden, das Brausen der fernen Mühlen, sonst nichts! In tiefe Gedanken versenkt, saß ich da, das Haupt auf die Lehne des Stuhles gestützt, vor mir die geliebte Tochter, neben mir die Mutter, meine mir angetraute Frau, zwei ihrer Kinder beraubt, das dritte sterbend .... Es war ein mahnender, alle meine Entschlüsse umwerfender Augenblick. Die vom Schicksal verschonte Sophie hätte ich verlassen dürfen. Die vereinsamte, verarmte Mutter, die auf mich mit Vertrauen blickte, der mußte ich, das fühlte ich, bleiben.

„Sie betrachtete des Kindes Ausdruck mit schmerzlicher Spannung. Einmal ertrug sie den Anblick nicht mehr, stand auf, ging leise im Zimmer einher, blieb stehen, wollte

ſprechen, die Stimme verſagte ihr; ſie zeigte auf die Kleine, die bläſſer wurde. Ein andermal legte ſie die Hand auf meine Schulter, ſah mich an und ſagte mühſam: Ohne dich wäre ich mit dieſer da geſtorben!

„Es verging eine halbe Stunde. Plötzlich richtete ſich Bertha, mein ſüßes Kind, auf, rief Vater! ergriff meine Hand, legte ſie in die der Mutter, ſank zurück und ſtarb.... Ich wollte es erſt nicht glauben, daß ich mit ihr am Rande der Ewigkeit geſtanden, ſie hinüber hatte gleiten und mich lebend ſah. Ich ſaß da ohne Thränen. Da fing das Kleinſte im Nebenzimmer zu weinen an. Sophie erhob ſich, nahm es aus der Wiege, trat zu mir heran und ſagte mit erloſchener Stimme: Das da lebt noch!

„Die Nothwendigkeit, ſie zu tröſten, mich ſelbſt zu vergeſſen, dieſe nächſte und ernſteſte Pflicht ſtärkte mich, wenn auch eine namenloſe Traurigkeit mir das Herz bei dem unwillkürlichen Vergleich zwiſchen Ihnen und Sophie zu brechen drohte....

„Ich mußte wieder inne halten. Die Feder, die Gedanken verſagten mir den Dienſt. Langſam fahre ich fort. Die Aufgabe, Sophie aufzurichten, iſt keine leichte. Wie ich ſie nie dazu bewegen konnte, ſich mit ernſten Dingen zu beſchäftigen, ſo kann ſich ihr Geiſt auch nicht an der Idee Gottes emporrichten. Sie iſt murrend, unzufrieden mit ſich und mit Andern. Wenn ich ihr ſage: Verſtehe, was dieſer Leidenskelch an geiſtiger Nahrung enthält, lerne die Lehre ſchätzen, die uns das Unglück gibt. Wol iſt es das Schwerſte, wenn das, was uns Leben ſchien, todt iſt, aber an dieſen Schmerz reiht ſich der Endpunkt unſerer Erziehung.... dann lächelt ſie bitter und nennt meine Worte Sophismen. Sie bedarf irdiſchen Troſtes, bedarf Zerſtreuung, Menſchen, meiner!....

„So feſt ich mich mache, ſo wehe iſt mir innerlich. Welch eine bindende und zugleich zerreibende Kraft dieſer

Ehe, dieſes mich immer feſter umklammernde Familienleben! Möchte es Ihnen leicht werden, geliebte Ida! Sie ſind jung und unabhängig, für Sie kann jede Stunde eine glückliche Wendung nehmen....

„Wie viel Worte mache ich! Wie widerſtrebt mein armes Gemüth dem Augenblicke, wo ich von Ihnen, von dieſem Blatte ſcheiden ſoll. Und doch.... muß es ſein. Immer zuckt der Stahl in meinen Händen, aber ihn fallen zu laſſen, dazu gebricht mir der Muth. Wie werden Sie dieſen Brief aufnehmen? Wie mich beurtheilen? Werden Sie ſagen, daß ich Unrecht an Ihnen, Unrecht an mir handele? O ein Wort, ein einziges, tröſtendes Wort

Ihrem Sigismund."

---

Als Ida dieſen Brief geleſen hatte, ſagte ſie dumpf: Das Schickſal hat entſchieden, ich muß gehorchen, ſtand auf, ſchwankte zum Schreibtiſch, griff mechaniſch nach Papier und Feder, ſchrieb: Du haſt Recht gethan, Sigismund, dein Wille geſchehe... ſiegelte.... Aber als der Brief vor ihr wie der letzte Gruß ihres Herzens lag, ergriff ſie plötzlich wahnſinniger Schmerz. Sie ballte das Blatt in der Hand zuſammen, ſtarrte vor ſich hin, ſchrie laut auf und ſank leblos zuſammen.

Eine bedenkliche Krankheit folgte der gewaltſamen Gemüthserſchütterung. Mayen hatte Born geſchrieben, und als dieſer kam, verbarg ſich jener, um Ida nie wiederzuſehen. Ihre Geneſung war langſam. Als ſie das Fahren und die Luft vertragen konnte, reiſten ſie nach Deutſchland zurück. Der Proceß war entſchieden. Es fiel ihr das Gütchen ihrer Aeltern, unweit Sigismund's Wohnort zu. Das erfreute und beruhigte ſie. So iſt doch noch nicht Alles verloren, ſagte ſie. Ich werde in den bekannten Räumen, bei meinen

Armen, in der Mitte meiner Erinnerungen leben. Das Schwerſte iſt gethan. Sie vertiefte ſich immer mehr in ihre Jugendträume, deren um ſie herumgeſchleuderte Trümmer ſie mit tiefem Mitleid ergriffen. Wehmüthig gingen ihre Blicke von Born nach dem Thale, zu dem Andenken an ihren duftenden Garten.

Mein lieber, lieber Bruder, rief ſie freudig, als nach einigen langſam zurückgelegten Tagereiſen die Grenze Deutſchlands überſchritten war, hier wird es ſich ſanft ſterben laſſen!

Er verwies ihr dieſe Worte. Sie rechtfertigte ſie, indem ſie das Leben mit ſo ſcharfem Blicke beurtheilte, ſeinen Werth und Unwerth ſo richtig maß, daß dieſe kalten Berechnungen ihm erſt recht deutlich ihren Widerwillen gegen daſſelbe zeigten. Am Eingang zum Garten ließ ſie halten, ſtieg aus, lehnte ſich auf Born's Arm, ging langſam die Stufen zum Hauſe hinan, blieb ſtehen und überſah ſich ihr Leben. Dieſe hübſchen, einfachen Räume ſchienen ihr eine glückliche Freiſtatt. Der Sommer that ihr wohl. Auch richtete ſie gleich in den erſten Tagen ihr Zimmer aufs zuſagendſte ein. Am Fenſter ſtand der Schreibtiſch. In einer kleinen Epheulaube rückte ſie den Sopha. Ihre Lieblingsbücher, auch die von Sigismund, lagen auf den Tiſchen zerſtreut. Ein vorgefundenes Bild, eine ſchöne Copie von Guercino, der die Hagar im Augenblicke darſtellt, wo Abraham ſie aus ſeinem Hauſe verweiſt, hing ſie über ihrem Schreibtiſch auf. Vor dieſem Bilde ſaß ſie mit verſchränkten Armen. In dieſem Bilde lag ihr eigenes, ſchmerzenreiches Schickſal. Eliſabeth war Sophie. Sie war Hagar, die ausgeſtoßene, verleugnete Hagar, die dürſtend in der Wüſte einherirrte.

Du ſollteſt das Bild aus deinem Zimmer weghängen, ſagte ihr Born unwillig. Es gibt dir traurige Gedanken.

Nein, entgegnete Ida feſt. Dies Bild erhebt mich. Es zeigt mir, daß die Ehe von Alters her ein unantaſt-

bares Recht hatte. Du lieber Bruder, du solltest nun endlich an dich denken, in die Stadt reisen, mich lassen.... Sie sprach das mit einem ganz eigenthümlichen Gemisch von Schmerz und heiterer Ergebung.

Glaubst du denn, erwiderte er bitter, daß ich irgendwo ein Herz wie das deine finden würde? Ich habe den richtigen Augenblick zum Glück verfehlt. Nun bleibt mir das, mit dir zu sein, deren Hingebung weder einen schlimmen kommenden Tag, noch schwer zu ertragende Momente haben wird, der ich nichts vorzuwindbeuteln habe, die sich meiner Genüsse freuen, meines Aergers sich annehmen wird. Du sollst nur und nur du mir das Leben süß machen, setzte er gereizt hinzu.

Ein Jahr war vergangen. Die Geschwister lebten einsam. Wiederum hatte sich einmal ein herrlicher Sommerabend niedergelassen. Die Hitze des Tages milderte sich. Leise Luftwellen trugen die Resedadüfte von weit her zu Ida, die, tiefaufathmend, unwillkürlich ihre Schritte zu dem Kirchhof, wo ihre Aeltern und auch Sigismund's Kinder ruhten, gelenkt hatte. Die Sonne war im Sinken. Purpurroth fielen die Strahlen auf die grünen, zitternden Blätter, die, vom Mittagsschlaf erwacht, sich an der Abendkühle stärkten. Seitwärts ließ der Mond seine Schatten auf die Quelle fallen, die langsam weiter murmelte. Allmälig verstummte das Vogelgezwitscher und nur das Leuchtwürmchen sprühte in phosphorischem Feuer längs der Hecke, die zierlich beschnitten den Kirchhof einschloß. Seit ihrer Rückkehr aus Frankreich hatte Ida diesen Ort noch nicht betreten. Heute zog es sie mächtig hin; heute fühlte sie auch Kraft, auf die Gräber der Kinder die mitgebrachten Blumen zu streuen. Von Sigismund hatte sie nichts mehr gehört und wollte nichts von ihm hören. Sie hatte sein Bild in sich. Das äußere Leben war ihr nichts mehr. Als sie die Thüre öffnete, sah sie von weitem den ihr bekannten Todtengräber.

Guten Abend, Gotthold! sagte sie freundlich. So fleißig?

Er stand mit der Schaufel an einem frisch aufgeworfenen Grabe und stampfte die Erde fest. Als er Ida erblickte, zog er die Mütze, ließ sie an sich herankommen und entgegnete wehmüthig: Vor einem Jahre habe ich die Hallig'schen Kinder begraben und gestern...

Ida sah ihn starr in die Augen. Was spricht Er? rief sie, von plötzlicher Ahnung geschüttelt. Wer liegt hier?

Unser guter Doctor Hallig, entgegnete Gotthold, indem ihm die Thränen aus den Augen rannen. Der brave Herr hat sein Leid nicht lange überlebt. Das war auch Einer, der nicht an seinem Platze war. Dem wirds wohl im Himmel gehen...

Er plauderte und Ida hörte ihm gedankenlos zu. Sie begriff nicht. Die Blumen fielen aus den Händen auf das Grab, die Knie wankten unter ihr. Sie stand lange, lange bewegungslos ohne Gedanken, ohne Schmerz da, indeß der alte Gotthold seitwärts trat.

Als sie zu sich kam, war es Nacht. Sie blickte um sich. Sie rief zum ersten Male seit einem Jahre den Namen: Sigismund!

Born, der sie ängstlich gesucht hatte, fand sie so. Sie wies ihm thränenlos das Grab.

Todt, sagte sie leise. Gestorben am Schmerze des Lebens. Aber auch erlöset. Die Todten sind selig. Sagte er nicht so? Er ist glücklich; er ist in Frieden hinüber!

Seitdem war Ida ruhig. Sie gönnte Sigismund die Erlösung und sich selbst — einen Platz neben ihm.

# Die Schwester.

---

Novelle

von

Levin Schücking.

# I.

In einer Schlucht, mitten im tiefſten Waldgebirge, ſtand ein junger Mann, an den Stamm einer Eiche gelehnt. Er trug Jagduniform, Büchſe und Hirſchfänger, und ein prachtvoller hellgelber Wolfshund lag, mit einem Strick an ſeine Waidtaſche befeſtigt, zu ſeinen Füßen. Der junge Mann war eine hohe Geſtalt, ſo ſchlank und feſt gebaut, wie die ſchönſte Edeltanne in ſeinem Walde. Er hätte regelmäßige Geſichtszüge, eine ſpiegelreine, hochgewölbte Stirn und einen auffallend zart und graziös geformten Mund; jenen feinen und ariſtokratiſchen Mund voll verführeriſchen Reizes, dem wir jetzt auf alten Familienbildern weit häufiger als im Leben begegnen — als ob die lächelnde Weltweisheit von ehemals nach ihrer Flucht uns nicht einmal ihren leeren Thron hätte zurücklaſſen wollen.

Ob unſer Held ein ſo guter und erfahrener Jäger, wie er ein ſchöner und ſtattlicher Mann — daß läßt ſich ſchwerer ſagen. Wenigſtens ſcheint der reine, ungebräunte Teint und die weiße Hand, welche auf dem Lauf der Büchſe ruht, zu beweiſen, daß er unmöglich ſeit langer Zeit den Einflüſſen von Luft und Wetter ausgeſetzt geweſen.

Die Schlucht, in welcher er ſeinen Stand genommen, iſt von einem rauſchenden, kleinen Gießbach durchſtrömt, der um Kieſel und dunkle Baumwurzeln unaufhörlich Schaum-

wellen schlägt, als hätte er wie ein muthwilliges Kind sein Vergnügen daran, den düster dreinschauenden Steinblöcken und den Alraungesichtern der langbeinigten Wurzelstämme den Bart einzuseifen, und würde, auch wie ein Kind, diesen vortrefflichen Einfall gar nicht satt und müde. Und doch schießt er an andern Stellen über den hellgelben Kies mit solcher Schnelle fort, als ginge es ihm an Kopf und Kragen, wenn er nicht noch vor Abend bei seinem Mütterchen, der Mosel, angekommen, die ihn unten im Thale erwartet. Von dem Standpunkte des Jägers aus sieht man sie durch die Oeffnung der Schlucht nordwärts in blauer Ferne ihre anmuthigen Windungen ziehen.

Jener Standpunkt ist dicht an einem Fußsteig genommen, der sich parallel mit dem Bache die Schlucht hinaufzieht. Dem Jäger gegenüber und hinter ihm erheben sich steile, dichtbewachsene Bergwände.

Unser Mann muß schon lange so gestanden haben; er stützt das Gewicht seines Körpers bald auf das eine, bald auf das andere Bein, als ob seine Glieder ermüdeten; der Wolfshund hat den Kopf auf die Vordertatzen gedrückt und verdrießlich die Augen geschlossen, als ob er längst Geduld und Lust verloren und eingeschlafen sei.

Alles ist still. Ein paar Vögel schießen über die Schlucht daher, aber so lautlos wie die Wölkchen am blauen Himmel, wie die Sonnenstrahlen, die bereits schräge durch die Wipfel fallen und mit abendlicher Färbung um die grünen Laubbüschel blitzen. Da knistert etwas — Zweige biegen sich auseinander — es ist am andern Ufer des Baches — eine junge Rehkuh streckt ängstlich den Kopf durchs Dickicht; dann kommt sie vorsichtigen Schrittes, den Leib lässig in Wellenbewegungen schaukelnd, nieder, beugt den Hals und schlürft das klare Wasser ein.

Der Hund hat sich auf die Vorderbeine erhoben; sein

Auge funkelt: da jedoch sein Herr keine Bewegung macht und nur leise: A bas, Leo! flüstert, legt er sich wieder, als ob er sagen wolle: hat sie für dich kein Interesse — mir ist die braunäugige Waldschönheit auch gleichgültig; und dann drückt er den Kopf so fest an den Boden und schaut so klug aus den intelligenten Augen, als ob er es jetzt zu seiner Unterhaltung durchaus darauf angelegt habe, rechts und links von seinen zottigen Ohren das Gras wachsen zu hören.

Endlich richtet sich der junge Mann unmuthig auf.

Bertram!

Hier, antwortet eine Stimme von drüben, aus dem dichtesten Gebüsch der jenseitigen Bergwand. Eine Weile nachher springt ein grauer verwachsener Bursch mit dreieckigem Hütchen und kurzem Zopf über die Kiesel des Bachs und klimmt dann den kurzen Hang diesseits bis zu dem Wartenden empor.

Was ist's, Herr?

Wir wollen heim. Den fangen wir nicht.

Der Teufel hole den Galgenstrick, versetzte Bertram, Athem holend. Wer die Waldwege kennt, hätte darauf geschworen, daß er durch diese Schlucht sich zurückziehen müßte. Drüben am Hahnenstein verlegt ihm der Rudolph mit der alten Juno den Paß und hinter uns über die Halde — Jesus Maria —

Was gibt's —?

Da, da! schrie der kleine Graue und wies mit beiden ausgestreckten Armen empor auf den Gipfel der Bergwand in ihrem Rücken.

Das Gebüsch, welches diesen Gipfel bedeckte, war kurzer Aufschlag und bestand aus jungen Linden, die aus den Wurzelstämmen gefällter Bäume aufgeschlagen. Zwei Gestalten bewegten sich durch dies Gezweig, das ihre Oberkörper vollständig überragten. Sie trugen dunkle Röcke,

dreieckige Hütchen, mit schmalen Goldborten eingefaßt, und die Eine von ihnen eine Flinte, die sie über die Schulter geworfen hatte. Im nächsten Augenblick waren sie verschwunden.

Ihrer zwei! sie sind's!

Nach, nach! rief der Jäger und sprang die Bergwand hinan.

Den Leo los, Herr, den Leo!

Aber der Herr hörte in seinem Eifer nicht. Leo setzte mit so gewaltigen Sprüngen den Berg hinan, daß er seinen weniger raschen Gebieter an der Schnur, die ihn fesselte, niederriß. Der Jäger fiel hart an den Grund. Als er sich wieder aufrichtete, fühlte er einen heftigen Schmerz am Fuße. Ich habe mir den Knöchel verstaucht, Bertram, sagte er und ergriff den Arm des Alten, um sich darauf zu stützen. Verdammt! Sie entgehen uns.

Laßt wenigstens den Leo ihnen nachsetzen!

Sie werden ihn erschießen!

Ihr habt recht! Die Spitzbuben!

Nur voran — es geht schon wieder — nur voran!

Beide klommen hastig empor. Der Jäger verbiß heroisch seinen Schmerz. Die Wand war hoch. Es verging eine gute Weile, bis sie oben waren. Hier dehnte sich eine weite, mit Haidekraut bewachsene Hochebene vor ihnen aus. Die Verfolgten liefen mit raschen Sprüngen über die Fläche und flüchteten einem Bauernhause zu, das am Rande derselben stand.

Sie wollen sich in dem Hofe verbergen, sagte keuchend der Forstmann. Bertram, eile du ihnen dorthin nach — ich will rechts ab, ihnen voraus, an den Weg, der von diesem Hofe ins Thal führt, um sie dort zu erwarten. Biete die Leute im Hofe zur Hülfe auf!

Der Jäger eilte fort, rechts ab, während der krumme

Bertram, der die Behendigkeit eines Affen zu haben schien und wie ein wahrer kleiner Waldteufel aussah, in possirlichen Sprüngen über die Büschel des Haidekrauts setzte, dem Bauerhause zu, in welchem nach wenigen Augenblicken die Flüchtlinge verschwunden waren. Sein Herr eilte eben so rasch in anderer Richtung fort, erreichte nach einer Weile das Ende der Haide und befand sich bald wieder unter den Aesten eines Waldes. Noch einige Minuten und er stand am Rande eines Hohlwegs, der unter ihm mit tiefen, ausgefahrenen Geleisen thalwärts, nach der Mosel zu, sich hinabwand.

Er spannte den Hahn seiner Büchse, warf sich dann auf das grüne Moos und hielt mit dem Ausdrucke größter Erwartung das Auge nach der Seite des Bauerhofes auf den Pfad gerichtet.

Dies kecke Gesindel, das mir so am hellen lichten Tage in Revier bricht! flüsterte er, und fügte einen Fluch hinzu — da hörte er helle kichernde Stimmen — es waren auffallend helle Stimmen — zwei Gestalten wurden sichtbar, welche jetzt um die nächste Wendung des Weges bogen — zwei junge Mädchen mit rothen erhitzten Gesichtern waren es.

Leo schlug an; die Frauen blieben erschrocken stehen.

Der Jäger sprang auf, glitt den Hang bis zum Wege hinunter und ging ihnen entgegen. Eine von ihnen hatte ein hübsches, aber unbedeutendes rundes Gesichtchen mit etwas zu großem Munde und schmalgeschlitzten braunen Augen; die andere, größer, eleganter gekleidet, zeigte dagegen edle, regelmäßige Züge, dunkelblonde reiche Locken und etwas wie einen Ausdruck von Kälte und Stolz, der sich um die starkgewölbten Lippen und die kräftig gezeichneten Nasenflügel gelagert. Das Oval ihres Gesichts war so regelmäßig wie aus Marmor gehauen. Sie trug einen Strohhut, mit

frischem Strauß von rothen Haide- und gelben Ginsterblüten daran, in der Hand; die Andere, kleinere trug einen Korb.

Während der Jäger diese Bewbachtungen gemacht, hatte er sie erreicht und, an die größere der Damen sich wendend, sagte er mit vollkommenster Unbefangenheit:

Verzeihen Sie mir — aber ich muß eine Frage an Sie richten: sind Sie nicht Jägern oder bewaffneten Leuten begegnet?

Die Dame schüttelte den Lockenkopf; sie schien ein Lächeln zu verbeißen; die andere versteckte sich hinter sie.

Ich bin Wilderern auf der Spur, fuhr der junge Mann fort, der Wald ist unsicher — Sie scheinen die Gefahr nicht zu ahnen, welche Sie bedroht. Dazu wird es Abend: nehmen Sie meine Begleitung an!

Aber die Wilderer?

Eben vor ihnen will ich Sie beschützen!

Von einem Feinde wie Sie verfolgt, werden Sie mehr an ihre Rettung, als an Beleidigung harmloser Frauen zu denken haben, versetzte die Dame mit einem leisen Anfluge von Spott.

Wenn ich nun mein Waldhüteramt geltend mache, das mir die Pflicht auflegt, Unheil in meinen Forsten zu verhüten — werden Sie dann meine Begleitung annehmen? Keinenfalls können Sie verwehren, daß ich Ihnen folge, um im Falle der Noth zu Ihrem Schutze nahe zu sein.

Das kann ich freilich nicht — aber unser Weg ist durchaus nicht kurz!

Glauben Sie, daß ich ihn so wünsche?

Der Jäger warf seine Büchse über die Schulter und um seiner Galanterie die Krone aufzusetzen, nahm er der Kleinen den Korb ab, welchen diese am Arme trug.

Das Mädchen erschrak sichtlich dabei und lehnte stotternd die Höflichkeit des Fremden ab. Der junge Mann

aber hatte bei aller Zuvorkommenheit etwas so Entschiedenes, daß ihm nicht zu widerstehen war. In den Gesichtern der jungen Mädchen hatte sich bis jetzt eine gewisse versteckte Schelmerei gespiegelt, in ihren Worten etwas Spöttisches gelegen. Seltsamerweise war dieser Ausdruck in Zügen und Reden plötzlich auf den jungen Mann übergegangen, seitdem er den Korb in der Hand trug.

Für diesen Korb bezeigte übrigens auch Leo ein außerordentliches Interesse. Er schnupperte in allen Richtungen an dem Weidengeflecht umher.

Sie müssen den Weg zeigen, sagte der Jäger nach einer Weile — ich glaube, dort rechts hinab geht es ins Thal hinunter.

Kennen Sie Ihre eignen Wälder noch nicht?

Die Wälder wohl — aber nicht Ihre Pfade! — Doch auch etwas von diesen, setzte der Jäger lächelnd hinzu. Uebrigens bin ich in der That noch nicht lange genug hier, um alle Pfade und Stege zu kennen. Noch vor einigen Monaten dachte ich nicht im Traume daran, daß jemals ein so respektables Glied der Gesellschaft aus mir werden würde, wie ein wohlbestallter Revierförster ist!

Also mit einer so beträchtlichen Sommität in der Hierarchie des „Tempels der Natur" hat Ihre Dienerin die Ehre zu reden?

Spotten Sie nicht, versetzte der Förster, ist meine Macht nicht weitreichend und gewaltig genug? Ich habe fast eine Quadratmeile kurfürstlicher Waldungen zu beherrschen, die tausend Morgen des Barons Windschrot, die freilich von dem alten Verschwender gräuenhaft verwüstet sind, nicht einmal gerechnet; und was meine Unterthanen angeht, so glaube ich nicht, daß irgend ein Fürst sicherer sein kann, jeden von ihnen treu, fest und Tag für Tag an seiner rechten Stelle zu finden!

Es lag etwas in den Worten des Forſtmannes, was der jungen Dame die Luſt am Spott vollſtändig zu nehmen ſchien. Sie war erblaßt und ſah, wie um eine innere Bewegung zu verbergen, auf die Seite. Ihr Begleiter plauderte heiter in demſelben Tone fort:

Was meine Gerichtsbarkeit über Wilddiebe und Holzfrevler angeht, ſagte er, ſo ſind ſie auf Gnade und Ungnade in meine Hand gegeben.

Die junge Dame beſchleunigte ihre Schritte.

Auch können ſie ſich auf eine ſtrenge Behandlung von mir gefaßt machen — ich werde ihre Sünden gewiſſenhaft wägen, und finde ich ſie ſchwer, ſo ſchwer wie dieſen Korb zum Beiſpiel — der Förſter wog den Korb in ſeiner Hand — dann —

Nun dann? ſtieß das Mädchen wie in haſtiger Angſt hervor.

Doch, das wird Sie nicht intereſſiren, verſetzte er; laſſen wir das. Ich war im Begriffe, Ihnen zu erklären, weshalb ich mein eigenes Revier noch nicht vollſtändig kenne. Vor drei Monaten war ich noch hochgebietender Lieutenant in kurfürſtlich Trierſchen Dienſten — ſeitdem iſt mein Vater geſtorben, ich mußte mich nach einer einträglicheren Beſchäftigung umſehen, als ein paar Epauletten ſpazieren zu tragen, und weil ich als guter Waidmann galt, gab mir der Kurfürſt dieſe Stelle hier. Vor drei Wochen bin ich mit ſchwerem Herzen aus der Welt geſchieden und in mein einſames Forſthaus gezogen. Ich bin ein Einſiedler geworden und lebe wie Vater Lorenzo, Kräuter pflückend, den Hirſchen ihr Futter ausbreitend und dem Schlage der Amſel lauſchend. Der Harzduft der Fichten, die über mein Dach emporragen, entſchädigt mich für die Patſchouligerüche und den Ambra der Geſellſchaftsſäle. Und wenn ich gewußt hätte, zu welchen Begegnungen mein neuer Beruf mich führen würde, dann hätte ich ihn von Anfang an dreifach geſegnet!

Der junge Mann sprach diese Worte mit einem Ausdruck, der eine gewisse Innigkeit des Gefühls verrieth, und den Schluß seiner Worte mit einer Wärme, daß seine Begleiterin nichts zu erwidern wußte.

Nach einer Weile war das Ende des Waldes erreicht. Das Moselthal lag vor den Augen der Wandernden. Es war ein wunderbar schöner Anblick. An den prächtigen, dicht bewaldeten Bergwänden her schlängelte sich der dunkelblaue Fluß, die Abendröthe tauchte die Landschaft in ihre weichen und zarten Farbentöne. Der glühende Abendhimmel stand darüber, als ob seine lichten und kühn übereinander geworfenen Farbenströme den ernsteren und dunkleren Erdfleck da unten mit seinem Geschick, jetzt den Schatten der Nacht verfallen zu sein, versöhnen wollten. Links in der Tiefe auf einem bis an den Fluß niedersteigenden Wiesengrunde erhob ein kleines Schloß Thürmchen und Zinnen aus Gebüsch und Obstbaumkronen; ein Haufen unansehnlicher Hütten lag einen Büchsenschuß weit davon entfernt, dicht am Flusse.

Jetzt sollen Sie keinenfalls weiter gehen, sagte die Dame, wir sind im Angesichte meiner Wohnung — dort ist sie!

Sie deutete auf das Schloß.

Dort? Sie sind das Fräulein von Windschrot?

Die Dame machte eine leichte Verbeugung.

Verzeihen Sie mir — stammelte der Forstmann verlegen.

Darf ich um den Namen meines Beschützers bitten?

Ich heiße Philibert Wolfskron, mein gnädiges Fräulein — hier, nehmen Sie, fügte er hinzu, den Korb seiner ersten Trägerin zurückgebend, die sich bisher im Hintergrund gehalten hatte und augenscheinlich die Zofe war — sollte sich einmal in Ihrer Gegenwart eine Meinungsverschiedenheit darüber erheben, in welcher Zeit Rephühner geschossen werden müssen, so behaupten Sie nur auf meine Autorität

hin, in dem Monate, in welchem wir jetzt stehen, sei es in bedenklicher Weise zu früh!

Der Forstmann machte Fräulein von Windschrot eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung und war nach wenig Augenblicken im Dunkel seiner Wälder verschwunden.

## II.

Als der Jäger sie verlassen hatte, eilten die beiden Mädchen doppelt hastigen Schritts nach Hause.

Das Herz hat mir stillgestanden, als er mir den Korb aus der Hand nahm, sagte die Zofe, tief Athem schöpfend.

Das Wild ist theuer erkauft — in meinem Leben wag ich's nicht wieder! flüsterte das Fräulein, sich nach dem Forstmanne umschauend.

Als Fräulein von Windschrot an der Schwelle ihres Hauses stand, zog sie einen Schlüssel hervor und öffnete die verschlossene Eingangsthüre. Keine Seele, nicht einmal der Gruß eines Dienstboten empfing sie. Die Räume waren verlassen, dunkel, nackt, einige mit altfränkischen Meubeln höchst nothdürftig besetzt und dadurch sahen sie doppelt so groß und so öde aus. Andere waren vollständig ausgeleert. Es war unheimlich in den Stuben und Gängen, unheimlich wie in einem Hause, das seit Jahren zu vermiethen steht, und das keinen Einwohner findet, weil Niemand Lust hat, in den weiten, kalten, spukhaften Gelassen zu wohnen.

Die beiden Bewohnerinnen, die Herrin wie die Zofe, hatten seit mehreren Tagen einen hartnäckigen Krieg mit Staub und Spinnengeweben geführt, der aufgewaschene Boden war in vielen Zimmern noch feucht, aber das alte Haus hatte sich sein historisches Recht, an vergangene Herrlichkeit zu mahnen, nicht nehmen lassen. Es hatte sich augenscheinlich in den Kopf gesetzt, ehestens an Altersschwäche zu sterben,

und so wies es hartnäckig alle Versuche, es aufzumuntern, von sich. In den dunkeln Kammern hallten die Schritte der Mädchen so dumpf wieder, als läg es gar schon im Sterben und ächzte; die Wände aber mit den zerfetzten Tapeten und den gewaltigen, regellosen Mauerrissen sahen aus wie verzerrte hohläugige Gesichter, die im Schmerze Grimassen schneiden, welche sich im Tode versteinern werden. Da die Fensterläden geschlossen waren, und die Dämmerung also nur ein unendlich dürftiges Theilchen Licht in die alten Gelasse kommen ließ, so hatte Alles einen desto schauerlicheren, gespenstischeren Charakter.

Leonore von Windschrot suchte ein Eckzimmer im ersten Stock auf. Wie auf der Flucht vor einem Feinde, der alle übrigen Theile der Festung bereits eingenommen hat, schien sich Alles, was von Wohnlichkeit und Eleganz in diesem „Schlosse" noch zu finden, hier in seinen letzten Versteck zurückgezogen zu haben. Ein großes Himmelbett mit grünen Sergevorhängen, ein Marmortisch mit geschnitzten und vergoldeten Füßen, darüber ein Spiegel, nach alter Mode von einer aus einzelnen kleinen Spiegelgläsern zusammengesetzten Cartouche umrahmt — dann ein Sopha mit krummen Dachsbeinen und verschossenem Calicotüberzuge — Fenstervorhänge von demselben Zeuge, nur um einige Grade im Wettkampf war zuerst zu vollständigem Grau verblichen, dem trägen Lotterbett voraus — das waren die Hauptbestandtheile dieser Einrichtung.

Leonore warf sich ermüdet nieder und nachdem sie das Mädchen mit einigen Aufträgen fortgesandt, legte sie den Kopf auf die Sophalehne, um träumerisch in die grünen Laubwolken vor den Fenstern zu blicken, welche im Abendwinde hin- und herschwammen.

Das Herz war ihr unendlich schwer. Leonore stand vor einer furchtbaren Aufgabe, welche sie sich zu lösen vorge-

nommen und an der ihre Kräfte zu erlahmen drohten. Und doch — sie durften — sie sollten nicht erlahmen, diese Kräfte — das Opfer, welches sie bringen sollten, galt ja dem einzigen Wesen auf Erden, an welchem Leonorens Herz hing — dem langentbehrten, einzigen, mit einer ungestümen Leidenschaft geliebten Bruder.

Um Leonorens Lage zu erklären, müssen wir den Leser einen Blick in die letzten Blätter der Familienchronik des Hauses Windschrot thun lassen. Was auf den früheren Blättern steht, ist ohne Interesse für ihn; es ist darin von nichts anderm die Rede, als von sehr tapfern Rittern und gestrengen Gutsherren, von züchtigen Frauen und in's Kloster gegangenen Tanten, von erlegten Hirschen mit höchst seltsamen Geweihen, von Geburten und Hochzeiten und vielen andern der Familie zu Ruhm und Ehren ausgeschlagenen Ereignissen dieser Art. Erst mit dem Vater Leonorens erhebt sich aus der reichen Nomenclatur heimgegangener Barone von Windschrot eine originelle und ganz aus der Art schlagende Physiognomie.

Stephan Heribert von Windschoot war nämlich schon als Knabe ein schwer zu lenkender Querkopf. Es war nicht möglich gewesen, von den ehrwürdigen und weisen Grundsätzen, welche bisher die unabänderliche Richtschnur aller Windschrote gebildet und die Ehre des Hauses in allen schwierigen Lagen und kritischen Augenblicken oben erhalten hatten, etwas seinem durchaus räthselhaften Charakter einzuprägen. Der würdige Stolz seiner Ahnen fehlte ihm vor allen Dingen ganz und gar. Er kannte kein größeres Vergnügen, als sich mit den Bauerbuben im Dorfe umherzutummeln und gleich ihnen mit bloßen Füßen umherzulaufen. Als er größer wurde, verstärkten sich diese gemeinen Neigungen nur immer mehr; sie erstreckten sich bald nicht allein über die Buben, sondern auch über ihre Schwestern; und

weit entfernt, durch diese Erweiterung an Innigkeit abzunehmen, wurden sie nur immer skandalöser. Kurz, dem Hause Windschrot war in seinem jüngsten Sprossen ein wahrer Taugenichts erblüht, welcher aller pädagogischen Weisheit, die sich an ihm erproben wollte, eine glänzende Niederlage beibrachte. Stephan wurde endlich nach Mainz gesandt, um bei den Pagen des kurfürstlichen Hofes unter strenger Zucht Sitte und cavaliermäßiges Benehmen zu lernen. Der Pagenhofmeister erklärte nach einem halben Jahre, daß er des Ausbunds nicht mehr Meister werden könne. Man übergab ihn nun einem Jesuitencollegium zur Erziehung; nach einem Jahre entließen ihn die frommen Väter, weil sie vollständig daran verzweifelten, den Wildfang in die Fußstapfen des heiligen Aloysius, dieses ihres Spiegels seraphischer Lebensheiligkeit treten zu sehen!

So kehrte Stephan Heribert in das Schloß seiner Väter zurück — aber freilich nicht ganz derselbe Mensch mehr, als welcher er ausgezogen war. Der wilde Tollkopf war er noch immer, aber die Neigung zu offner Empörung hatte sich mit einem Hange zu stiller Tücke einträchtlich zusammengefunden: er war neben seinen früheren überaus glänzenden Eigenschaften auch noch verstockt, rachsüchtig und schadenfroh geworden und die seraphische Erziehungsmethode hatte — das war unverkennbar — immerhin einige bleibende Spuren zurückgelassen.

Als unsere edle Pflanze zur Freude Gottes und der Menschen bis zu einem Alter von zweiundzwanzig Jahren emporgeblüht war, suchten ihm seine Aeltern eine Frau aus. Da sie hübsch war und einiges Vermögen besaß, zeigte er bei dieser Gelegenheit nichts von seinem sonstigen Widerspruchsgeiste, sondern ließ sich die sämmtlichen, bei einer solchen Veranlassung üblichen Verhandlungen und Ceremonien auf's geduldigste gefallen. Auch beschenkte er seine Gattin

in höchst anständiger Weise mit zwei Kindern, einem Sohne und einer Tochter; dann aber kümmerte er sich nicht weiter um sie und ließ sie still und langsam in Langerweile und Gram sich verzehren, bis sie nach einer Reihe von Jahren wie ein zu Ende gekommenes Licht lautlos und ohne Klage erlosch. Es war eine Wohlthat des Himmels, daß er sie zu sich nahm. Denn da schon vorher ihre beiden Schwiegeraltern zu Grabe gegangen und Stephan Heribert somit Baron von Windschrot und unumschränkter Herr seines Allodialguts geworden, so hatte ein Leben auf dem einsamen Schlosse begonnen, in welches eine stille, strenge erzogene Frau nicht paßte. Baron Windschrot beschloß nämlich, sobald er unabhängig geworden, sich das Landleben durch die Freuden der Geselligkeit zu versüßen und in seinem Hause den Grundsatz unbedingter Gastlichkeit einzuführen. Aber, weiß der Himmel wie es kam, die nächsten Gutsnachbarn, solide Leute von Ehre und Reputation, zeigten sich alle insgesammt als höchst sauertöpfische Gesellen, und von der Gastlichkeit des Hauses Windschrot machten nur eine Horde kurioser Bursche, die sich weither zusammenfanden, Gebrauch: alte Fuchsjäger, die all ihr Pulver verschossen hatten und unverschämt lügen konnten; außer Dienst gekommene Hofcavaliere, welche den alten Spruch: ora et labora, mit: „spiele und fluche" übersetzten — ein cassirter Husarenrittmeister, der beachtenswerthe Kenntniß in der natürlichen Magie besaß, und ein alter ruinirter Krautjunker, der sich seinen Lebensabend durch außerordentliche Thätigkeit im Ausstopfen aller möglichen Arten von Eulen und Habichten versüßte — das waren die Stammgäste des Barons, der einen theuern Eidschwur darauf ablegte, daß es unmöglich sei, eine Tafelrunde von ergötzlicheren alten Narren zusammenzubringen.

Herr von Windschrot lebte mehrere Jahre lang mit seinen

heitern Freunden in Fülle und Freudigkeit, bis er zu seinem Entsetzen inne wurde, daß die Hofcavaliere ihm seine sämmtlichen Renten aus den Händen gespielt, der Rittmeister durch seine natürliche Magie Aecker und Wiese in Rauch aufgehen lassen und der Krautjunker an die Stelle von Habe und Gut ihm eine höchst übelriechende Sammlung von nichtsnutzigen Sperbern und Käuzen hinterlassen hatte.

In dieser Lage begann er nachzudenken und seinen Geist auf die Betrachtung seiner häuslichen nicht nur, sondern auch der allgemeinen Weltzustände zu richten, die er plötzlich höchst unnatürlich und widersinnig fand. Es gibt Lagen im Leben, in welchen man sich im Stande fühlt, mit großem Vergnügen und unbedingter Heiterkeit dem ganzen Aufbau der menschlichen Gesellschaft mit einem Fußtritt den Garaus zu machen, wenn dies denkbarerweise irgend möglich wäre. Aber Herr von Windschrot mußte mehr thun, als sich solchen angenehmen, seiner Stimmung zusagenden Phantasien hingeben: er mußte handeln. Um eine Anleihe zu bewerkstelligen, begab er sich in die Heimat seiner schönsten Jugenderinnerungen, seiner Pagenstreiche nämlich, nach Mainz. Aus der Anleihe wurde hier nun freilich nichts, da weder Christ noch Jude sich geneigt finden ließ, auf die zu Grunde gewirthschaftete Windschrot'sche Baronie sein gutes Geld herzugeben. Aber der plötzlich in so staunenswerthem Grade erweiterten socialen und politischen Intelligenz unsers Mannes kam hier ein Kreis von Leuten entgegen, welche für den Baron von Windschrot gerade, wie ausgesucht, die rechten Leute waren. Nicht daß sie so amusante Gesellen und unüberwindliche Zechbrüder gewesen wären, wie seine jetzt in alle vier Winde zerstreuten Freunde, die ihn zu Grunde gerichtet hatten, waren — wenn auch nicht zu leugnen stand, daß der kleine Dorsch, ihr hochgebietender Präsident, es an Wunderlichkeit mit jedem Kauz in der Welt aufnehmen konnte;

aber dafür wußten sie die rechten Worte und Gedanken auszusprechen, welche Windschrot's innerstes Herz bewegten, und verstanden es, Pläne und Anschläge zu machen, die seine tiefsten Seelenwünsche befriedigten. Bald war er einer der eifrigsten und verwogensten unter ihnen; keiner machte höhere und ausdrucksvollere Sätze — Sprünge, in welchen die ganze Metaphysik der „Freiheit und Gleichheit" lag — wenn die Carmagnole um den Freiheitsbaum getanzt wurde, und keiner entwickelte donnerndere Lungen- und Zungenkraft, wenn der glorreiche „rheinisch-deutsche Nationalconvent" seine Sitzungen hielt.

Aber ach, dem deutschen Nationalconvent war eine kurze Lebensdauer beschieden! Die Preußen rückten vor Mainz und machten ihm ein Ende. Glücklicher als viele andere seiner Schicksalsgenossen, welche dem General Kalkreuth in die Hände fielen, wußte Windschrot in der Montur eines französischen Soldaten mit den abziehenden Franzosen aus Mainz zu entkommen. Er begab sich mit ein paar andern Flüchtigen nach Paris und verließ es nach drei Tagen wieder, von Angst und Schrecken ergriffen, da er mitten in die Greuel des Terrorismus hineingerathen war und nachdem er das blutige Haupt seines Freundes Adam Lux gesehen. Er suchte seine Heimat wieder zu erreichen. Nach einer gefahrvollen Wanderung endlich in Trier angekommen, wurde er erkannt und sofort verhaftet. Jetzt saß er in Trier im Gefängnisse.

Baron Windschrot hatte zwei Kinder, Joseph und Leonore. Beide waren von einer unverheiratheten Tante erzogen, welche nach dem Tode ihrer Mutter dem Haushalt des Barons vorstand. Diese Tante war eine strenge, adelstolze, gottesfürchtige Dame, die es sich zur Aufgabe setzte, das junge Blut vor dem Verderben zu bewahren, womit das Beispiel des Hausherrn es bedrohte. Gottlob, diese Aufgabe

zeigte sich nicht schwer. Die beiden Kinder waren zwar nicht übermäßig lenksam und geduldig, sondern bewiesen beide, daß sie in hohem Maße das besaßen, was man bei Kindern Eigensinn und bei Erwachsenen Charakter nennt. Aber da nichts leichter in Kindern zu erwecken ist, als gerade Geburtsstolz und Hochmuth, so sah die gestrenge Stiftsdame ihre Bemühungen, in den kleinen Windschrot's das Bewußtsein ihrer Würde und ihres Standes wachzurufen, das sie vor den gemeinen Neigungen des lustigen Papas schützen sollte, mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt. Joseph und Leonore trugen in der That ihre kleinen Näschen so hoch, daß es eine wahre Freude anzusehen war; der Bube wurde so vorwitzig, das Mädchen so schnippisch und naseweis, daß es zehn Meilen in der Runde nichts ähnliches von trutziger Vornehmheit unter Fräulein und Jünkerchen gab.

Gott schütze sie, sagte die Tante in stolzer Selbstzufriedenheit mit ihrem Werke; sie werden den Namen Windschrot schon wieder zu Ehren bringen!

Joseph war neunzehn Jahre alt, Leonore siebzehn, als die pecuniären Verhältnisse des Barons sich in einer Weise verwirrt zeigten, daß die Tante in ihr Stift zurückzukehren für gut fand und Joseph von der Universität, wo er den Studien oblag, zurückberufen werden mußte, weil der Vater kein Geld für seine Bedürfnisse mehr aufzubringen vermochte. Dies war ein furchtbarer Schlag für den hochmüthigen jungen Mann. Er glaubte sich in den Augen aller seiner Mitstudirenden geschändet, und ohne von Einem derselben Abschied zu nehmen, eilte er in verzweifelter Stimmung heim. Als er zurückgekehrt war, hatte er eine furchtbare Scene mit dem Vater. In der Leidenschaft seines gekränkten Stolzes, die furchtbar auflohte, als er aus seines Vaters halben Geständnissen die ganze Wahrheit schließen mußte, vergaß er sich bis zu Schmähungen und Ausdrücken, welche der alte

Verschwender mit Schlägen seiner Reitpeitsche strafen wollte. Joseph zog, seiner nicht mehr mächtig, zur Abwehr den Degen wider seinen Vater und dann verließ er mit stolzen Schritten das Zimmer, verfolgt von den Flüchen und donnernden Verboten des Alten, je wieder in seinen Gesichtskreis zu kommen.

Der junge Mann flüchtete sich mit der Last seines Herzens und seinem Ingrimm zu seiner Schwester. Leonore suchte ihn zu beruhigen, aber sie gewahrte bald, daß ihre sanften Worte keine Macht hatten über den Sturm, der in ihm tobte. Sie empfand dies tief. Ihr Vater hatte sich nie um sie und die Gefühle ihres Herzens gekümmert; sein Anblick schüchterte sie ein; er war ihr fremd, als ob eine Welt zwischen ihr und ihm liege; so hatte sie alle Empfindungen ihrer jungen liebebedürftigen und in der Einsamkeit nach und nach zur Schwärmerei aufgeblühten jungen Seele dem Bruder zugewendet. Sie liebte nur ihn, sie kannte nur ihn, — er war ihr Stolz, ihre Zuversicht, die Hoffnung ihrer Zukunft, der Mittelpunkt ihrer Träumereien. Desto tiefer schmerzte es sie, daß sie jetzt so ganz ohne Einfluß auf ihn sei, daß ihre schmeichelnden, flehenden, beschwörenden Worte nicht vermochten, seine Gedanken von einem düstern und verzweifelten Plane abzulenken, den er in sich herumwälzte.

Schweig, Leonore, ich bitte dich, sagte er barsch und heftig im Zimmer auf- und abstürmend, während Leonore sich blaß und verweint in eine Fensterecke drückte: ich bitte dich, schweig und mache mich nicht noch toller. Daß ich etwas thun muß, siehst du ja — und was sollte ich Besseres, Entscheidenderes thun? Ich will ein großes, ein unerhörtes Opfer bringen, ein Opfer, das den Zorn des Schicksals, welches uns verfolgt, versöhnen muß; ich will mich tief erniedrigen, ich will zum Ellenritter werden! aber fern, fern

von hier, wo Niemand meinen Namen kennt; ich will wie ein schmuziger Wucherer, wie ein Jude auf Gewinn ausgehen; ich will meine Seele verkaufen, wenn mir einer Geld dafür gibt, Geld, Geld, viel Geld! Glaubst du nicht, daß es mir gelinge? O, es steckt ein geheimer magnetischer Zug im Gelde, der es dahin führt, wo man es liebt! Ich will nach Batavia gehen. Dort sterbe ich — und daran liegt mir nichts — oder ich bin reich nach fünf Jahren und dann kehre ich heim und bezahle die Schulden meines Vaters, die uns hier mitten im Besitze einer solchen Baronie zu verachteten Bettlern machen. Ja, bei Gott — ich will sehen, ob ich den Namen und die Ehre meines Hauses wieder zu dem stolzen Glanze bringen kann, den sie so viele Generationen hindurch gehabt haben und der in diesem schmachvollen Jahrhundert sich verdunkelt, sobald der Glanz des Geldes sich nicht mehr damit paart!

Von diesem abenteuerlichen Plan vermochte Leonore ihren Bruder nicht mehr abzubringen. Die Tante Stiftsdame mußte eine Summe Geldes dazu herschaffen und brachte außerdem einige Empfehlungsschreiben an holländische Häuser zusammen. Joseph reiste damit wirklich ab. Er ging aus der Heimat fort, ohne von seinem Vater Abschied genommen zu haben. Dieser schlug ihm erleichtert ein Kreuz nach und war froh, den einzigen Menschen in der Welt, unter dessen ernsten, kalten Blicken er sich seit je unbehaglich fühlte, los zu sein.

Joseph war lange, lange fort, ohne daß er eine Zeile herüberschickte, ein Wort von sich hören ließ. Leonore war in tödtlicher Angst um ihn. Und wie sollte sie auch nicht? Ein Kaufmann hatte noch nie in einem Baron von Windschrot gesteckt, und wie sollte der hochfahrende, trotzige Joseph das rechte Holz sein, einen Speculanten daraus zu schnitzen? Und dann dies Batavia mit seinem mörderischen

Klima! Und Joseph mit seinem reizbaren, händelsüchtigen Naturell! Sie konnte nicht an ihn denken, ohne daß ihre Augen sich mit Thränen füllten. Und wie oft dachte sie an ihn!

Kurz nach Joseph's Abreise war es, daß, wie wir oben berichteten, der Vater sich nach Mainz begeben. Auch von ihm hörte sie kaum etwas, höchstens einen kurzen Gruß, der in seinen Briefen an den Verwalter als Nachschrift eine just übrig gebliebene weiße Stelle des Papiers füllte. Desto mehr hörte sie von seinen Gläubigern, welche endlich gerichtlich einschritten und sein Gut zum Verkaufe ausbieten ließen, während er selbst sich sorglos den Heiterkeiten der Carmagnole und den lustigen Tönen jenes kräftigen „Ça ira" hingab, das seine verdammten Philister von Standesgenossen, die ihn zu meiden und zu verachten gewagt hatten, mit so vielem Nachdruck an die Laterne verwünschte.

Das Gut Windschrot wurde für eine sehr geringe Summe vom Kurfürsten von Trier angekauft, der daraus ein Familienfideicommiß für einen Neffen zu stiften vorhatte; der bisherige Verwalter des Barons wurde in kurfürstlichen Dienst genommen und die Besitzung der Oberaufsicht des nächsten kurtrierschen Stiftskellnereivorstandes und Landrentenmeisters übergeben.

Und Leonore? Was sollte nun aus Leonore werden? Die alte Tante war zu hohen Jahren gekommen und hatte keinen Platz für sie in ihrem Stifte. Wie so viele Menschen hatte sie, gleich einem zunehmenden Baume, mit jedem Jahre einen stärkeren Ring angesetzt — von Egoismus und Kälte. Sie hatte nicht Lust, in einem anmuthigen jungen Wesen einen Spiegel ihrer verschwundenen Glanzzeit sich Tag für Tag gegenüber sitzen zu sehen! — Andere Verwandte, mit denen die Familie in freundlichen Beziehungen gestanden hätte, waren nicht da. Bis ein passendes Unterkommen gefunden,

mußte Leonore mithin auf dem Gute bleiben, geschützt von der Großmuth des treuen Verwalters, der ihr vom Landrentenmeister die Vergünstigung erwirkte, bis auf weiteres unter dem verlassenen Dache ihrer Ahnen ein kleines Stübchen bewohnen zu dürfen.

In dem gänzlichen Ruin ihrer Familie mußte jetzt für Leonore der einzige Trost liegen, wenn sie an Joseph's Untergang dachte. Der Himmel hat ihm erspart, diese Demüthigung zu erleiden, sagte sie sich; er hat es nicht erleben sollen, seinen Vater in den Reihen rebellischer Thoren und den Heerd seiner Vorfahren, die Heimat eines ritterlichen Geschlechts, in fremden Händen zu sehen. Es ist gut, daß sein Auge sich geschlossen, ehe der Schild, auf dem nie ein Flecken gehaftet hat, von seiner stolzen Stelle am Giebel unseres Schlosses niedergeworfen und zertrümmert wurde!

Je ärmer und verlassener Leonore geworden, desto höher war ihr Adelsstolz gewachsen — es war ja ihr letztes Besitzthum, das einzige, was sie aus dem Schiffbruch retten konnte.

In dieser Lage befand sich Leonore, als sie im Laufe einer und derselben Woche drei Nachrichten erhielt, von denen eine immer erschütternder auf sie wirkte, als die andere. Ein Brief der Tante meldete ihr, daß eine reiche ältliche Dame ohne Kinder sie als Gesellschafterin zu sich nehmen wolle, sobald sie von der Badereise zurückgekommen, welche sie anzutreten beabsichtige. Es war also vom Schicksale unwiderruflich beschlossen — Leonore sollte das Brot der Dienstbarkeit essen! — Wie viel Andere hätten bei einer solchen Lage in der Nachricht eine Botschaft des Glücks gesehen: Leonoren war es eine demüthigende Hiobspost. Das Unglück weckt das Selbstbewußtsein, und doch führt es dann immer einen Schlag nach dem andern wider dieses Selbstbewußtsein, als verfolge es in seinem eigenen Kinde eine empörerische Macht, die es nicht dulden wolle und völlig zernichten

müſſe. Dies iſt das Geheimniß jedes Kampfes zwiſchen dem Individuum und der dämoniſchen Macht, welche wir Unglück nennen. Das Sprichwort deutet ſeine Ahnung davon mit den Worten an: „Ein Unglück kommt nie allein.“ Die Praxis des Lebens ſcheint dieſe Ahnung in noch ſtärkerem Maße zu beſitzen. Man erbarmt ſich nur des Unglücklichen, der in Sack und Aſche einhergeht. Wer das Unglück verbirgt und ſtolzer Stirne, lächelnden Mundes duldet, den meidet man und die Menſchen ſchmähen ihn. Man ſcheint zu ahnen, daß ihm tiefere Demüthigungen noch bevorſtehen, daß er ſie ſelbſt auf ſich herabbeſchwört! Oder zürnen wir ihm, daß er uns einen ſtillen phariſäiſchen Triumph, den wir hofften, nicht gönnen will?

Der zweite Schlag, der Leonoren traf, als es ihr kaum gelungen, von dem erſten ſich zu erholen und ihr gekränktes Selbſtbewußtſein auszuheilen, war in einem Briefe ihres Vaters enthalten. Er ſchrieb ihr, daß er gefangen, ſchrieb aus ſeinem Gefängniſſe — der Brief enthielt ſonſt nicht viel anderes als Schmähungen auf den tyranniſchen Fürſten, der ihn gefangen halten laſſe und ſich ſeiner Güter bemächtigt habe — Baron Windſchrot, ſchien es, war überzeugt, er ſei das unglückliche Opfer eines teufliſchen Complotts, das ihn um ſeine Habe und ſeine Freiheit gebracht. Zum Schluſſe verlangte er von Leonoren eine Menge Sachen und Gegenſtände, von denen ſie nicht ein Zehntel ihm zu verſchaffen im Stande war.

Die dritte vollſtändig überwältigende Nachricht, welche das arme Mädchen erhielt, kam in einem Briefe an, der das Poſtzeichen Amſterdam trug. Es war die Hand ihres Bruders, die dieſen Brief geſchrieben hatte. Alles Blut ſtrömte zu ihrem Herzen zurück, als er ihr übergeben wurde. Sie wollte einen Freudenſchrei ausſtoßen — der Athem fehlte ihr. Ihre Knie zitterten, ſie mußte den Brief eine Viertel-

stunde lang in den Händen halten, an die Brust drücken, mit ihm im Zimmer auf- und ablaufen — endlich wurde es klar vor ihren Augen; — sie las — sie las Freude, Jubel und — Schrecken aus dem Briefe! Und doch war sein Inhalt von Anfang bis zu Ende nur eine Freudenbotschaft. Joseph war glücklich nach Batavia gekommen. In der Hauptstadt hatten sich freilich bald seine Hoffnungen auf indische Reichthümer bedeutend herabgestimmt, nach einigen Monaten waren sie sogar vollständig zu Wasser geworden. Im Begriff, sich um die Stelle eines Correspondenten in einem Handlungshause zu bewerben, hatten ihn seine Empfehlungsbriefe in das Haus eines Handelsherrn geführt, der damit beschäftigt war, seine Reichthümer aus den Unternehmungen, die sie ihm erworben, zurückzuziehen, um nach Europa heimzukehren und in Amsterdam das Leben eines Nabobs zu führen. Mynheer und Myjouffrow hatten eine Tochter — ein schönes, gutes, natürlich sehr verwöhntes Mädchen; Joseph hatte ihr den Hof gemacht, er hatte um sie geworben und in der That ihre Hand erhalten — er, der arme Glücksjäger! Hatte die Leidenschaft die unermeßliche Kluft zwischen ihm und dem Manne von so und so viel Tonnen Goldes ausgefüllt? Bewahre — wie hätten die milden, anständigen Regungen in der Brust der jungen Holländerin einen so fürchterlichen Namen verdient! Es war etwas anderes, das für Joseph sprach — es war ein tönendes Wort, das allen Goldklang der Welt aufwog — und man kann dreist annehmen, daß Joseph keine Gelegenheit verabsäumt hatte, dieses Wort voll und kräftig tönen zu lassen!

Er hieß Baron!

In Batavia war der alte Holländer mit seinen Plantagen, seinen Schiffen, seinen Hunderten von Sklaven, über deren Tod und Leben er Gewalt hatte, ein Fürst. Für

Europa gab er seine Tochter hin um den Namen: „ dige Frau.“

Joseph hatte sich in Batavia möglichst schnell t lassen, die Familie hatte jetzt glücklich Amsterdam er und während die Schwiegeraltern mit der Einrichtung eben erstandenen großen Hauses beschäftigt waren, Joseph mit seiner jungen Frau sein Stammgut besuchen. nach kurzem Aufenthalt sollten sie zurückkehren und bis Tode der Schwiegeraltern bei ihnen in Amsterdam wo da diese es zur Bedingung im Ehecontracte gemacht, die einzige Tochter sich nicht von ihnen trenne. „Ich mich danach, schrieb Joseph, aus der Atmosphäre Geldmenschen fortzukommen und auf meinem Stamm die reine Luft zu athmen, welche meinem durch diese bindung gedemüthigten Herzen wohl thun wird. Ins meiner einstigen Gutsunterthanen will ich fühlen, d trotz der Frau an meiner Seite, mit ihrem lächer Butterquirl im Signet, der Sohn und Erbe meiner bin. Meine gute Frau ist gespannt auf meine Heimat. als Frau von Windschrot auf ihren Gütern zu sehen, seit Monaten das Ziel ihrer liebsten Träumereien aus. kannst dir denken, liebe Leonore, daß ich in meinen derungen meinem Herkommen und meinem Vaterhaus Unrecht gethan habe. Darum bitte ich, meine theure S ster, biete Alles auf, was in deiner Macht steht, um Schilderungen nicht Lügen strafen zu lassen. Meine ist verwöhnt. Darum sieh zunächst vor allen Dingen der Einrichtung der Zimmer, welche du uns anweisest. denke, die Reihe Gemächer nach dem Baumgarten hi welche der Rittmeister bewohnte, ist am passendsten. haben seine Essenzen und Kochereien die blaue Tapet Vorsaals zu sehr ruinirt? Laß die Bauern aufbiete mögen immerhin einige Frohntage auf das folgende T

kahr voraus leisten. Es ist durchaus nöthig, daß der Garten in vollständige Ordnung gebracht werde, daß man den Weg in der großen Allee fahrbar mache, und vor allen Dingen, daß der Schloßgraben ausgeschlammt und das Schilf, welches schon während meiner Anwesenheit ihn ganz ausfüllte, daraus entfernt werde.

„An den Vater schreibe ich nicht. Bereite ihn auf meine Ankunft vor. Ich überlasse es ihm selbst, ob er dem Sohne, der einst mit seinen Tonnen Goldes wird intercediren müssen, um die Löcher zu stopfen, die sein unbegreiflicher Leichtsinn aufgerissen, ein freundliches Gesicht machen will! Adieu, Theuere, auf Wiedersehn. Allen Berechnungen nach werden wir am 14. Abends bei Euch eintreffen. Dein treuer Bruder Joseph.“

Leonoren fiel das Blatt aus den Händen, als sie es mit Mühe bis zu Ende gelesen. Sie war in einen wahren Sturm von Aufregung versetzt. Die Freude über sein Leben, sein Glück: der Kummer, daß nicht ein Wort der Liebe für sie im ganzen Briefe stand; die Eifersucht auf eine junge schöne Frau, die keine Stelle in seinem Herzen ihr übrig gelassen zu haben schien: endlich, alles Andere niederdrückend, die Angst, die unsägliche Angst vor dem Wiedersehn und der Enttäuschung, die es für den nichts ahnenden Bruder haben mußte — das Alles wirbelte in ihrem armen Kopfe durcheinander.

Je mehr aber Leonore sich zu klarer Besinnung und unbefangenem Ueberblick ihrer Lage aus dem Sturm und Drang ihrer ersten Empfindungen emporarbeitete, desto fester bildete sich ein Entschluß in ihr aus, desto feierlicher gelobte sie sich, Alles aufzubieten, um diesen Entschluß durchzuführen.

Joseph und seine junge Frau sollten nichts erfahren von der wahren Lage, worin ihr Vater, ihr Erbgut, worin

Leonore selbst sich befand. Der Holländerin sollten diese Verhältnisse auf ewig, dem Bruder so lange es irgend möglich verborgen bleiben.

Der arme Bruder! Zur Rettung seines Stammguts, zur Bewahrung des ehrenvollen Ranges, den ihm dies Besitzthum unter der Ritterschaft des Landes gab, zur Erhaltung der Ehre seines Namens hatte er so viel geopfert: er hatte Gefahren und Tod getrotzt, war über's weite Meer deshalb gezogen, er hatte seinen Adel verleugnet und Knechtsdienste im Hause eines grausamen Herrn, des Mammon, gesucht; er hatte sich erniedrigt so tief, daß er den Bund mit der Tochter eines Kaufmanns als ein Glück betrachten mußte. Und jetzt, wo er heimkehrte, um an dem Heerde seiner Ahnen, unter den Erinnerungen und Traditionen hoher Stammesehre seinen gerechten Stolz von so viel Wunden heilen zu lassen, sollte Leonore ihm das Thor dieser Heimat mit einer Hiobspost schließen? Er sollte nach solchen Opfern den Vater im Gefängnisse, seinen Namen durch eine Schmach gebrandmarkt finden?

Und dann die junge Frau! und ihre Aeltern! Joseph war in ihren Augen verloren, wenn sie die Wahrheit erführen. Die Tochter des Kaufmanns, diese geldstolzen Holländer plebejen Herkommens — Herr im Himmel, was würden sie sagen! Es handelte sich darum, ob Joseph in ihren Augen der Baron Windschrot mit aller der vornehmen Herrlichkeit, die er gewiß beredten Mundes zu schildern gewußt hatte, oder ob er ein Schwindler und Betrüger sein sollte. Da war kein Mittelding denkbar — in den Augen solcher Menschen wenigstens.

Leonore ging lange mit sich zu Rathe. Dann rief sie ihre treue Gertrude herbei. Gertrude war die Tochter der Kammerfrau ihrer Mutter; sie war Leonoren ergeben mit Leib und Seele; ihr konnte die Hälfte der Aufgabe anver-

traut werden. Als ihr Leonore ihren Plan mitgetheilt hatte, schüttelte sie anfangs muthlos den Kopf. Als aber das Fräulein ihren festen Willen ausdrückte, der keinen Widerspruch duldete, schien sie nach und nach Zuversicht und Lust zu bekommen. Sie entwickelte endlich noch obendrein eine gewisse zofenhafte Erfindungsgabe, die sich höchst nützlich bewies, und hatte Einfälle, welche ihrer Herrin zu wahrem Troste gereichten.

Das Haus sieht fürchterlich aus, das ist wahr, sagte sie — aber wer weiß, ob die junge Frau nicht äußerst kurzsichtig ist!

Wenn das wäre — versetzte Leonore ungläubig.

Und wenn Sie fürchten, daß irgend Jemand den Verräther spiele — so denken Sie nicht, daß sie eine Holländerin ist, mit der Niemand hier sich unterhalten kann. Vielleicht spricht sie gar nur batavianisch', und obwol ich nie von der Sprache habe reden hören, so will ich darauf wetten, daß keine Christenseele daraus klug wird!

Leonore mußte lächeln trotz ihrer Sorge.

Es wird gehen, es wird ganz vortrefflich gehen, fuhr Gertrude fort, die immer mehr Vergnügen an der Sache fand; — wann hätte auch eine Zofe nicht Vergnügen an einer unschuldigen Verstellung, an einer kleinen unschädlichen Betrügerei, an einer solchen Komödie, wie Gertrude es nannte, gefunden? Es lag sogar für Leonoren etwas von einem geheimen Reize in der Sache!

Ueberlegen wir — entwerfen wir zuerst einen festen Plan, sagte Leonore. Mein Zimmer muß ihnen als Schlafgemach eingeräumt werden. Der blaue Salon ist zum Wohnzimmer am tauglichsten. Zuerst sind der Pfarrer und der Verwalter zu bewegen, daß sie die nöthigen Meubel, Leinen und das Porcellanservice herleihen, welche sie bei der Versteigerung erstanden haben; der Pfarrer macht mir keine

Sorge, er ist mein väterlicher Freund — aber der Verwalter —

Der macht nun gerade mir keine Sorge, fiel Gertrud mit verschmitztem Lächeln ein.

Auf ihn wird ein großer, großer Theil der Arbeit fallen. Er wird den Garten ordnen lassen müssen: er wird uns Küche und Keller und Milchkammer zur Verfügung stellen müssen; und was das schlimmste, er wird uns zu Liebe lügen und sich als Diener meines Bruders in dessen Befehle fügen müssen — wenn auch nur scheinbar —

Ich stehe für ihn, sagte Gertrude zuversichtlich.

Ich möchte wissen, welchen Zauberspruch du für ihn hast. Er liebte meinen Bruder nicht.

Freilich — wenn man den gnädigen Junker früher mehr geliebt hätte, dann —

Ja, dann! sagte Leonore seufzend.

Aber liebt, verehrt man Sie nicht desto mehr, Fräulein? Und da Sie unglücklich sind — und doch bisher zu stolz, irgend Jemanden um eine Hülfe anzugehen — die armen Leute im Dorfe ließen gern ihr Leben für Sie! Glauben Sie mir, Alles wird gut gehen.

Der Verwalter wird vielleicht die besten Versprechungen geben: er wird es einen Tag lang aushalten, wieder den Diener zu machen, nachdem er so lange schon den Herrn hier im Hause gespielt: aber ein unfreundliches Wort meines Bruders — mein Bruder ist so heftig — ein Befehl, den er auf der Stelle ausführen soll und den er doch nicht ausführen darf — und Alles ist verloren! Und du, Gertrude — glaubst du, ich wüßte nicht, daß der Verwalter dir so wenig hold ist, wie irgend ein Mann einem Mädchen, das ihn ausgeschlagen hat?

Gertrude erröthete: nun, wenn er nicht anders will, dann, — dann heirathe ich ihn trotz seiner fünf greulichen Buben.

Gertrude — das wolltest du thun? — Leonore ergriff die Hand ihrer Dienerin; dann fuhr sie erleichterten Herzens fort: Nun, dann frisch an's Werk: mit einer kleinen Summe Geld hat mich neulich die Tante versehen; wenn wir über die ersten Tage nur fort sind — dann kann ich mir von meinem Bruder geben lassen. Reich mir den Hut und mein Tuch. Ich will zum Pfarrer gehen.

Und ich, sagte Gertrude, indem sie die schönen Schultern ihrer Herrin mit einem dunkeln Shawl umhüllte — ich sehe dort im Hofe das kleine Scheusal von Verwalterssöhnchen eine Katze mit Steinwürfen verfolgen. Ich will es auf den Arm nehmen, und so, glauben Sie mir, Fräulein, daß ich beim Papa etwas ausrichte?

Sie sprang lachend zur Thüre hinaus. Leonore folgte ihr und schlug gedankenvoll den Weg zum Pfarrhause ein, das unten am Ufer des Flusses, mitten unter einem Dutzend ärmlicher Strohhütten lag.

## III.

Der Dreizehnte war da, der Vorabend des Tages, an welchem Joseph kommen sollte.

Das Haus war gescheuert, die alten wettergebrannten Scheiben waren gewaschen, die Thürschlösser abgeseift, — Gertrude schien wie eine wahre kleine Nixe nur noch im Wasser zu leben, und wie eine Nixe hatte sie sich getummelt. Leonore unterdeß hatte geordnet, Vorhänge aufgesteckt, die Rococo-Meubel, welche Pfarrer und Verwalter wieder an ihre alten Plätze gesandt, abgestäubt und gerückt und ausgebessert. Der Jude im Dorfe, der den Schlächter machte, hatte eine Kuh um's Leben gebracht, von deren außerordentlichen Verdiensten er Wunderdinge versprach — sie mußte mindestens so saftig sein, wie die Götterkuh Waſiſchta's und

alles Ochsenfleisch der Welt schlagen. Der Verwalter hatte Alles — Alles hergegeben, was er besaß — ein wahres Glück, daß seine Frau todt war: der Pfarrer hatte endlich nicht nur, gerührt über Leonorens schwesterliche Liebe, seinen Wein hergegeben, sondern auch den Schulmeister über Verwendung der Dorfjugend zur Herstellung einer Ehrenpforte aus Laubgehängen und Cyanenkränzen instruirt.

Leonore erhob sich am Tage vor der erwarteten Ankunft ihres Bruders mit dem frühesten. Ihre treue Gertrude war bald neben ihr. Sie durchwandelten zusammen die Zimmer. Sie konnten sich nicht den Eindruck verhehlen, den diese Räume machten; Helle und spiegelblanke Reinheit kämpften darin nur stellenweise mit Erfolg gegen die kalte Oede, das Verkommensein, welches so lange darin geherrscht. Die Fremdenzimmer dagegen waren, wenn auch weit von allem Luxus entfernt, doch anständig, ja behaglich und ohne auffallenden Verstoß gegen den guten Geschmack eingerichtet.

Gott gebe unserer Holländerin ein verliebtes Herz — ich möchte sie so recht bis über die Ohren verliebt wissen, sagte Gertrude seufzend. Dann wird sie Alles schön finden im Hause ihres jungen Mannes.

Sie waren in die Küche gekommen und musterten ihre Vorräthe.

Welch ein Glück, daß uns der Pfarrer den guten schwarzen Peccothee von seinem Collegen in Trarbach verschaffen konnte.

Wenn er nur reicht: die Holländer sollen furchtbar viel Thee trinken!

Und Käse essen, sagte Leonore, plötzlich erschrocken stehen bleibend.

Das ist fürchterlich — Käse ist nicht da — aber die Magd des Verwalters hat einige Handkäse oben auf der Hürde vor dem Giebelfenster zum Trocknen ausgelegt —

Es ist unmöglich, ihn aufzutischen, gesetzt auch, er wäre fertig! Du mußt mit dem Verwalter darüber reden, Gertrude!

Und was setzen wir ihnen morgen Abend nach der Ankunft vor? ein Souper ohne Fleisch? Wir können doch nicht gleich mit der famosen Kuh Schmuel's des Juden beginnen — ich fürchte, sie wird ohnehin noch oft genug an die Reihe kommen!

Du hast recht, Gertrude: wir müßten Wildpret haben. Du mußt mit dem Verwalter darüber reden.

Gertrude hatte bis jetzt alle derartigen Anweisungen auf den Verwalter schweigend angenommen; auch hatte dieser es mit seltener Unermüdlichkeit an Rath und That nicht fehlen lassen. Wie weit Gertrude dafür sich mit ihrer frischen, jungen Persönlichkeit verstrickt und vorgewagt hatte, das scheute Leonore sich zu untersuchen. Sie fühlte sich dem Mädchen tief verpflichtet: aber das Opfer, welches diese ihr brachte, nahm sie ohne Bedenken an.

Jetzt aber protestirte Gertrude. Wildpret, das ist nicht möglich! Glauben Sie, daß ich nicht schon längst daran gedacht? Aber die Jagd ist dem Verwalter untersagt, und zum Wilddieben, dazu bringe ich ihn nicht! Auch ist ein neuer Förster oben im Jägerhause eingezogen, der furchtbar strenge sein soll — die Waldungen und das Gehege hier sind ihm ausschließlich untergegeben worden, seitdem der Kurfürst das Gut gekauft — nein, Wild bekommen wir nicht!

Nicht, sagte Leonore stolz — ich soll nicht einen elenden Hasen, oder ein paar Hühner mehr bekommen können aus dem Revier, in welchem Jahrhunderte lang die Hifthörner der Windschrot getönt haben?

Gertrude schüttelte den Kopf.

Ich will doch sehen, wer es mir wehrt, wenn ich sie selber schieße?

Es käme auf die Probe an, lacht Gertrude.

Und die will ich machen!

Leonore hatte früher an kleinen Jagdstreifereien ihres Bruders nicht selten Theil genommen. Sie schoß ihre Vogelflinte so sicher und ruhig ab, wie nur je irgend ein resolutes Landfräulein. Weshalb sollte sie, was sie zum Scherz gelernt, nicht einmal im Ernste anwenden? Eine Vogelflinte und ein paar verschossene Jagdcostume für Frauen befanden sich in einer Bodenkammer. Gertrude mußte sie herunterholen, vom Verwalter Pulver und Schrot schaffen und dann begannen die beiden Mädchen, in halbem Männercostume, ihren Jagdzug, der zwei blutjungen Rephühnern und einem Hasenjünglinge in der zartesten Blüte seines Alters das Leben kosten sollte.

Unglücklicherweise war der neue Förster Wilddieben auf der Fährte, und wir sahen, wie nahe die kühne Unternehmung Leonorens an einem höchst unangenehmen Ausgang vorüberstreifte. Hätte nicht der Bauernhof, das Eigenthum eines früheren Gutsunterthanen der Windschrot, auf ihrem Wege gelegen und eine verschwiegene Zuflucht geboten, in der Jagdkleider und Waffe abgeworfen und verborgen werden konnten — wer weiß, ob der junge Forstmann jene ritterliche und rücksichtvolle Höflichkeit bewiesen, für welche Leonore ihm so viel Dank wußte?

Als sie von der Jagd heimgekehrt, dachte Leonore mit einem seltsamen, nicht leicht zu erklärenden Gefühle an den Förster. Sie war vor ihm geflohen; er hatte ihr kleines Vergehen durchschaut, sie beschämt. Eine solche Verlegenheit gibt einem Manne immer einen gewissen Vortheil über ein weibliches Wesen. Es ist ein Anfang von gegenseitigen Beziehungen da, wie sie vielleicht eine lange Bekanntschaft nicht gegeben hätte. Der Mensch, vor dem man erröthete, ist eine Gestalt, welche in unsern Augen eine unbestrittene

Wichtigkeit annimmt. Auf der einen Seite das Bestreben zu beweisen, man wolle aus seiner günstigen Stellung keinen unedeln Vortheil ziehen; auf der andern Seite der dringende Wunsch, darzuthun, man habe eigentlich gar keinen Grund zur Verlegenheit gehabt — das führt zusammen, das bringt eine Intimität hervor, die für das Gemüth oft von den entschiedensten Folgen ist!

Je mehr Leonore über den Forstmann nachdachte, desto vortheilhaftere Züge nahm sein Bild an, desto peinlicher fühlte sie ihre Situation ihm gegenüber. Aber auch ein Aufwallen gekränkten Stolzes kochte in der Seele des Edelfräuleins empor — ungeduldig verwünschte sie, zum ersten Male im Leben, ihre ganze erbarmenswerthe Lage, welche sie so lange mit resignirter Sanftmuth ertragen. Sie hätte vieles darum gegeben, hätte sie eine Schuld an dem Menschen gefunden, vor dem sie sich gedemüthigt fühlte, um auf ihn die Verwünschungen zu häufen, in welchen ihr übervolles gekränktes Herz eine Erleichterung zu finden hoffte. Aber sie vermochte es nicht, und hülflos, niedergeschlagen, tiefbetrübt fand sie endlich keine andere Zuflucht, als bei der ultima ratio der Frauen.

Leonore verbarg das Gesicht in den Kissen ihres Sophas und weinte, bis sie, körperlich und geistig erschöpft, eingeschlummert war.

## IV.

Als Gertrude am andern Morgen früh in der Küche beschäftigt war, hörte sie ein leises Klopfen am Fenster. Sie schrak zusammen, denn sie erwartete beim Aufsehen den Kopf des Verwalters zu erblicken, dem sie nun einmal „bonne mine" machen mußte, obwol ihr das Spiel seiner Züge bei solchen Begrüßungen ein recht „mauvais jeu" schien. Aber

es war ein ganz anderes Gesicht, das sich in diesem Augenblick eine breite und höchst kurzweilig gebrechselte Nase an der Fensterscheibe platt drückte — ein rundes, rothes Menschenantlitz mit Pockennarben und fuchsigem Stoppelbärtlein, und kleinen, kugelrunden, hervortretenden Augen, die aus der Wirrniß dieser verwickelten Züge so klar und hell hervorguckten, wie ein paar Eidechsenäuglein aus einem Büschel Thymian und Moosranken.

Gertrude stieß einen leisen Schrei der Ueberraschung aus. Der Mann nahm ein dreieckiges Hütlein vom grauen Kopfe, an dem ein kurzer Zopf baumelte, und rief durch die Scheiben:

Oeffne Sie, Jungfer, bitte, öffne Sie einmal!

Als Gertrude öffnete, bückte er sich, hob eine Last empor und gleich darauf schoß ein todter Rehbock durch das Fenster und fiel schwer auf den Anrichtetisch, der unter demselben stand.

Was ist das, was soll das?

Das ist ein Rehbock, lächelte der Mann mit einem gutmüthigen Kopfnicken.

Von wem — wer seid Ihr — wie kommt der Bock hierhin?

Was fragt Sie — Sie sieht es ja, er läuft Ihr in die Küche!

Aber — um Gottes willen —

Frag sie doch nicht — so was ist schon mehr geschehen. Den Mönchen von Corvey liefen alle Jahr zu Sankt Veit zwei Hirsche in die Küche. Zu Ihr kommt ein Rehbock. Weshalb nicht — ist Sie nicht eben so viel Ehre werth, wie ein Mönch? Sie ist ein nettes, reinliches Mädel. Sie wäre mir lieber, als alle Mönche in der Welt. Adieu, — auf Wiedersehn!

Der seltsame Mensch nickte wieder mit dem Kopfe, lachte

Gertruden ganz ungenirt in's Gesicht und dann schoß er mit possirlichen Sprüngen davon.

Das muß ein alter Familienkobold sein, der sich in Zeiten der Noth sehen läßt! sagte Gertrude und dann sprang sie die Treppe hinauf zu ihrer Herrin, um ihr mit freudestrahlendem Gesicht die Vermehrung ihrer Vorräthe zu melden.

Leonore erschrak fast mehr darüber, als sie sich freute. Sie ahnte, woher das Geschenk komme, und es war ihr, als wenn eine Demüthigung darin liege.

Die Stunden des Tages verflossen rasch. Leonore hatte noch so unendlich Vieles zu thun. Sie wußte bald nicht mehr, wo ihr der Kopf stand. Eine wahre Wohlthat war es ihr, in all der Hast und Beängstigung die Theilnahme zu bemerken, welche von allen Seiten strebte, ihre Aufgabe zu erleichtern. Der Pfarrherr hatte ihr aus freiem Antriebe seine Köchin gesendet, um Gertruden beizustehen, die sich schon rathlos abgeängstigt hatte, wie sie dem Reh beikommen sollte. Auch wurde Leonore nach und nach ganz keck. Sie, die zuvor keine Blume abzubrechen gewagt hatte, holte einen ganzen mächtigen Strauß aus dem Garten, das Zimmer der Schwägerin damit zu schmücken; als ob die Vergangenheit nichts denn ein böser Traum, fühlte sie sich wieder die Herrin in ihrem Hause, und mit den Worten: Es ist gut nun — gefällt es der Holländerin noch nicht, so mag sie heimkehren! setzte sie sich nieder, um sich von Gertruden frisiren und zum Empfang der Gäste kleiden zu lassen.

Es war beinahe Dämmerung geworden, als ein mit drei Postkleppern bespannter Reisewagen sich dem Herrenhause von Windschrot nahte. Der Verwalter und der Pfarrer standen am Thorwege, den die Schuljugend mit einem Ehrenbogen bekrönt hatte, und diese selbe kleine Garde, die sich heute mit Verdienst bedecken zu wollen schien, ordnete sich unter der heftigen Leitung des höchst aufgeregten, ganz aus

dem Gleichgewicht gekommenen Schulmeisters zu einem Sängerchor, welcher nun ein frommes Lied zur Verherrlichung dessen, der sie erschaffen, anstimmte — unbekümmert darum, ob die Mitwelt in das unbedingte Lob dieser That einstimmen werde oder nicht. In dem Thurme der Dorfkirche erklangen die Glocken.

Leonore, die eben an den Männern vorübereilen wollte, ihrem Bruder entgegen, drückte dem Pfarrer warm die Hand.

Was wollen Sie, Fräulein — es ist ja doch der Sohn unserer alten Gutsherrschaft, sagte der freundliche alte Herr mit Rührung. Das vergessen wir nicht, Sie sehen es, mag geschehen sein, was da will!

Nun kann sie doch zufrieden sein, diese unverschämte kleine Holländerin, sagte Gertrude, welche einen wahren Widerwillen gegen die erwartete junge Frau gefaßt hatte, der in demselben Maße zunahm, wie die Last der Arbeit, welcher Gertrude sich ihretwegen unterziehen mußte: die Glocken hat doch sicherlich noch Niemand ihr zu Ehren läuten lassen!

Der Wagen bog in die Allee ein — er kam rasch näher — Leonore hatte ihn erreicht — ihr Bruder sprang heraus und umarmte sie. Er war so braun und bärtig geworden, daß sie ihn kaum wiedererkannte. Sehr rasch entzog er sich ihrer Umarmung.

Leonore — meine liebe Schwester, wie geht es dir? sagte er: hier ist meine Frau — meine Schwester Leonore, Frau!

Man hätte Leonoren eine halbe Welt bieten können — sie hätte kein Wort hervorgebracht, so bewegt, so erschüttert, so athemlos war sie. Sie warf sich der Dame, die leicht und anmuthig aus dem Wagen schlüpfte, voll inniger Rührung in die Arme. Diese bot ihr mit graciösem Lächeln die

Wange zum Kusse und dann entzog sie sich ihr und nahm den Arm ihres Mannes.

Wo ist mein Vater, Leonore — er wird uns am Schloßthore erwarten — nicht wahr?

Der Vater ist — Leonore schöpfte tief Athem und hätte ihr flammendes Gesicht noch röther werden können, es wäre so geworden — der Vater ist nicht da — er ist abwesend — er ist —

Abwesend?

Deine Frau muß verzeihen. Er ist in Trier — es ist ihm unmöglich, hier zu sein!

Christine, wandte sich Joseph rasch zu seiner Frau, mein Vater läßt sich bei dir entschuldigen — er ist beim Kurfürsten in Trier — der Kurfürst kann ihn keinen Augenblick entbehren — es ist in dringenden Geschäften, Christine.

O! sagte die junge Frau mit einiger Verwunderung.

Es ist sehr unangenehm — fuhr Joseph fort — der Vater hat sicherlich die Equipage mit sich genommen!

Leonore schwieg.

Christine, mein Vater hat die Equipage und alle Dienerschaft mit sich genommen, Kutscher, Jäger und Lakaien — u wirst also sehr nachsichtig sein müssen.

O! sagte die junge Dame.

Man hatte das Hofthor erreicht. Joseph deutete mit er Hand auf die Gruppe derer, welche sich hier zum Empfang aufgestellt hatten — und zwar mit einer gewissen achlässigen und unbekümmerten Haltung, als ob sie damit egen die Annahme protestiren wollten, es sei ihre Pflicht nd Schuldigkeit, so dazustehen.

Beamte meines Vaters, die Schulkinder, die uns empfangen — sagte Joseph zu seiner Frau.

Ohne sie zu begrüßen, ging er an ihnen vorüber.

Der Pfarrer sah lächelnd den Verwalter an. Dieser flüsterte ihm eine Verwünschung nach.

Wäre das Fräulein nicht — ich wollte dich Höflichkeit lehren! murmelte der Verwalter.

Du hast den Pfarrer und den Verwalter nicht begrüßt, Joseph, flüsterte Leonore erschrocken.

Was brauch' ich? — Ich erlaube dir, sie zu Tisch zu laden!

Als man das Haus betrat, dessen Flur mit Blumen bestreut war, blickte die junge Frau überrascht die leeren Räume an und dann fragend in das Gesicht ihres Mannes.

Joseph warf Leonoren einen Zornblick zu. Dieser stockte das Herz darunter.

Lieber Joseph, sagte sie leise — zürne mir nicht — du weißt, es ist so Vieles verdorben worden — der Vater war in Verlegenheiten — es waren durchaus keine Meubeln mehr da für diese Zimmer.

Sie verdoppelte ihre Schritte, um die Gäste mit sich fortzuziehen, und eilte die Thüre zu den Gemächern aufzuwerfen, welche zur Aufnahme der Fremden bestimmt waren. Sie athmete erleichtert auf, als sie das junge Paar endlich über die Schwelle des wohnlichen, blumengeschmückten Eckzimmerchens treten sah. Es lachte sie wie ein wahres kleines Eldorado an.

Hatteſt du nicht einmal einen Teppich, Leonore? fragte Joseph verstimmt.

Soll ich hier schlafen? Kann der schwere Betthimmel nicht einstürzen? ich fürchte mich so. Es ist auch kein Toilettenspiegel da — sagte die junge Dame.

Leonore stand auf Kohlen.

Du mußt dich für heute Abend begnügen, Christine, sagte Joseph etwas barsch. Wir wollen uns morgen einrichten, wie du es wünscheſt.

Die Dame verlangte nach ihrer Kammerfrau, welche, unterſtützt von Gertruden, Koffer und Kartons aus dem Wagen herbeizuſchleppen begann und dann mit ihrer Gebieterin allein blieb.

Joſeph ſetzte ſich zu ſeiner Schweſter in den blauen Salon. Leonore hatte vor dieſem erſten Alleinſein mit Joſeph eine grenzenloſe Angſt. Sie mußte eine Flut von Fragen erwarten. Und welche Erklärungen ſollte ſie geben? Es war ihr ſeit je unmöglich geweſen, zu lügen. Und nun ſaß ſie mitten in einer großen Lüge feſt — ihr Bruder war obendrein ſo ſchlau und argwöhniſch.

Doch, es ging weit beſſer, als ſie gehofft hatte. Joſeph glaubte zu ahnen, daß ſein Vater dem Zuſammentreffen mit ihm ausgewichen ſei, und deshalb beſtand er nicht auf Erklärungen. Es war merkwürdig, wie wenig er überhaupt fragte: er erzählte nur von ſich, ſeinen Erlebniſſen, ſeiner Frau, ſeinen Schwiegereltern, von ihrem Reichthum, und wenn er dazwiſchen eine Frage über Leonorens Erlebniſſe und Wohlergehen einſtreute, ſo ſchien er die Antwort kaum anzuhören, die Leonore in ihrer Beſcheidenheit dann auch ſo kurz wie möglich machte, um wieder an den Lippen des theuern Bruders zu hängen.

Er ſagte auch kein Wort davon, wie er ſich freue, ſie wiederzuſehen: er hatte kein Wort der Entſchuldigung, daß er ihr alle möglichen Anſtrengungen zugemuthet, das Haus zum Empfange ſeiner Frau herzurichten — kein Wort des Dankes für die unſägliche Mühe, welche er ihr gemacht — aber Leonoren fiel ja auch nicht ein, ſo etwas zu verlangen — nein, ſie wußte ihm Dank, daß er die Zeit nicht vergeude und nur immer von ſich, nur von ſich rede.

Gertrude kam hereingeſtürzt. Sie hatte ſich getummelt, daß ihr die hellen Schweißtropfen auf der Stirne ſtanden. Sie wollte Rath und Hülfe von Leonoren zur Herrichtung

der Tafel. Als Leonore mit ihr auf dem Wege zur Küche war, sagte sie:

Um Gottes willen, gnädiges Fräulein — an eins haben wir nicht gedacht — eins ist schrecklich, und das ist die Kammerfrau — die Kammerfrau ist fürchterlich! Die Kammerfrau ist ein wahrer Drache. Die flucht und wettert und das Alles in dem abscheulichen Batavianisch, das keine Christenseele versteht! Sie will ein Zimmer für sich und nicht bei mir schlafen — sie will ein Bett mit Vorhängen, zu Abend will sie frische Schellfische essen — der Himmel weiß, was sie Alles will — ich möchte darauf wetten, daß in der ganzen Mosel kein Schellfisch ist! Ich will gern auf ein paar Stühlen schlafen, aber —

So thu das, gute Gertrude, sagte Leonore ruhig, und was das andere angeht, so erinnere dich, daß du nicht in meinen Diensten bist, um „Batavianisch" zu verstehen!

Das ist auch wahr — Sie haben ganz recht — ich will sie schwätzen lassen — sagen Sie, gnädiges Fräulein, ist sie — Gertrude deutete über die Schulter, ist sie etwas kurzsichtig?

Ach nein — sie scheint leider sehr gute Augen zu haben!

Fatal — das ist recht albern von ihr, sagte Gertrude.

Als man zu Tische ging, erschien die junge Frau von Windschrot in einem kostbaren Kleide von gelbem Seidendamast, der ihre elegante und feine Gestalt mit schweren Falten umrauschte. Sie war ein zartes, vor Luft und Sonne gehütetes Gebilde, das auch unter der glühenden Zone ihres Geburtslandes den milchweißen Teint der holländischen Schönheiten bewahrt hatte. Mitten im verschwendrischesten Luxus erzogen, war sie mehr verwöhnt, als gerade anspruchsvoll, und die Spuren von Dürftigkeit und Leerheit des Hauses, welche ihrem Auge nicht verborgen bleiben konnten, erregten ihr mehr Verwunderung, als große Unbehaglichkeit und ließen

sie nur auf einen grenzenlosen Mangel an Bildung und Civilisation und Lebensart bei den guten Deutschen schließen. Sie suchte sich zu beherrschen und befriedigt zu scheinen — schon um ihres Gatten willen, den sie zu verletzen fürchtete. Doch war sie freilich an hundert Dinge so gewöhnt, daß sie eine Existenz ohne dieselben gar nicht begriff, und diese Naivetät mußte Leonore denn oft genug auf die Folter spannen.

Der Verwalter und der Pfarrer waren zur Theilnahme am Souper gebeten. Verletzt durch Joseph's herrisches Benehmen, der in Gegenwart seiner Christine den Seigneur herauskehrte, waren sie schweigsam.

Joseph trug die Kosten der Unterhaltung, wobei es ihm außerordentlich zu statten kam, daß seine Frau kein Deutsch und die andern Anwesenden kein Holländisch verstanden. Er beutete diesen Umstand mit großem Geschicke aus. Wenn er einige Worte Deutsch von den Anwesenden gehört, wandte er sich zu seiner Frau und theilte ihr auf Holländisch mit, welche Berichte über die außerordentlich glänzenden Verhältnisse, Einkünfte und Vergrößerungen der Baronie Windschrot er soeben von den Beamten empfange: gleich darauf schlüpfte über seine Lippen wieder das theure heimatliche Deutsch und er entwarf beredte Schilderungen der schwiegerväterlichen Herrlichkeit in Holland und Indien, von denen seine Frau kein Wort verstand. Diese wandte sich am Schlusse des Soupers mit der Bitte an Leonore, ob sie ihr nicht eine Zimmerreihe nach vorn hinaus einräumen könne, es müsse dort eine weit schönere Aussicht auf den Fluß sich bieten — Leonore erschrak über diese Worte —: Es ist kein Tisch und kein Stuhl in den Zimmern nach vorn, der Kalk ist von den Wänden gefallen und der Regen tropft durch die Decke, flüsterte sie ihrem Bruder, der neben ihr saß, ins Ohr.

Liebe Christine, sagte Joseph mit großer Gemüthsruhe, nach vorn hinaus sind die Empfang- und Wohnzimmer des

Vaters — sie sind kostbar eingerichtet und der Vater hat seine Sammlungen, sein Münz- und Medaillencabinet darin — deshalb pflegt er sie sehr sorgfältig zu verschließen, wenn er kleine Reisen macht.

O! sagte die junge Frau.

Leonore hob die Tafel auf.

Nachdem man sich gegenseitig tief vor einander verbeugt hatte, sprach Joseph mit großer Würde:

Du hast sehr vorlieb nehmen müssen, theure Christine; du hast unter meinem väterlichen Dache nichts von den kostbaren Weinen und üppigen Schüsseln gefunden, an welche dich der Luxus deiner Umgebung gewöhnt hat. Aber ich hoffe, daß du die stille Größe, das Herzerhebende einer solchen adeligen Einfachheit wirst zu würdigen wissen. Du hast gesehen, wie die Barone von Windschrot zu Abend essen und du kannst dir sagen: so ist Abend für Abend in diesem Hause servirt worden seit so viel hundert Jahren; nicht mehr, nicht weniger — mag das Haus voll Gäste sein oder meine Schwester allein speisen — dieselbe Anzahl Schüsseln, dieselbe würdige Einfachheit. Ihr habt bei Euch die Sitte, sobald Gäste da sind, die Tafeln unter den ausgesuchtesten Leckerbissen sich biegen zu lassen, dagegen im Familienkreise frugal zu sein. Das ist nicht vornehm, Christine, nein, in der That nicht. Du siehst, hier ist es anders. Was das Edelfräulein Leonore Windschrot, wenn sie allein speist, anständig findet, das darf sie auch als anständig Grafen und Fürsten bieten.

Daß Joseph diese Rede in holländischer Sprache hielt, braucht nicht angeführt zu werden.

## V.

Leonore war am Abende in ſpäter Stunde todtmüde in die Kiſſen geſunken und eingeſchlummert; erſt als ſie am andern Morgen erwachte, war es ihr möglich, ihre Gedanken zu ſammeln und die Ereigniſſe und Geſtalten des vorigen Tages an ſich vorüberziehen zu laſſen. Ein frohes Erwachen war es nicht. Es lag auf ihrem Geiſte ein niederdrückendes Gefühl, ein Gefühl wie bei einer großen Enttäuſchung, wie bei dem Ausgehen einer letzten Lebenshoffnung. Der Gegenſtand ihrer theuerſten Wünſche war nicht das eigne, ſondern das Glück ihres Bruders geweſen. In ſeiner Frau hatte ſie eine warme, liebende Schweſter für ſich — ſie hatte darin einen Lebensengel für ihren Bruder zu finden erwartet. Daß dies kalte, theilnahmloſe, geiſtig unmündige Weſen, welches ſie an ſeiner Seite gefunden, für ſie keine Liebe mitgebracht hatte, konnte ſie überwinden. Aber mit Schrecken dachte ſie an die Zukunft ihres Bruders in dieſer Verbindung. Er wird ſie tyranniſiren, ſagte ſie ſich, und ſie wird ſich tyranniſiren laſſen — bis zu einem Punkte und Grade, wo eine Kataſtrophe ausbricht, welche beider Lebensglück zerſtört. Sie paſſen nicht zuſammen. Joſeph hätte einen großen, ſtarken Charakter finden müſſen, der ihn mit ſteter Achtung erfüllt und ſeine Leidenſchaften geregelt hätte, oder eine Frau, deren flüſſiger Geiſt und Coquetterie ihn gefeſſelt!

In dieſe Sorge um den Bruder verſunken, verſchloß ſie ein gewiſſes Gefühl perſönlicher Kränkung und innerer Gereiztheit tief in ihr Herz. Sie hätte ſich eine Egoiſtin geſcholten, wenn ſie den Klagen ihres Buſens, auch bei Joſeph ſo wenig Freude des Wiederſehens, ſo wenig brüderlicher Wärme gefunden zu haben, in dieſem Augenblicke Gehör ſchenken können.

Sie mußte sich erheben, sie durfte sich länger nicht der furchtbaren Last und Arbeit des neuen Tages entziehen. Gertrude kam sie anzukleiden und schüttete tausend Befürchtungen, Klagen, Verwünschungen der „batavianischen Kammerfrau" in den Busen ihrer Gebieterin aus.

Als Leonore gekleidet war, sah sie ihren Bruder unten auf der Gartentreppe stehen.

Herr im Himmel! rief Gertrude aus, dort drüben den Wiesenpfad entlang geht der Förster. Baron Joseph sieht mit seinem Augenglase nach ihm.

Leonore wurde bleich vor Schrecken — wenn er die kurfürstliche Uniform bemerkt, so ist Alles verloren! stammelte sie.

Der schweift nur Ihnen zu lieb um's Haus, Fräulein, das können Sie glauben — gestern um Mittag hab' ich ihn auch gesehen, wie er das Schloß anglotzte —

Schweig, Gertrude!

Das wird viel helfen — ich wette darauf, daß wir ihn fortan täglich auf Schußweite zu Gesicht bekommen — glauben Sie, ich hätte nicht bemerkt, wie er neulich Abends Ihnen die seltsamsten Augen von der Welt machte?

Leonore war im nächsten Augenblicke aus dem Zimmer und flog in den Garten hinab, um bei ihrem Bruder irgend etwas zur Erklärung der auffallenden Erscheinung eines fremden Jägers auf dem Grund und Boden der Baronie Windschrot vorzugeben. Sie kam leider zu spät; der heftige junge Mann war längst auf dem Wege zu einer kleinen Anhöhe, die hinten im Garten lag und den Pfad beherrschte, welchen der Förster gegangen kam. Beide Männer standen sich bald gegenüber, nur die Gartenhecke trennte sie.

Der Förster wollte mit einem freundlichen Gruße vorübergehen. Joseph hielt ihn auf.

Mein Herr — erlauben Sie mir — wie kommen Sie

mit Flinte und Hund in mein Jagdgehege? Ich werde Ihnen beides abnehmen lassen — ich werde mich an Ihre Uniform so viel kehren, als ob Sie ein wildernder Bauer wären —

In diesem Augenblicke sprang Leonore athemlos den Hügel hinan und stand neben ihrem Bruder.

Joseph, Joseph — ich bitte dich —

Der Jäger hatte sich auf den Lauf seines Gewehrs gestützt und das Lächeln der Ueberlegenheit auf seinem Gesichte brachte den eifernden Baron in immer größern Zorn. Als er jedoch Leonore erblickte und ihre schreckensblassen Züge sah, zog er tief den Hut, verbeugte sich vor ihr und, die Augen fortwährend auf sie geheftet, sagte er mit dem höflichsten Tone von der Welt:

Verzeihen Sie, Herr Baron. Ich bin der kurfürstliche Revierförster des Wallscheidter Geheges, Ihr Herr Vater aber hat mich gebeten, während seiner Abwesenheit auch ein wachsames Auge auf seine Forsten zu werfen, um Holz- und Wildfrevel zu verhüten! Wenn Ihnen dies jedoch unangenehm —

Ach so — das ändert die Sache — weshalb sagtest du mir das nicht, Leonore?

Leonore antwortete nicht. Sie sah mit einem feuchten Blicke voller Dankbarkeit den Förster an.

Ich bin Ihnen verbunden für die Mühe, der Sie sich unterziehen, Herr Förster, fuhr Joseph fort. Es wird mir angenehm sein, wenn Sie mich bald besuchen wollen.

Der Förster verbeugte sich und ging.

Als Leonore mit ihrem Bruder in's Haus zurückgekehrt war, zupfte Gertrude sie am Aermel.

Der komische Mensch ist wieder da gewesen, sagte die Zofe, und hat eine Menge Wildpret abgeliefert. Die Haushälterin des Pfarrers behauptet, es sei der alte Bertram, des Försters von Wallscheidt Jagdgehülfe.

Diesmal hatte eine solche Nachricht für Leonoren nichts Unangenehmes und Demüthigendes mehr, wie das erste Mal. Der Stolz in ihr, der sich des Bewußtseins, Jemanden dankbar sein zu müssen, hätte erwehren mögen, war nun einmal von Philibert soeben für immer überwunden; Leonore fühlte sich dem jungen Manne so tief verpflichtet, daß es ihr jetzt nur eine Genugthuung sein konnte, wenn er die Pflicht der Dankbarkeit immer größer machte. Jede Wohlthat war eine Rechtfertigung ihres Gefühls mehr; und da sie doch einmal gesehen, wie vollständig er das Geheimniß ihrer Situation durchschaute, so konnte sie hoffen, daß das Demüthigende derselben in seinen Augen ein Gleichgewicht erhalte durch das, was auch Rechtfertigendes für sie darin lag.

Für's erste hatte Leonore übrigens wenig Zeit, an Philibert zu denken, so oft sie sich auch über dem Wunsch ertappte, eine kurze Stunde sich zurückzuziehen, um in Ruhe träumen zu können. Ein solches Glück war ihr aber nicht beschieden. Die Schwägerin forderte hundert, ihre Kammerfrau tausend Dinge, welche nicht zu beschaffen waren, und für die irgend ein Surrogat erfunden werden mußte; sie flog Trepp auf, Trepp ab im Hause wie ein gehetzter Vogel, aber unermüdlich, ohne Klage, ohne Ueberdruß.

So gelang es ihr denn, die Gäste in der besten Illusion zu erhalten. Die Stunden des Tages verflossen ohne irgend ein bemerkenswerthes Zwischenereigniß. Am Nachmittage wandelten die drei Bewohner von Windschrot einen schattigen Pfad am Ufer des Flusses entlang. Bei einer Wendung des Weges sahen sie plötzlich Philibert vor sich, der von seiner Jagdstreiferei heimzukehren schien. Leonore fühlte, daß sie erröthete und, ohne sich Rechenschaft von diesem seltsamen Erschrecken geben zu können, hing sie sich unwillkürlich, wie um eine Stütze zu suchen, an den Arm ihres Bruders. Der Forstmann schloß sich den Spazier-

gängern nicht an. Er grüßte freundlich und ging vorüber. Leonore hatte gefürchtet, daß er sich anschließen werde; sie freute sich, daß er es nicht that. Es lag ein Zeugniß für ihn darin. Er hatte — für sie — lügen können, aber er war zu stolz, zu ehrlich, schien es, diese Lüge länger, als es irgend nöthig, fortzusetzen. Er kam ihr so groß, so edel vor in dieser Flucht vor der Unwahrheit. Wie hätte sie sich geschämt, wenn er Zeuge geworden, wie sie selbst so mitten in einem Gewebe von Täuschungen sitze, dessen Fäden fortwährend von ihren Händen mit kecker Schlauheit geschlungen wurden. Es fiel ihr jetzt doppelt schwer auf's Herz; ihre Lage bekam etwas fürchterlich Drückendes.

Als der Förster verschwunden, sahen die Lustwandelnden zwei Männer, welche dem Anschein nach mit ganzer Seele in das Vergnügen einer Wasserfahrt vertieft waren. Sie wurden in einem leichten Kahne stromabwärts von der Flut herangetragen, die sie rasch näher brachte; als sie unsere drei Spaziergänger erblickten, lenkten sie das Boot plötzlich an's Ufer und sprangen bald darauf unmittelbar vor Joseph und den Damen an's Land. Der Eine befestigte das Fahrzeug, der Andere machte Joseph eine höfliche Verbeugung und sagte in französischer Sprache:

Mein Herr, Sie könnten mich sehr verbinden. Ich habe eine Stunde von hier, in dem nächsten Dorfe an dieser Seite des Flusses, den Nachen gefunden und mich seiner bedient. Haben Sie die Güte, ihn durch irgend Jemand wieder an jene Stelle bringen zu lassen; sein unbekannter Eigenthümer wird sich dort schon melden.

Joseph musterte verwundert den Mann, der mit so wenig Blödigkeit sich fremden Eigenthums bemächtigte und einem Wildfremden dann solch einen nicht gerade unbedeutenden Dienst zumuthete. Da dieser Mann eine Rolle von entschiedener Bedeutung in der Erzählung spielt, welche wir

hier dem Leſer vortragen, ſo müſſen wir zunächſt ein Bild ſeines Aeußern entwerfen. Seine Geſtalt war groß, mager, von feinem Knochenbau; eine hochaufſtrebende Stirn, ſchmale und lange Naſe von geringer Biegung, ſo daß es zu viel geſagt wäre, hätte man ſie mit „römiſch“ bezeichnet, und darunter ein ſchöner Mund, den ſchmalgeſchnittene Lippen bildeten. Es war ein intelligenter, geiſtreicher Kopf. Er hatte dunkle Haare und lebhafte braune Augen, ſtarke Brauen und auffallend kleine, ſchmale Hände und Füße, und überhaupt war an ihm: „jeder Zoll ein Ariſtokrat.“

Während Joſeph dieſe Beobachtungen machte, betrachtete der Fremde ſeinerſeits mit großer Dreiſtigkeit die beiden Frauen.

Mein Herr, ſagte der Freiherr von Windſchrot — der letzte Mann, der ſich etwas bieten ließ, oder für nichts und wieder nichts ſich im Dienſte Anderer in Koſten ſetzte — ich begreife nicht ganz, was Sie mir zumuthen und was ich mit der Entwendung dieſes Kahns zu ſchaffen habe. Ich bin der Freiherr von Windſchrot, Herr dieſer Baronie.

Der zweite Fremde, kleiner, ſtärker, aber ebenſo ſchön wie der erſte, trat in dieſem Augenblicke heran.

Monsieur, ſagte er lächelnd, aber mit ſcharfer Betonung, **vous avez l'honneur de parler à Son Altesse Royale Monseigneur le comte d'Artois.**

Joſeph blickte ſtaunend bald den Einen, bald den Andern an. Er war wie angedonnert; ein ungeheurer Reſpekt lähmte ſeine Zunge und eine geraume Zeit verging, ehe er nur ſo viel Beſinnung wieder erhielt, ſeinen Hut abzureißen, ſich bis zur Erde zu verbeugen, tauſend Entſchuldigungen zu ſtammeln und ſchleunige Rückkehr zu verſprechen, um die Befehle ausführen zu laſſen, mit welchen ein königlicher Prinz von Frankreich ihn zu ſeiner unausſprechlichen Glückſeligkeit beehre. Es fehlte wenig, und er hätte aus lauter

Diensteifer sich selbst in den Kahn gestürzt, um ihn eine Stunde weit flußaufwärts zu rudern.

Die beiden Herren wollten desselben Weges, den Joseph mit den Frauen zurückzumachen hatte. Diese letzteren schienen Gnade vor dem Auge des königlichen „Sohnes von Frankreich" zu finden, den die Emigration in diese stillen deutschen Thäler geworfen hatte, entfernt von allem Prunke und aller Hoheit, die ihn einst umgeben. Der Graf von Artois reichte Leonoren den Arm und der andere Herr bemächtigte sich „principis ad exemplar" sofort der kleinen Holländerin.

Ich muß mich selbst vorstellen, sagte dieser, da mein erlauchter Vetter sich nicht dazu herabläßt, mir einen Gegendienst zu thun. Ich bin der Herzog Louis von Bourbon und Condé.

Die hübsche Holländerin war so überrascht und verwirrt, daß sie nichts zu erwidern wußte.

O! sagte sie, doppelt so laut, wie gewöhnlich.

Joseph erhielt einen Stich in's Herz. Ein strafender Blick fiel auf sie, der sie nun vollends um ihre Haltung brachte. Sie wagte kaum noch ihre schmale weiße Hand auf den Arm des Mannes von so übermenschlich vornehmem Namen zu legen.

Diese Vornehmheit schien ihre Inhaber jedoch nicht sehr zu drücken. Man hätte sie mit Fug und Recht ein paar lustige und verwegene junge Männer nennen können. Als solche hatten sie einen Ausflug von dem nicht sehr entfernten Schlosse Schönbornslust, welches sie als Gäste des Kurfürsten von Trier bewohnten, die Mosel hinauf gemacht und kehrten jetzt zurück. An einer Stelle, wo der Fahrweg die Ufer des Flusses verließ, um einen Bergrücken zu übersteigen, hatten sie ihren Wagen mit dem Gefolge vorausfahren heißen, einen einsam liegenden Nachen bestiegen

und sich von dem Flusse hinabtragen lassen, dessen schö
und malerisches Gestade sie anzog. In der Nähe von W
schrot war ihrer Equipage das Rendezvous gegeben. Jos
ließ es sich nicht nehmen, sie bis dahin zu begleiten; die
den Fürsten nahmen diese Höflichkeit ohne Umstände an,
so eher, als die Frauen ebenfalls mitwanderten. Diese
ren viel zu verlegen, als daß sie den Muth gehabt, an irg
einer passenden Stelle des Weges zu erklären, sie wol
hier scheiden und nach Windschrot heimkehren, welches w
rend ihrer Wanderung zur Rechten sichtbar blieb.

Der Graf von Artois zeigte sich jedoch sehr dank
für solche Aufmerksamkeit.

Meine Damen, sagte er, als er seinen Wagen erre
hatte, ich verdanke Ihnen alles Vergnügen, welches
dieser Ausflug gewährt hat. Ich hoffe, Sie wiederzuse
Mein Vetter Condé bereitet mir ein kleines Fest zur F
meiner Anwesenheit in seinem Schlosse vor. Vielleicht
Ihre Freundlichkeit so weit, dasselbe durch Ihre Theilna
glänzender zu machen? Das Fest findet morgen Abend
— setzte Condé hinzu — die Damen und der Herr Ba
werden es nicht über's Herz bringen können, durch ein
schmähen mich zu kränken?

Man konnte nicht herablassender, nicht bezauber
sein. Joseph verbeugte sich unermeßlich tief, die kleine
länderin machte einen Knix, daß sie in ihrer Robe ganz
schwand, und Leonore, die von der Unterredung mit
Grafen ganz roth geworden, verbeugte sich mit dem an
thigsten Lächeln, welches ihr zu Gebote stand.

Die Equipage rollte nun, von vier Eisenschimmeln
zogen, rasch mit den Prinzen davon.

Joseph strahlte vor Vergnügen. Diese eine Begegn
war ja genug, um seine ganze Reise zu belohnen; sie
die Krone seines Aufenthalts in der Heimat, sie w

Christine, seine Schwiegerältern, ja das ganze Geschlecht von holländischen Vettern und Basen, und wären ihrer auch ehntausend Mal mehr gewesen, blenden, überwältigen, zu Boden drücken. Der Graf von Artois — der königliche Prinz von Frankreich und Navarra — der Herzog von Bourbon obendrein; der Enkel des heiligen Ludwig und der Enkel des großen Condé — sie hatten mit ihm gesprochen und gescherzt wie mit ihres Gleichen, sie hatten ihn eingeladen — es war merkwürdig, es war famos — nein, es war gar nicht merkwürdig, es war durchaus nicht famos — er war ja Baron Windschrot — du hast dich darüber nicht zu verwundern, liebe Christine, rief er aus — ich fand, daß du auf höchst plebejische Weise dich verwundertest und verlegen wurdest, Christine — es ist Niemand als des Grafen von Artois königliche Hoheit, liebe Christine, mein Großvater war mit Kaiser Karl VI. bras dessus bras dessous — es ist sehr unanständig für die Gemahlin deines Mannes, sich darüber zu verwundern, liebe Christine!

Christine sagte kein Wort — nicht einmal: O! aber sie verwunderte sich doch aus Leibeskräften und ihr kleiner Kopf war und blieb ganz dunkelroth.

Unterdeß lagen der Prinz und der Herzog von Bourbon, deren Leutseligkeit im Herzen unsers Barons so großen Jubel zurückgelassen hatte, bequem in ihrem schaukelnden Wagen ausgestreckt. Der Weg nach Schönbornslust, diesem Heerde ihrer Plane, ihrer Truppenwerbungen, ihrer kriegerischen Berathungen, führte sie durch eine wunderbar schöne Landschaft, denn jenes Lustschloß, erbaut von einem Kirchenfürsten aus dem Hause Schönborn, liegt unfern der Stelle, wo die Flüsse Mosel und Rhein sich vermählen, d. h. in einer Gegend, welche zu den schönsten in der Welt gerechnet wird. Unsere Emigranten jedoch schienen für solche Dinge kein Auge mehr zu haben.

Der einzige Gegenstand ihres Gesprächs war Leon

Sie ist das hübscheste Geschöpf, das ich seit lang sehen habe, sagte Karl von Artois.

Ich bin nie weniger versucht gewesen, Ihnen zu n sprechen, Hoheit! versetzte der junge Condé.

Haben Sie diesen reizenden Schwung der Nasen bemerkt? Diese Feinheit der Knöchel, diese vollkor schön gebildeten Finger?

Sie hat merkwürdig viel Race. Aber sie ist Machen Sie sich auf keine leichte Eroberung gefaßt.

Pah — zu einer schweren habe ich keine Zeit! C fürchterlich langweilig auf Euerm Schönbornsluft — s ich kann, reise ich ab. Unterdeß —

Ich verstehe, Hoheit! Unterdeß will das Herz kleine Beschäftigung. Ich wünsche Ihnen alles Glü mais nous verrons!

Sie sagen das so sarkastisch, Condé! Wollen Si einen Streich spielen?

Gott bewahre mich! J'ai d'autres chats à fouette

Condé sagte dies mit der Miene eines ausgele Heuchlers. Aber Karl von Artois traute ihm nicht. beobachtete ihn mit mistrauischen Seitenblicken. Beide ten schon einmal — sie standen damals in der höchsten S ihrer „Etourderie" — ein Duell um einer Dame n gehabt, welche Niemand anders war, als die erlauchte mahlin unseres Herzogs von Bourbon. Es war unblutig det, und seitdem waren sie die besten Freunde von der W Aber dies hielt sie keineswegs ab, sich bei den Frauen irgend möglichen Streich zu spielen. Karl von Artoi reute deshalb, daß er Condé den ungewöhnlich tiefen druck verrathen, den Leonore auf ihn gemacht hatte.

Als er in dem Jagdschlosse zu Schönbornsluft ange men war, das jetzt einem ganzen Heere französischer Fl

linge zum Aufenthalt diente, begab er sich augenblicklich zu einer alten Dame, Frau von Breteuil geheißen, welche die ausgezeichnete Gunst genoß, von ihm bei allen leichtfertigen Unternehmungen und delikaten Angelegenheiten einer gewissen Art in's Geheimniß gezogen zu werden. Nach einer halben Stunde wurde dann der Kastellan des Schlosses, unter dem Vorwande, Befehle über einige für den folgenden Abend nöthige Einrichtungen entgegenzunehmen, zu Frau von Breteuil beschieden. Als der alte Diener das Zimmer der Dame wieder verließ, fiel ihm ein, daß man ihm über den morgigen Tag eigentlich keine Sylbe gesagt, die er nicht schon früher gewußt, und daß man die ganze Zeit damit zugebracht, über die Familien der benachbarten Edelleute und besonders über die Verhältnisse der Windschrots mit ihm zu plaudern.

Sonderbare Leute, diese Franzosen, sagte der Alte kopfschüttelnd. Wenn sie nur plaudern können, sind sie selig! So unnütz die Zeit zu verschwenden! und ich habe alle Hände voll!

---

Wir haben Joseph verlassen, wie er mit seinen Begleiterinnen seinem väterlichen Dache zueilte. Er machte im Uebermaß seiner freudigen Aufregung riesenlange Schritte.

Leonore und Christine konnten ihm kaum folgen. Als sie auf dem Hofe angekommen waren, sagte Leonore:

Geh nur hinein, lieber Joseph; ich will sogleich den Verwalter bitten, daß er den Kahn hinaufsendet.

Erlaube, Leonore, dafür sorge ich selbst, versetzte Joseph eifrig und eilte auf die Wohnung des Verwalters zu. Seine Schwester folgte ihm. Der Verwalter stand an der Haus-

thüre. Joseph gab ihm seine Befehle, der Verwalter nickte blos und sah dabei vertraulich lächelnd Leonoren an.

Es hieße an der Wahrheit sündigen, wenn man verhehlen wollte, daß auch Leonore sich in einer Gemüthsstimmung befand, in welcher ihr die Vertraulichkeit des Verwalters einen widerwärtigen, verletzenden Eindruck machte.

Das Volk hier ist ziemlich des Respekts entwöhnt, sagte Joseph, als er mit Leonore in's Haus trat.

Der Vater ist so lange fort, stammelte seine Schwester verlegen.

Ich werde ihnen einige Lectionen geben, sagte Joseph.

Leonore eilte ihre Zofe aufzusuchen. Gertrude sollte den Verwalter um Ausführung dessen bitten, was Joseph ihm aufgetragen. Gertrude schüttelte den Kopf.

Ich geh nicht mehr zu ihm, sagte sie blaß werdend und sich abwendend.

Aber um Gottes willen, was sollen wir denn beginnen —

Fodern Sie Alles von mir, nur dies nicht!

Gertrude wollte sich nicht weiter erklären — Leonore verhinderte ein natürliches Gefühl weiter zu forschen. Es mußte etwas vorgefallen sein, der Verwalter, schien es, hatte das Vortheilhafte seiner Situation zu stark ausbeuten wollen. — Da war denn freilich nichts anderes zu thun, als einen Menschen aus dem Dorfe zu beauftragen; aber während Leonore darüber mit ihrer Zofe sprach, hörte sie einen lauten Stimmenwechsel auf dem Hofe. Sie eilte voll plötzlicher Angst hinaus. Joseph zankte sich mit dem Verwalter; er war zornig geworden, da er den letztern fortwährend ruhig unter seiner Hausthüre stehen sah, als ob es in der Welt nichts für ihn zu thun gebe. Darum überschüttete er ihn mit einem Strome von Vorwürfen. Der Verwalter aber war durchaus nicht in der Laune, sich Dinge sagen zu lassen.

welche so wenig Schmeichelhaftes für ihn hatten, als nur irgend Worte ausdrücken können. War es nicht genug, daß Gertrude ihm heute, während des Spazierganges der Herrschaft, in einer sehr lebhaften Debatte die Vorzüge seines äußern Menschen höchst schnippischer Weise in Frage gestellt? Und nun wollte noch dieser „verlorene Sohn" seine innere Würde, seinen moralischen Menschen durch liebenswürdige Aufrichtigkeiten, wie Faullenzer, ungetreuer Knecht, Schlingel u. s. w. — antasten? Das war zu viel.

Mein Herr, ich rathe Ihnen, schweigen Sie, oder ich sage Ihnen etwas — .

Ich bitte dich, schweig, Joseph, sagte zitternd Leonore, die in diesem Augenblicke den Arm ihres Bruders ergriff, um ihn fortzuziehen.

Schweigen soll ich? geh, geh, Leonore, dies ist keine Scene, bei der Frauen etwas zu thun haben. Geh, ich will diesem unverschämten Menschen hier seinen Laufpaß geben.

Alle Donnerwetter, brach jetzt der Verwalter los — meinen Laufpaß geben! — was verhindert mich, Sie noch in diesem Augenblicke aus dem Schlosse zu weisen?

Leonore stürzte auf den Verwalter zu, sie hob bittend, weinend die Hände zu ihm auf.

Fräulein, es thut mir leid Ihretwegen, entgegnete der Entrüstete, aber was ist das auch für ein Ansinnen! wie können Sie mir zumuthen, ich soll die große Gefälligkeit haben, mich Hallunken und weiß Gott was Alles schimpfen zu lassen? Nein, Herr Baron Joseph von Windschrot, gehen Sie, woher Sie eben angelangt sind, nach dem Lande, in dem der Pfeffer wächst; oder suchen Sie Ihren Herrn Vater auf, der als Jacobiner und Uebelthäter zu Trier unter Dach und Fach gebracht ist. Hier haben Sie nichts zu schaffen, dies Schloß gehört dem Kurfürsten, meinem gnä-

digen Herrn, und nicht Sie, ich habe hier zu bestimmen, wer ein Schlingel ist!

Damit wandte der Verwalter den Rücken und schlug die Thüre seines Hauses hinter sich zu.

Joseph war todtenblaß; er blickte seiner Schwester in's Gesicht, aber sie sah es nicht und es war gut, daß sie diesen Blick voll Wuth und Verzweiflung nicht sehen konnte; sie hatte die Augen geschlossen und sich schluchzend an seine Brust geflüchtet.

Er führte sie in's Haus und hier warf er sich in einen Stuhl und bedeckte die Augen mit seiner Rechten. Leonore nahm seine andere Hand, und so vor ihm stehend, versuchte sie endlich, ihn zu trösten.

Laß mich, laß mich — sagte er — nein, bleib und erzähle, erkläre mir, was vorgefallen ist, während ich fern war!

Leonore erzählte Alles, was sie wußte.

Als sie geendet hatte, sprang er auf und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Er stieß gräuliche Verwünschungen aus, er fluchte auf Gott und die Welt, er fluchte auf seinen Vater. Leonore verbarg ihr Gesicht vor diesem furchtbaren Ausbruch seiner Leidenschaftlichkeit. Es lag etwas Erschütterndes darin, es war ein Vulcan, ein Flammenaushauch einer Seele, auf deren Grund Dinge lagen, von denen Leonore nie vorher eine Ahnung gehabt.

Geh, sagte er endlich, und sorge, daß meine Frau nichts erfährt; ich will noch diesen Abend zum Landrentmeister und Windschrot für die nächsten Wochen von ihm miethen. Er wird es nicht abschlagen können. Unterdeß kann ich auf Mittel sinnen, unser schmachvoll vergeudetes Eigenthum wiederzuerringen. Denn das will ich und müßte ich den Teufel zu Hülfe rufen!

## VI.

Wir überſpringen die nächſten vierundzwanzig Stunden. Es war eine milde, duftige Sommernacht. In dem Parke, in den wir den Leſer führen, kräuſelte ein leiſer Lufthauch die Lindenwipfel und die Wellen des Weihers, der weiße, verſchwiegene Geſtalten ſpiegelte, welche durch das Grün der Gebüſche glänzten. Sie ſtanden ſtill und unbeweglich, dieſe marmornen Ideale, während alles Andere im Hauch der Nacht ein zweites innigeres, tieferes Leben zu leben ſchien. Man hätte ſie beneiden können, ſolche Weſen von voller harmoniſcher Bildung, die ſich in Marmor gefeſtet hat, dem Schmerz und der Leidenſchaft und was entſtellt und den Herzensfrieden ſtört, in ewiger Unveränderlichkeit enthoben. Auf ihren glatten Stirnen liegt der Kuß des Mondes, ihr Auge blickt unbeweglich in die Ferne und um den Mund liegen ſtolze Zuverſicht und der Gedanke der Schönheit, dieſer hohen Braut des Schöpfers. Welcher Abſtand von ihnen bis zu den Weſen, die in ihrer Nähe ſich verſammelt haben, in jenen hohen, prachtglänzenden Sälen des Schloſſes, deſſen ſtrahlende Fenſter durch die Gebüſche des Parks blitzen, während Muſik ihre üppigen Tonſtröme hinausſendet und der geheimnißvollen leiſen Stimmen der Nacht ſpottet. Von ſchönen, blendend ſchönen Frauen, von Männern in goldſtrotzenden Uniformen ſind dieſe Säle angefüllt; Federn, Blumen, Diamanten, Perlen, Ordensſterne, das Alles ſchwimmt wie ein Meer von Glanz durcheinander, und ſchöner, glänzender, ſtolzer noch als dieſe königlichen Stirnen, dieſe Perlen, dieſe Diamanten ſind die Namen, welche tönen durch das Geſumme der Stimmen, die ruhmbedeckteſten Namen, welche ſelbſt Perlen ſind, die die Geſchichte vieler Jahrhunderte ſich um's Haupt geflochten hat. In dem größten Saale ſteht, auf Treppenſtufen erhöht, ein Fauteuil und über

ihm hängen reiche Gewinde aus Blumen, unter denen vor allen die Lilie ſchimmert; ein ſchöner Mann von ſtolzer Haltung ſteigt die Stufen hinab und miſcht ſich unter die Andern: es iſt ein Prinz von Frankreich, Karl von Artois; zwei andere Bourbons ſind neben ihm, die beiden Condé, Vater und Sohn. Umher Sproſſen der Häuſer Crequy, Rohan, de la Tour d'Auvergne, Rivernois, Froulay, Croy, Montmorency, Elbeuf — der ganze ſtolze Adel Frankreichs hat ſich hier verſammelt — alle, alle ſind ſie da, bis auf Diejenigen, welche ein Advocatenſohn hat — köpfen laſſen.

Wir ſind auf einem Feſte der Emigranten. Dieſe ganze glänzende Welt — es ſind heimatloſe Flüchtlinge, dem Schwert entronnene Unglückliche ohne Habe und ohne Vaterland. Und doch ſo froh, ſo ſorglos! Dieſe lachenden, coquettirenden Frauen — ſehen ſie nicht die dunkeln Schatten hingerichteter Männer, Brüder, Söhne, welche durch die frohen Reihen ſchweben? Dieſe hochmüthigen, buhlende Blicke ſendenden Männer, ſehen ſie nicht die blutige Hand, die ſich über ihre Häupter ausſtreckt? Hören ſie nicht draußen den Ruf der Vernichtung, hören ſie nicht die Schritte des vorüberwandelnden Racheengels, deſſen Schatten über die ſtrahlenden Wände gleiten muß, wie er draußen durch die Nacht ſchreitet, um die ſchlummernden Völker Europas wach zu rufen?

Nein. Sie wollen „nichts lernen und nichts vergeſſen.“ Sie verachten den Feind, vor dem ſie geflohen ſind: denſelben Feind, der den Sohn des heiligen Ludwig und die Tochter der Habsburger auf's Blutgerüſt ſchickt, der das rieſenmächtige Königthum Frankreichs vernichtet, der eine Welt umſtürzt, um eine neue über ihren Trümmern zu erbauen — den Feind verachten ſie. Und weshalb? Weil er ein Plebejer iſt. Sie haben ein kleines Häuflein adeliger Männer als Heer der Emigration errichtet und wollen durch einen „Spaziergang nach Paris“ Alles wiedergewinnen, was

sie verloren haben, ihren Feind zu Boden treten und eine blutige Rache nehmen. Eine Million von Männern steht wider sie unter den Waffen. Was schadet das. Es sind Plebejer.

Seltsame Verblendung der Menschen. Sie haben die Sprache, ihre Gedanken zu verschweigen, die Erfahrung, um sie nicht zu benutzen, den Verstand, um nicht zu begreifen!

Unter allen den glänzenden Gestalten begegnen uns außer Artois und Condé drei, welche wir kennen. Die erste ein großer, düsterer, gebräunter Mann mit starkem, schwarzem Bart und unstet umherfahrenden Blicken der schmalen, schlauen Augen. Es scheint Conversationen mit den Einzelnen entgehen zu wollen und ist bald in dem einen, bald in dem andern der Gemächer, wo er die verschiedenen Gruppen beobachtet. Es ist Joseph. Seine Frau sitzt auf einer Causeuse neben einem alten Militair mit dem Ludwigskreuz, der einst Gouverneur von Martinique war und sich mit ihr in tropischen Erinnerungen ergeht. Leonore aber ist im Ballsaal und tanzt eine Française. Ihr Partner ist der junge Condé, der ihr fortwährend die verliebtesten Blicke zuwirft. Kein Wunder: sie ist von strahlender Schönheit und ihre flammenden Augen, ihre lieblich gerötheten Wangen scheinen mit muthwilliger Heiterkeit sich in den Wettkampf deutscher und französischer Schönheit gewagt zu haben. Sie fühlt, daß eine Menge feuriger Blicke auf ihr liegen, auf ihr, deren hohe, schlanke Formen, deren blaue Augen und blonde Locken sie vor allen den kleineren, zarteren, sylphenhaften Schönheiten auszeichnen, welche sie umgeben. Dies hebt und beflügelt sie und sie tanzt, als ob der elastische Fuß einer Atalante sie trüge.

Als der Tanz beendet, bot Condé ihr den Arm und führte sie durch die Gemächer.

Sie sind die Königin des Festes, das die Ritter der Lilie feiern, sagte er. Sie allein sind die Lilie in dem Blumenkranz von Schönheiten, die uns umwogen. Platz der Königin!

Er sagte dies, indem er einen vor ihm stehenden Herrn zur Seite schob. Dieser wandte sich: es war Joseph. Leonore erröthete, während der Blick ihres Bruders ihr mit einem Ausdrucke von Bitterkeit und Verschmitztheit folgte. Als die Beiden am Ende der Gemächer angekommen waren, befanden sie sich in einem Cabinet, das mit seltenen Treibhausblumen angefüllt war; es herrschte ein beklemmender Duft und eine erstickende Hitze darin. Der junge Herzog öffnete eine Glasthüre, welche über einige Stufen in den Park hinabführte; einzelne Paare der Tänzer waren vor ihnen hinausgeschritten, um die Kühlung der wundervollen Sommernacht einzusaugen, und wandelten in den Pfaden auf und nieder.

Sie sind echauffirt — wandeln wir ebenfalls hinaus, sagte Condé — es wird Sie erfrischen. Die Nacht ist berauschend schön, ist magisch —

Aber — stammelte Leonore erschrocken —

Aber — o Sie wissen nicht, wie weh Sie mir mit diesem „Aber" thun, flüsterte der Herzog weich. Dann wandte er sich zu einer ältlichen Dame, die eben in das Cabinet eintrat.

Madame de Breteuil, sagte er, würden Sie uns nicht begleiten, da das Fräulein mit mir allein die Nachtluft fürchtet.

Ich glaube es! Sie heißen Condé, sagte Frau von Breteuil mit einem ironischen Lächeln — das ist viel zu sehr ein Eroberername!

Die Dame nahm den andern Arm des Herzogs und alle drei schritten in dem Garten zwischen den Blumenparterres auf und nieder.

Nach einer Weile fand Frau von Breteuil, daß es für sie zu kühl sei. Sie machte sich los und eilte in das Schloß zurück, um, wie sie sagte, ihren Shawl zu holen.

Welch glücklicher Einfall der alten Dame, sagte Condé — Leonore lassen Sie mich diese kostbaren Augenblicke zu dem benutzen wozu mich mein Herz unwiderstehlich drängt —

Leonore erbebte und entzog ihm ihren Arm, während sie sich ängstlich umsah, als wolle sie Frau von Breteuil nacheilen.

O um Gottes willen, eilen Sie nicht fort — zürnen Sie mir nicht — ich fühle es, meine brüske Leidenschaftlichkeit muß Sie beleidigen — aber ist es meine Schuld, wenn mein Herz so heiß schlägt? wenn die gewaltigsten, göttlichsten Gefühle stets nur weniger Augenblicke bedürfen, um sich seiner zu bemächtigen?

Sprechen Sie nicht weiter, Herzog, oder ich muß Sie allein lassen!

Sie wissen nicht, wie grausam Sie sind — was verlange ich denn von Ihnen? Nichts, als ein theilnehmendes Gehör; für meine letzten Empfindungen und Gedanken möchte ich eine schöne und tiefe Seele finden, würdig sie aufzunehmen und als das Erbe eines Condé zu bewahren, wenn ich nicht mehr bin. Ich habe ja leider nichts anderes zu vererben — ich bin ein armer, geächteter Flüchtling!

Condé hatte den Ton angeschlagen, der allein Leonore bewegen konnte, ihm zuzuhören. Er wandte sich an ihr Mitleid, diesen Zauberschlüssel, der jedes Frauenherz öffnet.

Und doch, fuhr er fort, dieses Erbe, das ich Ihnen, nur Ihnen auf Erden hinterlassen möchte, ist ja so unendlich reich — was ist dagegen alles Gold, aller äußere Glanz, den das Haus meiner großen und erlauchten Väter je besessen hat! Es ist der Schatz meiner glühenden Seele, meiner — ja ich will es aussprechen, ich werde nach wenig Tagen

in den Krieg ziehen und, ich ahne es, ich werde fallen in diesem Kriege — das Testament eines Kriegers aber, das wissen Sie, bedarf keiner langen Vorbereitungen: — es ist der Schatz meiner Liebe für Sie!

Um Gottes willen, mein Herr — schweigen Sie —

Leonore wollte fliehen, aber er hielt sie zurück.

O Himmel, Sie verstehen mich nicht. Leonore, Sie wissen, was uns aus unserm Vaterlande verbannt hat. Wir haben uns hier zusammengeschart, ein kleines Heer, aber entschlossene Männer, der höchste Adel Frankreichs, alle bereit, unser Blut hinzugeben für die Befreiung unsers Vaterlandes, für unsern König, für den allmächtigen Gott, den die frevelhafte Canaille entthront hat. Mein Vater führt uns; ich diene unter ihm, und ehe wenig Tage vergehen, stehen wir Aug' in Aug' einem unermeßlichen blutigen Barbarenhaufen gegenüber, um einen Krieg auf Tod und Leben, einen Krieg der Vernichtung mit ihm zu führen. In dieser ernsten Lage — die Hand aufs Herz — werden Sie behaupten, Leonore, ich könne in dieser Lage Sie täuschen wollen? Ist dies eine Zeit für mich, ein frevelhaftes Spiel mit einem Wesen zu treiben, dessen erster Anblick auf mich den unauslöschlichen Eindruck machte, den die Erscheinung eines strahlenden Engels auf einen armen Sterblichen machen würde? O, antworten Sie mir, ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, antworten Sie mir!

Condé ließ ihren Arm fahren und kniete vor ihr nieder, indem er ihre Hand mit Küssen bedeckte.

Ich bitte Sie, sagte Leonore, deren Herz stille stand vor innerer Bewegung, lassen Sie uns zurückkehren — es ist Niemand mehr im Garten, bei Allem, was Ihnen heilig ist, Herzog, lassen Sie uns zurückkehren!

Wenn Sie mich so beschwören, so muß ich gehorchen. Aber ich muß Sie einmal noch allein sprechen. Ein freund-

iches Wort müſſen Sie mir mitſenden in den Krieg, in welchem Ihr Bild vor mir herziehen wird, wie eine zweite Jungfrau von Domremy, um mich zum Siege zu führen, um Siege Frankreichs und ſeines Königs, zum Siege jener heiligen Weltordnung, der die Religion, die Jahrhunderte und die Hingebung unſrer Väter ihre unantaſtbare Sanktion verliehen haben.

Condé küßte noch einmal ihre Hand und dann führte er ſie in die Geſellſchaft zurück. Als er die Thüre des Nebenen Blumencabinets vor ihr offen warf, murmelte er zwiſchen den Zähnen:

Ma foi, il ne l'aura pas!

Leonoren kam ihr Bruder entgegengeſchoſſen.

Um's Himmels willen, Leonore, welche Thorheit begehſt du, ſagte er leiſe, aber mit großer Heftigkeit; Graf Artois hat dreimal nach dir gefragt.

Was geht mich Artois an? verſetzte Leonore gereizt und wendete ſtolz und unwillig ihrem Bruder den Rücken. Sie hatte nie in ihrem Leben einen Augenblick gehabt, in welchem ſie weniger geſtimmt geweſen wäre, Vorwürfe anzuhören.

Was er dich angeht? Leonore, ſagte Joſeph und ergriff ihre Hand, die er kräftig drückte — keine Thorheit. Du haſt allen Grund, dich gegen den Prinzen freundlich zu zeigen. Von ihm hängt das Schickſal unſers Hauſes ab. Präg' dir das tief in's Herz und — ſei klug!

Leonore ſah ihn überraſcht an — aber Joſeph wandte ſich ab und überließ ſie einem jungen Marquis, der ſie zum Tanze abholte.

Als der Tanz beendet, ſuchte Leonore ihren Bruder wieder auf. Sie fand ihn, nachdem ſie ſich lange vergeblich nach ihm umgeſchaut, mit Frau von Breteuil in einer Fenterniſche ſtehend.

Man iſt voll des beſten Willens für Sie, ſagte ihm die

alte Dame. Sie können darauf rechnen, daß man es sich beim Kurfürsten zu einer Ehrensache machen wird. Warnen Sie Ihre Schwester nur vor Condé. Er ist ein Schalk und es scheint mir, er beabsichtigt, dem Prinzen einen Streich zu spielen!

Still, meine Schwester kommt. — Leonore, fuhr Joseph fort, als diese herantrat, Frau von Breteuil ist von großer Freundlichkeit für uns. Es sind so viele Fremde da, daß die Equipagen nicht hinreichen, auch uns fortzubringen, da wir am weitesten bis zu Hause haben. Herr von Mollenbach wird meine Frau in seinem Wagen mitnehmen und nach Windschrot fahren lassen; ich gehe zu Fuße, und du wirst in den Gemächern der Frau von Breteuil im Schlosse schlafen — morgen wird man dich heimfahren lassen, oder ich werde kommen, dich abzuholen.

Ich bin Frau von Breteuil sehr dankbar — aber ist nicht —

Leonore wurde unterbrochen. Der Graf von Artois trat zu der Gruppe.

Sie waren verschwunden, Mademoiselle Leonore, die Königin unsers Festes war fort, sagte er vorwurfsvoll. Wenn man wie Sie ist, so hat man nicht nöthig zu glänzen durch Abwesenheit! Das ist eine Art sich auszuzeichnen, welche die Gesellschaft, die alle Auszeichnungen nicht leicht verzeiht, Ihnen am schwersten vergeben wird.

Monseigneur — versetzte Leonore schüchtern — wie sollte ich dies fürchten — eine solche Gesellschaft kann sich unmöglich um ein armes Mädchen kümmern, das sie nicht kennt.

O glauben Sie das nicht — die Gesellschaft vergöttert Sie, betet Sie an — Sie lächeln ungläubig, Mademoiselle, und Sie beleidigen mich. Wenn ein französischer Prinz auch nicht mehr sagen kann: der Staat, das bin ich, so lassen Sie ihm doch den Trost, zu sagen: die Gesellschaft, das bin ich!

Der Prinz verbeugte sich und Leonore wußte nicht mehr, was sie den Schmeicheleien des geistreichen Fürsten erwidern sollte. Er verließ sie von nun an kaum mehr und machte ihr in höchst auffallender Weise den Hof.

## VII.

Das Fest war zu Ende. Die Equipagen rollten mit den Gästen davon. Joseph hatte seine Frau den leeren Platz im Wagen eines Herrn von Mollenbach, eines Landedelmanns aus der Gegend von Windschrot, einnehmen sehen, dann kehrte er in die Säle zurück, um von Leonoren Abschied zu nehmen. Frau von Breteuil hatte eben ihren Arm ergriffen, um sie nach oben in ihre Wohnzimmer zu führen.

Leonore, flüsterte Joseph ihr in's Ohr — Leonore, sei klug — stoße nicht zurück, was das Glück dir in den Schoos wirft und — denke an die Lage unsers Hauses! — Frau von Breteuil, fügte er dann laut hinzu, ich werde morgen meine Schwester abholen und Ihnen sagen, wie tief Sie mich verpflichten.

Er wandte sich und eilte fort, ohne auf Leonorens ängstlichen Ruf zu hören, die, erschrocken über seine mysteriösen Andeutungen, eine Menge Fragen an ihn richten wollte.

Kommen Sie, Mademoiselle, kommen Sie, sagte die graziös lächelnde alte Dame, ich habe ein stilles Zimmerchen für Sie herrichten lassen, wo Sie charmant schlafen werden — denn Sie bedürfen der Ruhe, Sie sind furchtbar echauffirt.

Das war Leonore in der That, der Kopf wirbelte ihr förmlich, und so ruhig auch ihr kleines Schlafzimmer neben den Zimmern der Frau von Breteuil, so war doch an Schlaf für sie lange nicht zu denken. Sie zog den großen Fauteuil,

der am Kopfende ihres Bettes ſtand, an das Fenſter, öffnete dies und warf ſich erſchöpft auf das ſchwellende Polſter. Die Nachtluft ſtrömte auf ſie ein und war ihr wie ein kühler Trunk, den ein Verdurſtender in vollen Zügen ſchöpft. Das Mondlicht übergoß ſie und lag ſo hell auf ihr, als ob es angezogen werde von der grazienhaften, prachtvollen Geſtalt mit dem herrlichen Kopfe. Auf der hellgrünen Seide, in dem bleichen Licht, ſah dieſer Kopf wie Marmor aus, in dem ein Künſtler ſeines Herzens ſüßeſte Träume von idealer, ewiger Schönheit zur Wirklichkeit gezaubert.

Sie fühlte ſich wie in einem Traume. Und traumhaft war freilich dieſer Uebergang aus einer peinlichen, ärmlichen, verlaſſenen Lage in einen Kreis, in dem alle Strahlen irdiſchen Glanzes wie in einem Zauberſpiegel zuſammenzulaufen ſchienen, in welchem ſie, das einfache Landfräulein, das arme verwaiſte Mädchen, plötzlich der Gegenſtand ſo vieler Huldigungen geworden war, in welchem ein Prinz von Frankreich, ein Herzog von Bourbon zu ihren Füßen lagen. Leonore hätte kein Weib ſein müſſen, wäre ſie nicht berauſcht geworden. Und das war ſie. Dieſe Männer mit den großen, ruhmbedeckten Namen ſtanden vor ihr wie ideale Geſtalten, von einem Strome von Poeſie getragen. Es waren die purpurgeborenen Söhne des Geſchicks, welchen der Himmel ſelbſt die Salbung zu Fürſten der Menſchheit gegeben, die Herden, auf deren Haupt die Erinnerungen ſo vieler glorreicher Jahrhunderte wie eine Krone glänzten. Und ſie waren verbannt und geächtet. Sie beſaßen nur noch ihren Degen, dieſe Ritter des göttlichen Rechtes und alles Adelthums, dieſe Männer und Helden der Idee, welche ſeit tauſend Jahren die abendländiſche Welt getragen und gefeſtet hatte. Wie erſchienen ſie nun doppelt groß, wie riſſen ſie nun das ganze Leben des jungen Mädchens zu Bewunderung, zu tief innerſter Theilnahme hin!

Und dieser Condé vor allen, dieser Mann mit den dunkeln, blitzenden Augen und der verführerischen Lippe, dem großen, offnen Herzen und der freien Seele — Leonore hätte aus schwärmerischer Begeisterung seinen Namen in die verschwiegene Nachtluft rufen mögen, während sie die Hand auf das fieberisch pochende Herz drückte. —

Endlich schlummerte sie ein, und als sie erwachte, stand die Sonne hoch am Himmel. Ihr erster Blick fiel auf einen großen Blumenstrauß, der vor ihr in der Brüstung des offenen Fensters lag. Sie ergriff ihn — ein Billet fiel daraus, das sie hastig aufriß und las. Es lautete:

„Theure Leonore.

Ich bin in Verzweiflung. Von diesem Tage erwarte ich das Glück meines Lebens, und nun erhalte ich vom Grafen von Artois den Befehl, mich sofort nach Coblenz zu begeben, wo ich den ganzen Tag beschäftigt sein werde. Und doch muß ich Sie sprechen. Ich werde Abends zurück und um zehn Uhr an der Statue des Schlummergottes neben dem Weiher im Parke sein. Wollen Sie, daß ich leben soll, o so versagen Sie nicht! Unterdeß — fürchten Sie Artois. Bis in den Tod Ihr

Louis de Bourbon."

Leonore war heftig erschrocken. Ihr jungfräulicher Stolz empörte sich bei der dreisten Leidenschaftlichkeit des Mannes, der solche Zeilen an sie zu richten wagte. War etwas in ihrem Betragen gewesen, das ihn dazu berechtigt? Und weshalb sollte sie Artois fürchten? Das beunruhigte sie auch. Sie sollte ja nur noch wenige Augenblicke im Schlosse sein. Dann kam ihr Bruder, um sie abzuholen. Wie konnte sie deshalb Condé ein Rendezvous geben?

Das Kammermädchen der Frau von Breteuil kam her-

ein, beſchwert mit einem Carton, der in der Frühe angekommen; er enthielt Kleider Leonorens, welche Joſeph ſeiner Schweſter herüberſandte, welche nur ihren von der Schwägerin entliehenen Ballſtaat bei ſich hatte. Die Zofe bot ihre Dienſte bei der Toilette an und führte Leonoren dann zu ihrer Herrin, um mit dieſer die Morgenchokolade zu nehmen.

Wie haben Sie geruht? fragte die freundliche alte Dame, als Leonore bei ihr eintrat — ſetzen Sie ſich, theures Kind — der Graf hat ſchon zweimal hergeſchickt, um ſich nach Ihnen zu erkundigen — wiſſen Sie, daß es zehn Uhr iſt?

Zehn Uhr? Und mein Bruder noch nicht da?

Es iſt merkwürdig, wie Sie ausſehen! So friſch, ſo blendend — keine Spur von Ermüdung mehr — Sie ſind ein wahres Wunder der Natur. Es iſt leicht begreiflich, daß Sie alle Männerherzen hinreißen. Der Graf iſt rein toll — und darauf können Sie ſich etwas einbilden — wäre er auch nicht nach dem Könige von Frankreich der vornehmſte Mann, ich darf wol ſagen, der Welt — er wäre immer der ſüperbſte Cavalier!

Frau von Breteuil ergoß ſich nun in einen Strom von Lobeserhebungen des Grafen von Artois. Sie hatte eine höchſt geläufige Zunge. Sie plauderte in einem fort, ſie ſchüttete endlich in Leonorens Buſen allen ihren Kummer aus. Was hatte ſie auch nicht leiden müſſen, die arme Frau, ſeit ſie Frankreich verlaſſen! Das Unglück hatte begonnen mit dem herzbrechenden Tode Coco's ihres Affen, der am Tage nach dem 14. Juli, der Erſtürmung der Baſtille, geſtorben war, ganz gewiß aus Zorn über die Frechheit des ſo plötzlich emancipirten Pöbels. Dann war ihr ein Garten mit zwei ſchönen Gewächshäuſern demolirt worden, weil man ein Beet mit blühenden Lilien durch das Gitterthor hatte ſchimmern ſehen. Auch hatte das Volk bei

dieſer Gelegenheit ihren Gärtner erdroſſelt, der ſich zur Wehre geſetzt, worüber Frau von Breteuil ſich noch am erſten tröſtete, weil ſie ihn doch hatte abſchaffen wollen, da er es nie dahin gebracht, ihr die Artiſchoken ſo zeitig zu liefern, wie die Herzogin von Luynes ſie auf die Tafel bekam. Pour comble de malheur aber hatten die Jakobiner ihren Schooshund Zaire als Ariſtokraten mit den Beinen an einen Laternenpfahl aufgehängt, weil das arme, liebe Thier aus ihrer Equipage heraus einen Trupp Sansculotten angebellt, als ſie ihn hatte ſpazieren fahren laſſen, um die freie Luft zu genießen. Da hatte ſie es nicht mehr ausgehalten und war emigrirt, und nun ſaß ſie hier, in einem miſerablen deutſchen Landſchloß mit ſeinem chetiven Park, von der Gnade eines deutſchen Fürſten lebend, der die Niedrigkeit gehabt hatte, ihr nicht einmal einen Theil ſeines Marſtalls zu ihrem Gebrauch herüberzuſenden, der ſich endlich in allen Dingen als einen höchſt knauſerigen Juden zeigte, wenn er auch ein Erzbiſchof und Kirchenfürſt war; und wenn ſie nicht wüßte, daß das Emigrantenheer da ſei und nächſter Tage in Frankreich einrücken werde, um Zairens beweinenswerthen Tod im Blute einer Million gottverfluchter Jakobiner zu rächen, ſo würde ſie ganz außer ſich ſein. So plauderte Frau von Breteuil und hörte nicht auf, bis ein Diener eintrat und meldete, daß das Frühſtück ſervirt ſei.

Frau von Breteuil begab ſich mit Leonoren in den Speiſeſaal. Mehrere Herren traten ihr entgegen und umgaben ſie. Ein gewiſſer Uebermuth in ihrem Weſen, etwas, das wie ſpöttiſches Lächeln ausſah, begann Leonoren zu verletzen. Aber nach wenig Augenblicken flog eine Flügelthüre auf, der Ruf: Son Altesse royale! tönte durch den Saal, die Anweſenden bildeten in ehrfurchtsvoller Haltung ein Spalier und verbeugten ſich tief, als der Graf von Artois an ihnen vorüberſchritt, um ſich an einem oben im Saale aufgeſtellten

erhöhten Tische niederzulassen. Er frühstückte allein, während die Uebrigen an einer größeren Tafel Platz nahmen. Leonore war erstaunt über die Strenge der Etiquette, welche alle Bewegungen regelte, und die doch so übel angebracht war bei einer Schar beraubter Flüchtlinge: aber noch weit mehr war sie erstaunt über die Gespräche, welche rechts und links von ihr geführt wurden. Sie sah, daß Frau von Breteuil durchaus nicht eine Thörin auf ihre eigene Rechnung war, wie sie geglaubt hatte, sondern daß alle diese Menschen in gleichem Tone redeten. Man moquirte sich auf's grausamste über die deutschen Gäste, welche am gestrigen Abende sich eingefunden, obwol sie Aeltern, Brüder, Schwestern der Anwesenden großmüthig unter ihr Dach aufgenommen hatten und eine verschwenderische Gastlichkeit gegen dieselben übten. Die Damen beklagten sich über die lächerlichsten Lappalien, die sie entbehren mußten. Der einen fehlte ein Saffiankissen, und die andere war in Verzweiflung, daß sie ihren Beichtvater und ihren Canarienvogel nicht bei sich habe; eine gutmüthig aussehende dicke Vicomtesse war trostlos, daß ihr Lieferant von Poudre à la Maréchale und Odeurs dem execrablen Dumoulins Zimmer vermiethet habe, und daß sie nun, wenn sie nach einigen Wochen im Gefolge der Armee nach Paris heimkehre, ohne ihr bewährtes Arom sein werde. Nur einige wenige Männer waren da, auf deren Gesichtern der Schatten einer ernsten Trauer lagerte und auf sie und auf Artois heftete Leonore ihre Blicke, um nicht aus ihren Himmeln zu fallen. Sie ahnte es nicht, wie viel noch in diesem emigrirten Grafen von dem Prinzen von Frankreich steckte, der unter anderen Streichen vor nicht langer Zeit die „Salzmagazine des Königs" hatte öffnen lassen, um mitten im Sommer sich das Vergnügen einer künstlichen Schlittenbahn zu machen, die von Marly bis nach Rambouillet reichte!

Der Graf hob die Tafel auf. Leonore wurde immer unruhiger, weil ihr Bruder nicht kam. Ihre Frage nach ihm schnitt Artois ab, indem er ihr den Arm bot, um sie in den Hof zu führen, wo ein paar angespannte Wagen hielten. Man wollte mit einer Spazierfahrt in's Gebirge die Stunden bis zum Diner am späten Abend hinbringen.

Aber ich darf mich nicht entfernen. Jeden Augenblick kann mein Bruder kommen; es ist unmöglich, Hoheit!

Was ist unmöglich einer Schönheit, wie die Ihrige, Mademoiselle — Ihr Bruder weiß Sie gut aufgehoben — er wird warten, wenn er kommt!

Der Graf hatte ihren Arm gefaßt und hob sie in den Wagen. Nach ihr half er Frau von Breteuil hinein, setzte sich zu ihnen und der Wagen rollte davon.

Das Ziel der Spazierfahrt sollte eine Ruine am andern Ufer der Mosel sein. Nachdem man etwa eine Stunde gefahren, verließ man die Wagen, um sich in einem Nachen über den Fluß setzen zu lassen und die übrige Strecke des Weges zu Fuß zu machen. Leonore athmete froh auf, als sie den Wagen verlassen konnte. Während der ganzen Fahrt hatte Frau von Breteuil geschlafen, oder sich schlafend gestellt, und Artois war Leonoren während des Tete a Tete, das daraus folgte, immer unheimlicher geworden. Er war ihr immer näher gerückt, er hatte nicht aufgehört, ihr die übertriebensten Schmeicheleien zu sagen, und in seinem ganzen Wesen einen spöttischen Uebermuth verrathen, eine sieggewöhnte Unverschämtheit, die Leonoren empörte und der sie doch weder recht zu antworten, noch sich zu entziehen vermochte — so sehr imponirte ihr noch immer der Rang und der Name des Mannes, der sie demüthigte.

Auch während man den Pfad zu der Burgruine hinanstieg, war er fortwährend an ihrer Seite. In der Ruine ließ er ihren Arm nicht fahren, und was Leonoren am

meisten beängstigte, war der Umstand, daß Frau von Breteuil auf halbem Wege zurückgeblieben, weil ihr die Höhe zu steil, und daß das übrige Gefolge sich wie geflissentlich fortwährend entfernt hielt. Endlich sah Leonore sich in einem runden, ziemlich wohlerhaltenen Thurmgemach ganz allein mit dem Grafen und dieser zog die einzige, durch starke alte Beschläge vor dem Auseinanderfallen bewahrte Thüre hinter sich zu.

Ma foi, sagte Artois, den Arm um ihre Taille schlingend, ich bin nie mit einem schönen Kinde allein, ohne in der ersten Viertelstunde eine Gunstbezeugung, oder eine Ohrfeige erhalten zu haben! Leonore ist mir zu gut, um mir die letztere zu geben.

Er zog sie an sich und wollte sie küssen.

Monseigneur! rief Leonore aus und suchte sich, glühend vor Zorn, loszureißen.

Er ließ sie fahren und sah sie mit funkelnden Blicken an. Sie war wunderbar schön in ihrem Zorn, wie ein beleidigter Cherub.

Du bist magnifique, blendend! sagte er und nahte sich ihr wieder.

Rühren Sie mich nicht an, oder —

Quelle niaiserie!

Er umschlang sie wieder; sie stieß ihn zurück.

Ich werde um Hülfe schreien!

Man wird dir nicht helfen!

Wenn Sie mich beleidigen — mein Bruder wird Sie tödten!

Artois lachte. Dein Bruder? er ist vernünftiger als du. Er weiß, was ich für ihn thue, wenn du meine Freundin wirst.

Leonore hatte sich abermals losgerissen, aber im Ringen war ihr das Billet Condé's aus dem Busen gefallen.

Artois nahm es auf; sie konnte ihn nicht daran verhindern, denn ihre Knie wankten so, daß sie sich an der Mauer stützen mußte, um sich aufrecht zu erhalten.

Die letzten Worte des Grafen hatten ihr einen Dolch in's Herz gestoßen.

Artois las das Billet. Dann lachte er laut. Jetzt begreife ich deine Sprödigkeit! Condé, dieser abscheuliche Spitzbube hat mir dein Herz gestohlen. Aber du thust sehr unklug, ihm zu gläuben. Das ist nichts als ein Complott gegen mich. Als ich dich zuerst gesehen hatte, Leonore, und mit ihm heimfuhr, war ich so unvorsichtig, meine Bewunderung für dich zu lebhaft auszusprechen. Aber, was willst du? Wenn das Herz voll, fließt der Mund über. Ich wette, in demselben Augenblicke auch hat dieser Schelm von Condé beschlossen, dich mir zu entführen. Liebst du ihn? Seid ihr deutschen Mädchen so leicht erobert? o pfui!

Leonorens Fassung war am Ende. Entrüstet rief sie aus: Ich glaube, Sie predigen Moral — in diesem Augenblicke — nein, Monseigneur, die deutschen Mädchen sind nicht leicht erobert, und am wenigsten von einem eiteln Thoren, der sich für unwiderstehlich hält, einem Menschen ohne Loyalität und Sitte, einem Unverschämten, wie Sie!

Verfluchter Condé — das ist dein Werk! Artois knirschte mit den Zähnen und setzte hinzu: Du bist eine Thörin, ich schwöre es dir — Condé betrügt dich, du wirfst dich weg, indem du das Werkzeug seiner Rache wirst — er kann immer noch nicht vergessen, was ich seiner Frau auf dem Maskenball zu Versailles gethan, und seitdem —

Er ist verheirathet? schrie Leonore auf und Todtenblässe überzog ihr Gesicht.

Dieser Ausruf ermuthigte Artois wieder.

Das wußtest du nicht? ja, thörichtes Kind, er ist freilich verheirathet, mit Niemand Geringerem, als meiner sehr

ſchönen Couſine Louiſe Marie Thereſe Bathilde von Orleans — er hat dir am Ende gar verſprochen, dich zu heirathen? ha, ha, ha — nun ſiehſt du, daß er ein Lügner iſt! —

Leonore hatte ihr bleiches Geſicht in ihren Händen geborgen. Artois ergriff noch einmal ihren Arm.

Fort — ſagte ſie — verſperren Sie mir nicht länger den Weg — oder ich werde Ihnen etwas ſagen, das mir ihn frei macht!

Und was wirſt du mir ſagen, zürnende Diane?

Leonore war auf's Aeußerſte gebracht. Sie fühlte eine Kraft des Zornes in ſich, als ob ſie den dreiſten Roué mit dem impertinenten Lächeln erdroſſeln könne.

Daß du und deine Landsleute mich in einen Abgrund von Schande haben blicken laſſen, von dem mein Herz nichts ahnte, daß ich jetzt den Sinn von Reden verſtehe, die ich für Phraſen lächerlicher Schwindler hielt; ja, mir iſt, als ſähe ich ſie jetzt, die weltentiefe Kluft von Elend, Schmach und Frevel, die du und deinesgleichen unter dem Boden der Menſchheit ausgehöhlt haben ſollen! Ich begreife jetzt eure Revolution. Sie will jene Kluft füllen und nimmt dazu eure Rechte, eure Anmaßungen, eure vom Volke erpreßten Schätze, eure Leiber ſelbſt, eure Köpfe! Wehe über Euch Frevler: wie viel Köpfe, wie viel Jahre voll blutiger Arbeit wird ſie bedürfen, den unermeßlichen Abgrund zu füllen, die Dämonen da unten zu erſticken, deren Erzeuger Ihr wart! Und du ſtehſt lachend da in deinem Uebermuthe, du Thor, und ahnſt nicht, daß an dir und deinen Brüdern die Sünde der Jahrhunderte gerächt wird, daß über dir der Fluch der Menſchheit ſchwebt, daß er dich verfolgen und umtreiben wird durch alle Welt, das raſtlos wandernde Geſpenſt der Ruchloſigkeit deiner im Grab verfluchten Ahnen!

Die Worte ſprudelten über Leonorens Lippen, ohne daß

sie selbst fast wußte, was sie sagte — ihr Zorn wirkte wie eine Eingebung von oben. Sie schritt stolz, marmorbleich, wie eine Erscheinung an Artois vorüber, riß die Thüre auf, flog einige verfallene Stiegen hinab und verließ, ohne irgend Jemanden von dem Gefolge des Grafen zu begegnen, die Ruine. Ein Fußsteig führte hinter der Burg in den Wald, der die Berghöhen bedeckte. Ihm folgte sie und war nach wenig Augenblicken im Gebüsch verschwunden.

## VIII.

Sehen wir uns jetzt, während so Leonore verzweifelt ihr Heil in der Flucht sucht, nach ihrem Bruder um.

Nachdem Joseph, wie wir oben erzählt haben, die ganze Wahrheit über die Lage seiner Familie erfahren, hatte er sich ein heiliges Gelöbniß auferlegt, das Haus seiner Väter wiederzuerwerben, koste es, was es wolle. Wie oft waren nicht aus der fernen Fremde, weit über's Meer, die Blicke seines Geistes zurückgekehrt zu diesem väterlichen Dach mit seinen Wappen und kleinen Thürmen und Giebeln, an die sich Alles knüpfte, was von Stolz in seiner Seele war. Und in der Erinnerung an diesen Adelsitz, den die Phantasie ihm weit größer, stattlicher, imponirender malte, als er sich in den Blicken eines Fremden je gespiegelt haben würde, lag Trost, Erquickung, Erhebung für Joseph in den demüthigendsten und drückendsten Lagen seiner abenteuerlichen Fahrt; ihn zu verlieren, das schien ihm ein Schlag, als wenn der Herold sein Wappen zerbreche, als wenn sein Name begraben werde und ausgetilgt für alle Zeit, als wenn er nun nichts mehr sei, als der heimatlose Adoptivsohn eines — Kaufmanns!

Er hatte für's erste das Herrnhaus von Windschrot gemiethet, und da er mit Geld reichlich versehen war, so wurde

es ihm leicht, jede Ahnung der Wahrheit von seiner jungen Frau entfernt zu halten und ihrer ferneren Bewirthung einen Anstrich von angemessenem Wohlstand zu geben.

Auf dem Feste der Emigranten war Frau von Breteuil es gewesen, welche ihn sondirt hatte, um seine Gesinnungen in Beziehung auf das „Glück" kennen zu lernen, welches Leonore in den Augen Karl's von Artois gemacht hatte. Was man durch das Geplauder des Kastellans von Schönbornslust über die Verhältnisse der Windschrot erfahren, war hinreichend, Artois den Entschluß fassen zu lassen, nicht allein Condé zum Trotz Leonorens Eroberung zu machen, sondern auch sie als erklärte Freundin bei sich zu behalten. Die Andeutungen der Frau von Breteuil in diesem Sinne empörten Joseph im ersten Augenblick. Aber er verbarg seine Entrüstung und fing an zu rechnen und endlich warf der ungemessene Ehrgeiz, der leidenschaftliche Stolz seines Herzens das entscheidende Gewicht in die Wagschale. Artois' Vermittlung — das war der kürzeste, der beste, ja, der einzige Weg, auf welchem seine alte angestammte Baronie wiederverlangt werden konnte; und hing er nicht an ihr, daß er eher seine Seele dem Bösen, als sie dahingegeben hätte? Eher sterben, sagte er und fluchte dabei, um seine brutale Energie zu erhitzen — als wie ein Habenichts schamroth mit einer geldstolzen Frau zu den geldstolzeren holländischen Muhmen und Oheimen zurückzukehren!

Er traf ein Abkommen mit seinem Gewissen. Er willigte in nichts, als daß seine Schwester einige Zeit bei Frau von Breteuil zum Besuch zurückbleibe. Für diese Gefälligkeit wollte Frau von Breteuil den Grafen von Artois zu einem dringenden Schritte bei dem Kurfürsten veranlassen, auf daß dieser die Baronie Windschrot ihrem ehemaligen Erben gegen Erstattung der Kaufsumme wieder ausliefern lasse. In der That schrieb auch noch am Morgen nach dem

Feſte, während Leonore noch ſchlief, Artois einen Brief in dieſem Sinne an den Herrn von Dominique, den alles vermögenden Miniſter des Kurfürſten Clemens Wenzeslaus zu Trier.

Joſeph hatte allein, zu Fuße, den Heimweg von dem Schloſſe der Emigrirten nach Windſchrot zurückgelegt. Was er dachte und empfand während ſeiner nächtlichen Wanderung, iſt ſchwer zu ſagen. Aber gewiß iſt, daß er die beiden folgenden Tage in höchſt düſterer und ungeſelliger Laune war. Er ging unruhig umher, er blieb keine Viertelſtunde an derſelben Stelle und war ſo barſch, ſo ſchwarzgallig, daß er Chriſtinen immer unheimlicher wurde und ſie am Ende ihn ſchüchtern bat, er möge mit ihr heimkehren, da es ihr durchaus nicht in Windſchrot gefalle.

Gefällt es dir nicht hier, Chriſtine? ich bedauere es, aber ich kann dir nicht helfen! Es iſt unmöglich, auf all deine einfältigen Capricen Rückſicht zu nehmen. Wir werden nach dem Tode deiner Aeltern immer in Windſchrot leben — darauf mach dich gefaßt!

Während Joſeph ſo zu ſeiner Chriſtine ſprach, und zwar in einem Tone, den die arme kleine Frau zum erſten Male in ihrem Leben von ihm hörte — es war gegen die Abendzeit des zweiten Tages nach dem Feſte — öffnete ſich die Thüre und ein Fremder trat in das Zimmer.

Der Mann war bejahrt, bleich und hager, hoch von Wuchs, aber durch das Alter bereits etwas gekrümmt. Sein Antlitz war tief durchfurcht, heftige Leidenſchaften und Begierden, die furchtbar in dieſen urſprünglich ſchönen Zügen gehauſt haben mußten, hatten ihre Spuren darauf zurückgelaſſen. Zudem war das Geſicht entſtellt durch einen abſcheulichen grauen Stoppelbart, während das Haar lang und wirr um ſeinen Kopf hing. Seine Kleidung war abgeriſſen und beinah zerlumpt.

Wer hat den Bettler hereingelaſſen? Fort mit Euch! rief Joſeph zornig.

Sephchen — mein Söhnchen — kennſt du mich nicht mehr! ſagte der Fremde und wollte die Hand Joſeph's ergreifen.

Dieſer ſtand bleich, zitternd, wie an den Boden genagelt.

Der alte Baron Windſchrot — denn Niemand anders als er war es — zeigte ſich dadurch nicht aus der Faſſung gebracht. Daß ſeine Angehörigen bei ſeinem Erſcheinen Zeichen unangenehmer Ueberraſchung verrathen, war ihm ſchon öfter in den letzten Jahren ſeines rühmlichen Lebenslaufs vorgekommen. Er ſuchte dann immer durch deſto größere Heiterkeit zu beweiſen, daß er ſich durch ſo etwas nicht beleidigt fühle, ſondern daß er es in äußerſter Menſchenfreundlichkeit ganz überſehe und vergebe. Es war gewiß liebenswürdig von dem alten Manne, ſo viel Selbſtverleugnung und Gutmüthigkeit den Schwächen und Unarten ſeiner Lieben gegenüber zu beweiſen. Aber Joſeph ſchien kein Gefühl dafür zu haben.

Um Gottes willen — was wollt Ihr hier?

Was ſollt ich wollen, Söhnchen? Dich wieder ſehen, dich meiner vollen Verzeihung verſichern. Du haſt dich gewiß danach geſehnt, guter Junge! ich kann es mir denken! Ja, Joſeph, mein Sohn, mein theurer Sohn, ich bringe dir meinen vollen Segen!

Chriſtine, entferne dich — ſagte Joſeph zu ſeiner Frau.

Iſt das deine Frau, Joſeph? ein allerliebſtes Geſchöpf — bleib, bleib, meine gute Tochter — ſagte der Alte und wollte ihre Hand küſſen.

Chriſtine war zu Tode erſchrocken — ſie hatte genug verſtanden, um ſich einer Ohnmacht nahe zu fühlen, und hatte nicht die Kraft, aufzuſtehen und das Zimmer zu verlaſſen.

Joseph trat zwischen sie und seinen Vater und sagte barsch:

Laßt sie, Vater — Ihr erschreckt sie.

Nun, wenn sie so schreckhaft ist, meinetwegen; aber morgen muß sie mir einen Kuß geben!

Er ließ sich in einem Armsessel nieder, legte Hut und Stock auf den Tisch vor sich hin und plauderte weiter.

Laß mir Essen und Trinken holen, Joseph. Ich komme direct aus dem Cachot — nun, was hast du?

Joseph stampfte auf den Boden — daß der Alte nun gar noch dieses vermaledeite französische Wort gebrauchte, welches auch Christine verstand, der es ein lautes Oh! des Entsetzens auspreßte! Es war um aus der Haut zu fahren!

Dann, wenn ich mich gestärkt habe, will ich dir danken für das, was du an mir gethan, lieber Sohn. Der Kurfürst — dieses blutige Ungeheuer von einem Tyrannen — ließ mir sagen, als mir diesen Morgen die Freiheit angekündigt wurde: auf die Verwendung des Grafen Artois für Restitution der Domäne Windschrot an dich könne er nicht eingehen; um aber dem Grafen von Artois seine Gefälligkeit zu beweisen und besonders auch aus Egards gegen dich und die natürlichen Wünsche deines kindlichen Herzens habe er in landesväterlicher Milde beschlossen, meine Untersuchungssache niederzuschlagen und mir die Freiheit zu schenken! Da hab' ich mich denn auf die Strümpfe gemacht — et me voilà, theurer Sohn! Du wirst entzückt sein über diese glückliche Abwickelung meiner verdrießlichen Processsache.

Joseph antwortete nichts. Er war niedergeschmettert. Seine kleine Christine verstand denn doch Deutsch genug, um die ganze Situation zu durchschauen: und war es nicht, als ob der böse Feind den schrecklichen Papa antrieb, so viel französische Worte als möglich zu gebrauchen, wie um ihr das Verständniß erst recht leicht zu machen!

Aber wo iſt Leonore, Joſeph? fragte jetzt der alte Herr.

Joſeph antwortete nicht.

Wo iſt meine Tochter? wiederholte Baron Windſchrot ſehr laut.

Chriſtine, der Leonorens lange Abweſenheit längſt räthſelhaft geworden, ſah ihren Gatten mit dem Ausdruck größter Spannung an.

Sie iſt in Schönbornsluſt, wo ſie bei einer Dame zum Beſuch geblieben, gab Joſeph mürriſch zur Antwort.

In Schönbornsluſt — in dem Emigrantenneſt? in der Herberge der Frivolität, dem Refugium der Tyrannei? Weißt du, daß die ſchlangenhaarige Verruchtheit dieſer Capets und wie ſie heißen mögen, mit ihrem Haupte an die Wolken ſtößt? rief der alte Jakobiner aus. Das iſt kein Aufenthalt für ein ſo ſchönes Geſchöpf! Joſeph, was ſoll Leonore in der Höhle des Löwen! gib mir Rechenſchaft. Weshalb verwendet dieſer Artois ſich für dich und meine Freiheit? He? Antwort!

Joſeph war immer bläſſer geworden: er konnte ſich nicht länger bezähmen — weshalb auch — er war ja ganz, ganz entlarvt, umſonſt hätte er verſucht, ſeiner Frau noch irgend etwas zu verhehlen. So warf er jede Rückſicht ab.

Vater, ſchrie er wie im furchtbarſten Zorne — Ihr verlangt Rechenſchaft, von mir Rechenſchaft, den Ihr elend gemacht habt? — Ihr fragt nach Eurer Tochter, die das Opfer Eurer ungeheuern —

Der Alte erhob ſich, begrub beide Hände in den Seitentaſchen ſeiner Beinkleider, intonirte mit lauter Stimme den unſterblichen Geſang:

**Allons enfans de la patrie**
**Le jour de gloire est arrivé —**

und verließ das Zimmer, um ſich in Küche und Vorrathskammer jetzt ſelbſt nach einer Erquickung umzuſehen. Er fand

auch bald, was einen hungrigen Wanderer befriedigen konnte. Ueber den Anrichtetisch in der Küche gebeugt, auf dem ein kalter Rehziemer alle seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, schien er Sorge und Müdigkeit vergessen zu haben. Plötzlich hörte er hinter sich einen lauten Schrei ausstoßen. Er wandte sich um — Gertrude stand da, zu Tode erschrocken über seinen Anblick, aber gerötheten Gesichts, bestaubt wie von langer Wanderung, helle Schweißtropfen auf der Stirn.

Herr im Himmel — was ist das — Sie, gnädiger Herr — Sie hier?

Nun ja — ist das solch ein Wunder, daß ich in meinem eigenen Hause bin?

Gertrude athmete tief auf.

Verzeihen Sie, ich war nur so überrascht — ich konnte es nicht denken — ich bin so außer mir — stellen Sie sich vor, das Fräulein ist fort — ganz fort — Niemand weiß, wo sie ist —

Leonore — meine Tochter?

Als sie so lange ausblieb, dachte ich, sie könne doch nicht ohne mich und ohne meine Hülfe sein, — darum machte ich mich auf nach Schönbornslust — und nun denken Sie sich meinen Schreck — als ich ankomme, höre ich, sie ist fort, seit gestern Nachmittag — auf einer Spazierfahrt hat sie die Emigranten verlassen und jeder glaubt, sie sei nach Hause zurückgekehrt — die sind alle ganz unbesorgt um sie — aber ich meinte, ich sollte in den Boden sinken, als ich das hörte!

Erschrocken sprang der alte Baron in die Höhe und eilte zu Joseph zurück, um ihm die beunruhigende Nachricht mitzutheilen.

Da sieh, Junge, was du angerichtet hast, platzte er heraus — das arme Geschöpf hat sich am Ende verirrt, oder aus Verzweiflung in die Mosel gestürzt! Gott steh dir

bei, wenn mein Argwohn ſich beſtätigt, wenn du eine Intrigue eingefädelt haſt, welche das Mädchen in den Tod trieb. Ich würde dich erdroſſeln, Bube, mit meinen eigenen alten Händen!

Wir müſſen es zur Ehre Joſeph's bekennen, daß er über ſeine Schlechtigkeit in dieſem Augenblicke die tiefſte Reue empfand. Eine Angſt bemächtigte ſich ſeiner, wie er in ſeinem Leben nicht gefühlt.

Vater, Vater! rief er, an allen Gliedern zitternd — ſprecht nicht ſo furchtbare Worte aus — ich läge ja zehntauſendmal lieber ſelbſt auf dem Grunde des Stroms!

Er ſtürzte hinaus, in's Dorf, er ſandte Boten aus, zuerſt einen in das Stift zur Tante, dann nach allen Richtungen — beſonders dem erſten aber ſandte er ſeine Hoffnungen nach — Leonore mußte ſich zu ihrer Tante begeben haben — das war ja das natürlichſte!

Und doch brachte er eine fürchterliche Nacht, eine Nacht voll Sorge, voll Gewiſſensqual, voll Verzweiflung zu!

Endlich dämmerte der Morgen — aber er brachte keine Spur der Verſchwundenen. Chriſtine war in Thränen aufgelöſt. Der Alte fluchte. Joſeph ging umher wie ein Geſpenſt. Der Mittag kam, der Abend. Die Boten kehrten heim, einer nach dem andern — jedem folgenden ſchlug das Herz Joſeph's in ſtürmiſcherer Erwartung entgegen — aber keiner brachte Nachricht. Niemand hatte Leonoren geſehen — der letzte Bote kam — auch bei der Tante war ſie nicht!

Du haſt ſie ermordet — ſchrie der Alte und knirſchte drohend mit den Zähnen.

Joſeph ſtieß einen Schrei aus und ſtürmte fort, trotz Dunkelheit und Nacht. Er wollte zu Artois.

## IX.

Wo war Leonore?

Sie war nach ihrer Flucht lange fortgewandert, ohne zu ermüden. Sie folgte dem Fußpfade, den sie eingeschlagen und der durch den Wald in einer Richtung führte, in welcher ihr Windschrot zu liegen schien. Zorn und Entrüstung trugen sie und ihr Fuß hob sich elastisch und federkräftig zu raschen Schritten. So war sie gewiß eine gute Stunde weit gekommen. Da fühlte sie, daß ihre Kräfte sie plötzlich und vollständig verließen. Und mit der Abspannung bemächtigte sich eine grauenhafte Trostlosigkeit ihrer Seele. Auf einem gefällten Baumstamme ausruhend, blickte sie thränenlos, aber Verzweiflung im Herzen, auf das gelbe Moos zu ihren Füßen. Ihr Inneres war zerrissen, ihr Stolz zu Boden getreten, der reine Schmelz ihrer Jungfräulichkeit von der Sünde angehaucht — es stand kein Götterbild mehr im Tempel ihres Herzens, das nicht von seinem Throne gestürzt, das nicht als eitel Thon zu Staub und Scherben zerschmettert wäre!

Sie hatte nichts, nichts auf Erden mehr, das sie nicht verachten mußte!

Dieser Bruder! Und wie hatte sie ihn geliebt, was nicht für ihn gethan, geopfert, geduldet — welch ein Mensch war er!

Diese Helden in der vollen Glorie, welche ihr poesiedurstiges Herz um ihre Häupter geschlungen — diese Söhne des heiligen Ludwig — sie hatten das gleißende Scharlachkleid abgeworfen — und standen nun da, jammervolle Wichte, zu erbärmlich, um nur mit Anstand den Fluch tragen zu können, den ein ganzes Volk ihnen nachschleuderte.

Und ihr Vater!

Und sie selbst! so adelstolz und doch — auf welchem

Boden aufgewachsen! so hochfliegend in ihren Gedanken, und jetzt so gedemüthigt!

Es ging eine ganze Welt vor ihren Augen in Trümmer, die Welt ihres Herzens, die Welt ihrer Liebe. Leonore durchlebte eine furchtbare Stunde.

Der Tag neigte sich zu Ende. Es ward tiefe Dämmerung im Walde. Leonore sah auf und erschrak. Wohin sollte sie sich wenden? Ihr graute vor dem Heimkehren nach Windschrot. Sie wollte ihren Bruder nicht wiedersehen — nie, nimmer! Aber wo sollte sie die Nacht bleiben, um den Tag zu erwarten, an dem sie sich zu ihrer Tante flüchten wollte?

Ihr Seelenschmerz war zu groß, als daß er sich hätte durch Thränen erleichtern können; aber was er nicht vermochte, vollbrachte die mädchenhafte Angst, welche sich jetzt ihrer bemächtigte; sie begann zu weinen, stieß einen Hülfeschrei aus und begann dann mit dem Rest ihrer Kraft auf dem Fußsteige, den sie gekommen, weiter zu eilen.

Plötzlich blieb sie stehen. Sie war zu Tode erschrocken über ein lebendes Etwas, das in geringer Entfernung vor ihr im dichten Unterholz stand und sich bald erhob, bald niederduckte — es kam auf sie zu — es sprang, es hüpfte — ein wunderliches Wesen, eine Alraungestalt — da stand es vor ihr.

Heda, wer ist das? rief es — Leonore erkannte in diesem Augenblick den wunderlichen Alten, den der Förster in seinem Dienste hatte.

Bertram pfiff, daß es durch die Waldung gellte; gleich darauf schlug in der Ferne ein Hund an.

Gott steh uns bei, sagte der seltsame Bursch; Sie sind das, Fräulein? Sie? — Was hab' ich nicht schon erlebt im Walde: manches sonderbare Geschöpf, bei dem der Mensch sich kreuzigt und das er still gehen läßt; aber ich habe mich nie

lber solch einen stummen Waldgänger so verwundert, wie ich etzt thu.

Du hast wohl recht; ich habe mich verirrt im Walde. eig mir den Weg nach irgend einem Hause.

Das will ich thun, Fräulein. Meine Marderfallen sind n Ordnung. Wir haben nur fünf Minuten bis zu Haus.

Zu welchem Hause?

Zum Forsthause!

Dahin kann ich nicht mit dir gehen —

Leonore wurde unterbrochen. Ein schöner Wolfshund am durch's Gebüsch gesprungen, sein Herr folgte bald arauf und Philibert stand vor ihr. Er sah sie so verwundert an, daß er kein Wort hervorbrachte.

Verirrt, Herr, sagte Bertram — wir müssen sie im orsthause einquartiren, aber sie will nicht, das Fräulein!

In der That — aber wenn Sie nicht wollen — stotterte hilibert verwirrt.

Geben Sie mir Ihren Arm — ich bin todtmüde, sagte eonore — ich fühle, ich kann nicht anders, als Ihre Gastreundschaft in Anspruch nehmen.

So lauf, lauf, Bertram, und sag' meiner Mutter, welchen Gast wir ihr bringen, befahl der Förster. Bertram prang davon und ließ Beide allein.

Ihre Mutter ist bei Ihnen? welch großes Glück ist das! ehen wir!

Es ist in der That wunderbar, es ist mir wie ein Traum, aß ich Sie vor mir sehe, sagte Philibert, als er Leonoren en Arm reichte — ich war in diesem Augenblicke so lebhaft lit Ihnen beschäftigt — und wann wäre ich das nicht? tzte er leiser hinzu. Es war mir, als ob eine Gefahr Sie edrohe. Ich wußte, daß Sie den Tag über nicht in Windhrdt waren —

Sie sind auffallend genau über das unterrichtet, was

dort vorgeht! sagte Leonore mit schmerzlichem Lächeln — ich habe das vorgestern morgen bei Ihrem Zusammentreffen mit meinem Bruder gesehen — und ich muß Ihnen danken.

Beide schwiegen verlegen. Nach wenigen Minuten war das Forsthaus erreicht, dessen Lichter freundlich durch das Dunkel schimmerten. An der Thüre empfing sie Philibert's Mutter, eine freundliche, lebhafte Frau, im besten Alter, mit tausend Entschuldigungen für Alles, was ihr mangle, einem solchen Gaste Ehre zu erweisen. Für Leonore war sie ein großer Trost. Diese ergab sich nun gern in ihr Schicksal, das sie in die Wohnung des jungen Mannes geführt — ja, es lag ihr etwas Beruhigendes, Trostreiches darin, in Philibert's Nähe zu sein. Sie weigerte sich aber, sein Zimmer zu betreten, und ließ sich am flackernden Herdfeuer nieder; Philibert setzte sich ihr gegenüber. Er blickte schweigend bald auf sie, bald in die Flammen. Keine unbescheidene Frage kam über seine Lippen. Es war ein ruhiges, stilles Bild: der kräftige junge Mann mit den edeln Zügen voll Intelligenz und Selbstbewußtsein, und das schöne Mädchen ihm gegenüber, über dessen marmorbleiche Wangen die Flamme einen rosigen Schein warf. Und doch was ging nicht vor in den Seelen beider! Philibert verrieth mit keinem Worte die stürmisch-freudige Bewegung seines Innern. Leonore wußte dem Hausherrn unendlichen Dank für dieses schonende Betragen, das ihr so wohlthat. Es war ihr, als ob seine Gegenwart, den Schmerz und den Groll, der sich in ihre Seele geklammert, aufthaue und löse. Er schien ihr so groß, so rein, so edel im Vergleich mit den Männern, die sie in diesen Tagen umgeben — sie wußte es sich nicht zu erklären — aber es lag ein Zauber für sie in seinem Wesen, der ihr nach und nach alles Andere fern rückte, was nicht er war. Sie hatte ein unendlich wohlthuendes Gefühl von Sicherheit unter seinem Dache.

Leonore fand es unmöglich, etwas von dem Mahle zu genießen, welches die Mutter Philibert's geschäftig für sie improvisirt hatte. Sobald das Zimmerchen geordnet war, in welchem sie die Nacht zubringen sollte, zog sie sich dahin zurück. Ruhend, ermüdet, zwischen Traum und Wachen schwebend, hörte sie noch lange den eintönigen Gesang des Nachtwindes, der durch die Nadeln der Edeltanne pfiff, welche vor ihrem Fenster stand. Der Mondschein lag hell auf den Waldwipfeln draußen, und wenn sie halb geschlossenen Auges in die grüne Welt voll stummen Lebens blickte, war es ihr, als schaue sie immer tiefer und tiefer in eine neue, unentdeckte, vom Fuß des Menschen nie betretene Schöpfung hinein. Da waren hohe Berge und üppige, riesenhafte Pflanzen, Blumen, Bäume, krystallhelle Springbrunnen und schmelzende, schwermüthige Stimmen niegesehener Wundervögel, die sich auf dunkeln, himmelanstrebenden Palmenästen wiegten. Eine verhaltene, ahnungvolle Stimmung, ein gedämpftes und mattes Licht, eine Spannung und Erwartung lag auf der jungfräulichen Schöpfung — da flatterte plötzlich ein Rauschen durch die Blätter von Wipfel zu Wipfel, die großen Daturaglocken und Purpurkelche läuteten, die Vögel stießen laute Schreie aus, das Licht ward strahlender und glühender — eine helle Gestalt schritt den Abhang eines Berges hinunter und bog die Zweige der Gebüsche vor sich auseinander und kam immer näher — ein „stummer Waldgänger" — wie Bertram am Abende gesagt. Er kam auf das Forsthaus zugeschritten, er nahm bekannte Züge an — es waren die Züge Philibert's — dann verwischten sie sich wieder — es war ein fremdes und dann wieder wie bekanntes Wesen, das herrschte in diesen Regionen und dem die zauberhafte Schöpfung wie einem König huldigte.

Als Leonore am andern Tage erwachte und in die morgensonnenhelle Waldlandschaft vor ihrem Fenster blickte, über

der die Erinnerung ihrer Traumgesichte schwebte, fühlte sie sich um einen tiefen und unauslöschlichen Eindruck reicher. Sie fühlte aus der Natur ein Etwas sie anwehen, welches sie früher nie empfunden. Eine Sehnsucht stieg in ihr empor nach einer innern Harmonie mit dem stillen, ruhedurchtränkten Leben und Weben der Natur. Sie hätte die nächste schöne Waldblume um ihre träumerische Bewußtlosigkeit beneiden mögen. Sie fühlte, es lag in dieser Natur eine Poesie, welche durch keine zerstörte Illusionen zernichtet werden könne. Ihre Poesie war bisher nur die der Geschichte gewesen, die Poesie des Glanzes und der Macht, welche so oft nur die Poesie des Theaters ist, und welche Leonoren in unvorsichtiger Schwärmerei an den Rand eines Abgrunds gelockt hatte. Dieser Morgen aber war der Wendepunkt ihres Lebens!

Als sie ihr Zimmer verlassen und heruntergegangen war, empfingen ihre Wirthe sie mit derselben schonenden, von aller Neugier fernen Herzlichkeit, wie am Abende zuvor. Philibert besonders schien es stillschweigend als einen ganz natürlichen Umstand zu betrachten, daß sie in seinem Hause sei. Leonore beruhigte sich von Stunde zu Stunde mehr. Es war auffallend, wie wenig endlich ihr Herz sich noch sträubte, ihm Alles anzuvertrauen, was sie ihm nothgedrungen anvertrauen mußte. Und wie hatte sie gestern noch vor diesem Augenblicke gezittert!

Sie sagte ihm, daß ihr Bruder sie auf eine Weise verrathen habe, welche es ihr unmöglich mache, zu ihm zurückzukehren: daß ihre einzige Zuflucht das Kloster ihrer Tante sei und daß sie nicht anders könne, als von ihm, Philibert, begehren, sie dorthin zu bringen, wo sie eine traurige Verirrung ihres Herzens abbüßen wolle.

Philibert hörte sie stillschweigend an und brachte kein Wort über seine Lippen, obwol er ein paar Mal zu reden

versuchte. Er ging, um Bertram nach dem nächsten Orte zu senden und von dort einen Wagen zu schaffen. Als er zurückkehrte, war sie in den Garten gegangen und hatte sich auf die Steinbank einer Geisblattlaube gesetzt, um allein zu sein, denn eine vollständige Erschöpfung fing an, sich bei ihr geltend zu machen.

Philibert machte sich in ihrer Nähe zu schaffen und wandte kein Auge von ihr. Tausend Dinge lagen ihm auf dem Herzen, die er ihr hätte sagen mögen — aber er wagte es nicht, sie anzureden — gegen die Gedanken, welche in diesem Augenblicke ihre schmerzerfüllte Seele bewegen mußten, kam ihm Alles so klein und nichtig vor, was er ihr sagen konnte — ja frivol und gefühllos sogar! Und doch hing sein ganzes Herz in diesen Dingen.

Leonore fühlte sich immer mehr unwohl. Sie zog sich zurück und war bald gezwungen, sich niederzulegen. Als der im nächsten Flecken bestellte Wagen gegen Mittag ankam, war es ihr unmöglich, sich zu erheben und abzureisen. Auch litt Philibert's Mutter, die sich voll Sorgfalt um sie bewegte, dies durchaus nicht. Leonore war in einem Zustande äußerster Nervenerschöpfung, der in ein Nervenfieber überzugehen drohte. Bertram mußte mit dem Wagen zurück, um einen Arzt aufzutreiben. Dann sollte er auch Gertruden mit den Sachen ihrer Herrin aus Windschrot holen. Er machte sich eiligst wieder auf den Weg, aber es war schon Dämmerung geworden, als er sich dem Gute näherte. Ungefähr einen Büchsenschuß weit vom Hofthore desselben kam ihm Joseph entgegengestürzt, mit allen Zeichen furchtbarster Aufregung. Bertram hielt ihn zurück und richtete seinen Auftrag aus. Joseph hörte ihn an, wie ein Verbrecher ein Begnadigungsdecret anhören mag. Stumm, aber in zitternder Hast zog er den seltsamen kleinen Waldmenschen in's Haus, rief seinen Vater herbei, und während der Jagdge-

hülfe seine Freudenbotschaft wiederholte, ließ er selbst es sich nicht nehmen, Leonorens Sachen einzupacken und ihr obendrein von Christinens Eigenthum zu senden, was er irgend willkommen glaubte.

Als Bertram und Gertrude endlich abgefertigt und auf dem Wege zum Forsthause waren, wandte Joseph sich zu Christinen und sagte mit einem Gesicht, auf dem eine stille Resignation ausgeprägt lag:

Laß einpacken, Frau — noch diese Nacht. Morgen in aller Frühe reisen wir!

In der That saß Joseph schon am Vormittage des folgenden Tages neben seiner jungen Frau, die noch immer sehr rothgeweinte Augen hatte, im Reisewagen. Einen Versuch, Leonoren wiederzusehen, hatte er nicht gemacht. Auch hat man niemals eine Sylbe wieder von ihm gehört!

Auch der alte Baron Windschrot machte sich früh am andern Tage auf die Wanderung, mit jugendlich raschem Schritte. Er begab sich in die Wälder zum Forsthause hinauf, und sein Erscheinen bewegte Leonoren so freudig, daß sich von diesem Augenblicke an die Wendung ihres Nervenleidens zur Besserung datirte. Philibert's Mutter aber widersetzte sich dennoch dictatorisch Leonorens Abreise zu ihrer Tante. Es war, als habe die freundliche Matrone, die ihren Sohn wie ihren Augapfel liebte, durchschaut, was in dem Herzen desselben vorging, und wache besorgt über seinem Glücke. Und dies Durchschauen war freilich nicht schwer — sein verändertes Wesen, seine Unruhe, seine Schwermuth sprachen deutlich genug!

Philibert, sagte sie eines Morgens, als sie allein mit ihm war und indem sie seine Hand ergriff, weshalb bist du so still und verzagt? Mein kecker Junge ist ja sonst nicht blöde! Soll ich mir denn durchaus ein Herz fassen und für dich reden?

Philibert erröthete. Nein, mein gutes Mütterchen — wenn Ihr mir Euern Segen dazu gebt —

Den hast du, Kind —

Dann will ich's selbst versuchen, ob ich's herausbringe!

Es war zwei Tage nachher. Leonore ging schon wieder an die Luft und wandelte im Garten auf und ab. Sie war sehr blaß und ihre Blicke glitten träumerisch über die Blumenkelche, in denen die Thautropfen des Morgens funkelten. Sie dachte mit tiefem Zagen an die Abreise — aus dem sichern Friedensbann, der sie hier in der Waldeinsamkeit umgab, sich loszureißen, um in die Welt zurückzukehren, das schien ihr das schwerste Opfer, welches sie dem Leben und einem unerbittlichen Schicksale bringen sollte. Sie dachte auch an Philibert. Während des Aufenthalts in seinem Hause hatte sie immer mehr liebenswürdige Seiten an diesem edeln Charakter sich entwickeln gesehen. Hinter seiner Bescheidenheit verbarg sich ein tiefer Verstand, ein warmes, sinniges Gemüth, und vor Allem rührte Leonore Philibert's liebevolles Betragen gegen seine Mutter. Nach und nach verkettete sich seine Erscheinung auf's engste mit all jener Poesie, welche ihr aus diesem stillen Waldleben entgegenquoll und deren Zauber sie jetzt mit einer früher ungeahnten Gewalt fesselte. In dieser Stimmung war Leonore, als sie plötzlich Philibert vor sich stehen sah. Verlegen bot er ihr den Morgengruß.

Ich muß Ihr kleines Zauberreich zu einer Zeit verlassen, wo es grade in seiner schönsten Blüte steht, sagte sie. Alle ihre Blumen haben um die Wette ihre schönsten Kelche aufgeschlagen.

Leonore, Sie sind sehr grausam gegen mich, nahm Philibert das Wort. Ich hatte mich so getrost in mein Schicksal gefunden, ich hatte mich angeschickt, hier das Leben eines Weisen zu führen, der von der Welt nichts mehr

erwartet und die Entsagung des Anachoreten als die echte Philosophie des Herzens betrachtet, das glücklich sein will. Aber ach, es war der Traum eines Knaben, der keine inneren Erfahrungen hat: eine männliche Leidenschaft hat mich jetzt gelehrt, daß das Glück des Menschen nicht anders sein kann, als das Glück desjenigen, nach dessen Bilde er erschaffen ist. Er will eine Welt besitzen, eine Welt für sich — eine Unendlichkeit für sich.

Das ist viel, ungeheuer viel verlangt — sagte Leonore.

Aber nicht zu viel, nichts Unerreichbares!

Und wie wollen Sie so etwas auf Erden zu erreichen hoffen?

Ich darf es freilich nicht zu erreichen hoffen — ich wag' es nicht zu hoffen — aber —

Aber —

Sie hätten mir nicht den Blick in diese Unendlichkeit öffnen sollen, um ihn rasch wieder zu verhüllen.

Ich verstehe Sie nicht.

Nicht? er sah sie mit einem tiefen, innigen Blicke an und sagte weich:

Geben Sie mir Ihre Hand — ich wage sonst nicht zu reden.

Sie reichte ihm die Hand, zitternd, erbleichend, aber sie bezwang sich und erwiderte seinen Blick offen und fest.

Diese Welt für mich, eine Welt voll unergründlichen Reichthums, voll ewiger Gedanken, voll der Unendlichkeit, in deren Anschauen ich das Glück der Gottheit hätte, sind Sie Leonore. Bleiben Sie bei mir, Leonore!

Leonore schlug die Augen zu Boden, aber sie schien nicht überrascht, sie entzog ihm ihre Hand nicht. Er kniete vor ihr. Sie legte ihre andere Hand auf seine Schulter und sagte leise:

Lassen Sie mich allein. Ich muß eine Stunde allein sein, bevor ich das wichtigste Wort meines Lebens ausspreche!

Er küßte ihre Hand, eine heiße Thräne fiel darauf; dann erhob er sich und ging.

— — — — — — — — —

Die Stunde war verflossen. Philibert betrat den Garten wieder. Leonore war nicht da. Als er forschend sich umschaute, sah er sie am Arme ihres Vaters den Weg daherkommen, der von Windschrot durch den Wald zum Forsthause heraufführte. Der alte Baron hatte es sich zu nutze gemacht, daß sein Sohn die Behausung seiner Ahnen für die nächste Zeit in Miethe genommen: er wohnte in Windschrot und kam täglich um eine bestimmte Stunde Leonoren zu besuchen. Diese war ihm jetzt entgegengegangen, er eilte rasch mit ihr heran und schon von weitem rief er, mit einer so fröhlich lauten Stimme, als ob er alle Vögel des Waldes von ihren Zweigen aufschrecken wollte:

Sie sind ja ein ganz excellenter Mensch, Sie, Gott segne Sie, Wolfskron, ich willige mit allen Leibeskräften ein, ich gebe Euch meinen Segen zehntausendmal, meinen besten väterlichen Segen!

Nach diesen Worten umarmte er Philibert mit einer merkwürdigen Inbrunst und versicherte, er sei, so lange er denken könne, nicht so fröhlich gewesen, und jetzt solle ein Leben beginnen, wie bei den Engeln im Himmel!

Leonore stand blutroth vor Scham und Verlegenheit hinter dem alten Baron, während dieser so stürmisch seine rührende Freude an den Tag legte, einmal wieder in seiner vollen Würde anerkannt zu werden und als Vater fungiren zu können!

Ich habe den Vater hergebracht, um für mich zu antworten, Philibert, sagte sie. Ich hoffe, dafür erlauben Sie ihm, immer bei uns zu bleiben — nicht wahr?

Ja, bei uns, Leonore, verſetzte Philibert und ſchloß ſie in ſeine Arme — bei uns; welch ſüßes Wort!

Sie lagen Bruſt an Bruſt; der Alte ſtahl ſich fort und zerdrückte eine Thräne in ſeinem Auge.

# Marie Remy.

Eine Criminalgeſchichte

von

Wilhelm Martell.

Die hier folgende Darstellung des gegen Marie Remy geführten Criminalprocesses gründet sich auf die beim kurfürstlichen Oberhofe zu Trier verhandelten Untersuchungsacten, den handschriftlichen Bericht eines trierischen Rechtsgelehrten über die am 2. und 3. September des Jahres 1798 daselbst stattgehabten Assisenverhandlungen, und auf die bereitwilligen Mittheilungen einer geistreichen Dame, welche mit dem warmen Gefühle jugendlichen Herzens sich einst Marie Remy anschloß.

Schwankend, ob dieses ernste Bild von des wirklichen Lebens Angst und Noth die Macht besitzen werde, einen Kreis von Lesern zu fesseln, den dieses Taschenbuch bisher nur durch anmuthige Gaben aus dem Gebiete der Dichtung erfreute, ward der bedenkliche Versuch unter dem Rathe Derjenigen gewagt, welche die Frage über die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Rechtsverfahrens und über das Gericht der Geschwornen für so bedeutend und von so hohem Interesse erachten, daß sie auch dem Forum edler Frauen nicht vorenthalten werden dürfe. So möge ihrem freundlichen Urtheil denn diese Erzählung übergeben sein.

**Der Verfasser.**

Unfern der kleinen Stadt Clermont, in den Argonnen, lebte zu Anfang des Jahres 1789 der Notar Charles Lorent, ein Mann so reich vom Himmel gesegnet, daß die Welt ihn als den glücklichsten der Menschen pries. Es war nicht immer so gewesen, es gab Manchen, der ihn noch gekannt in seiner von Armuth und Siechthum bedrängten Jugend, ohne alle Hoffnung auf Glück.

Doch wie wunderbar hatte sich das geändert. Die Laune eines entfernten Verwandten, der ihm ein bedeutendes Vermögen als Erbe hinterließ, gewährte dem verkümmerten Knaben die Mittel der Genesung, seinem schlummernden Talente die ersehnte Entwickelung, öffnete, ebnete ihm den Weg in's Leben.

Er hatte sich wacker gerührt seitdem, der Reichthum ihn nicht verweichlicht, das gestanden selbst seine Neider. Nur daß ihm auch Alles gelingen müsse, des Glückes eigensinnige Gunst bei jedem Unternehmen ihn begleite, war ihnen nicht recht. Sie meinten, eine gerechtere Vertheilung der Erdengüter würde dem Notar noch keinen Abbruch gethan haben. Wenn sie zu guter Stunde sich die Reihe glücklicher Fügungen vorzählten, deren der Beneidete sich zu rühmen hatte, gereichte es ihnen wenigstens zur Ehre, daß sie den schwererrungenen Besitz seiner Gattin ihm zu vollem

Werthe anrechneten. Und in der That, sie war sein köstlichstes, edelstes Besitzthum. Aus altem Hause, eine Hauteville, mit Reizen und Tugenden geschmückt, von stolzen Werbern umschwärmt, war es Lorent's Muthe und seinem Glücke beschieden gewesen, die Herrliche von dem hohen Schlosse in seine bescheidene bürgerliche Wohnung zu führen. Welch ein Kleinod er gewonnen, sollte er mit jedem Tage nur mehr erkennen.

Von der leidenvollen Jugend her war ihm eine krankhafte Reizbarkeit geblieben; mit seinem heftigen Naturell hatte er oft genug zu kämpfen, inmitten alles Glückes überschlichen ihn melancholische Stunden. Und nun stand ihm eine Gefährtin zur Seite, ganz liebende Sanftmuth, verständig, klug, von strahlender Heiterkeit. Sie hatte ihm zwei theure Kinder geboren, einen Sohn, Heinrich, jetzt 17 Jahr alt, und eine Tochter, Clotilde, um zwei Jahr jünger als ihr Bruder. Jener schien die Charakterfestigkeit des Vaters mit der wohlthuenden Milde der Mutter paaren zu wollen, während die knospende Schönheit seiner Schwester sich zum vollen, lieblichen Ebenbilde der Mutter zu entfalten versprach.

Die Familie wohnte nicht in Clermont. Der Vater, ein dankbarer Zögling des Landlebens, hatte sich die Erlaubniß erwirkt, seinen Wohnsitz nach einem Landhause zu verlegen, an die grünen Ufer der rauschenden Aire. Wohlhabenheit und ein Sinn für einfache Schönheit hatten es zu einem reizenden Aufenthalte umgeschaffen. Von hier aus betrieb Lorent sein Amt, häufig nach der Stadt fahrend, öfter noch von den Clienten draußen aufgesucht. Aber Freunde waren nicht minder willkommen, die Gastfreiheit des Lorentschen Hauses ward weit und breit gerühmt.

Mitten in alles Glück, welches die kleine ländliche Besitzung umschloß, traf der Ausbruch der Revolution. Schreiende Misbräuche hatten sich eingenistet im Laufe schlechter Regie-

rungen; an die Stelle des Gesetzes war das Machtwort des Despotismus getreten, das Volk von unerschwinglichen Steuern, das Land von einer unetmeßlichen Schuldenlast gedrückt. Es war ein Zustand länger nicht zu tragen, das fühlte auch der Besonnenste, und die Morgenröthe einer neuerstehenden Zeit ward mit Freude begrüßt. Aber die Hülfe kam zu spät, zu gewaltsam, um ihre Segnungen in Frieden auszuspenden. Die aufgestörte, unwillige, schwankende Regierung verkannte die Mittel, den Sturm zu beschwören, den herandrängenden Fluten ein Bett zu bereiten, die Proletarier stehen auf und sind nicht mehr zu zügeln.

Schon im Juli durchfliegt der Aufruhr die Provinzen und drei Monate später mordet eine scheußliche Rotte des Königs Leibwacht, um ihn selbst als Gefangnen im Triumphe von Versailles nach Paris zu führen. Das hatten die Edleren weder gewollt, noch gefürchtet, bei dem Rasen der Hefe des Volkes faßt sie eine schmerzliche Besorgniß um die Zukunft des theuern Vaterlandes.

Um diese Zeit war es, als Lorent durch seine Amtsversetzung nach Verdun überrascht wurde. Sollte er sie ablehnen? was war zu thun? Er hielt Rath mit seiner Frau. Die Erziehung der Kinder, bisher durch Hauslehrer geleitet, machte den Aufenthalt in einer größern Stadt nicht unerwünscht; dringender noch mahnte die aufgeregte Landschaft an eine düstere, schreckendrohende Zukunft. Weshalb nicht auf Jahr und Tag das anmuthige Landleben zum Opfer bringen? Beide Gatten waren einig, der Notar schritt mit gewohnter Raschheit zur Ausführung und im November schon war der Umzug bewirkt.

In wie trostlose Klagen hat später der arme Lorent sich ergossen, um dieses Schrittes willen, mit welchen Vorwürfen den Himmel zu bestürmen sich angemaßt, daß keine Ahnung ihm vergönnt ward von den Leiden, die seiner in Verdun

warteten! Wahr iſt es, ſein beklagenswerthes Schickſal ſtand mit dieſer Ueberſiedelung im engſten Zuſammenhange; aber wer will ſagen: es habe eine mildere Geſtaltung gewinnen müſſen, wenn er ſein Landhaus nimmer verließ? Hat jemals ein ſterbliches Auge den geheimnißvollen Schleier der ewigen Weltregierung durchdrungen?

Ahnungslos gab die Lorentſche Familie ſich den Eindrücken der neuen Verhältniſſe hin. Verdun iſt eine nicht unbeträchtliche Stadt, es fehlte bei der geringen Entfernung Clermonts nicht an Bekanntſchaften aus früherer Zeit, nicht an Gelegenheit und Neigung, neue zu ſchließen.

Der Winter war nicht geeignet, das Heimweh nach den grünen Fluren, den hüpfenden Wellen der Aire wachzurufen. Wer hätte auch das offne, für die ſtillen Freuden des Landlebens empfängliche Herz ungetrübt ſich zu wahren gewußt in einer Zeit, die nur an den unerhörten, ſich überſtürzenden Ereigniſſen zu meſſen war, unter deren gewaltſamen Schlägen das bangende Frankreich erzitterte.

Schon mit den Freveln in Verſailles hatten die Auswanderungen des Adels begonnen, nach dem Sturze der Feudalrechte, der Aufhebung des Adelſtandes ſich verdoppelt. Auch die Geiſtlichkeit, mit Verwerfung der neuen Eide, floh über die Grenzen. Der König, durch die vollſtändige Beraubung ſeiner Macht, durch öffentliche Mishandlungen endlich zur Flucht hingeriſſen, war in Varennes, wenig Meilen nur von Verdun, verrathen und verhaftet worden. Die, alles Beſtehende umſtürzenden Decrete der Nationalverſammlung erwecken den Widerſtand der Provinzen, der Bürgerkrieg bricht aus, Städte ſieht man belagern, erobern, es iſt ein Zuſtand vollkommenſter Geſetzloſigkeit, unter deren Schirm die Jacobiner ihr Haupt um ſo kühner nur erheben. Das Königthum ſoll von der Erde verſchwinden. Zu dieſem Zwecke verſchworen, entflammen ſie, zum wie vielſten Male!

den Aufruhr des pariser Gesindels. Man stürmt die Tuilerien, mordet die Schweizer und schleppt den seines Thrones entsetzten König in den Tempel. Zwei Tage später besteigt Robespierre den Präsidentenstuhl des neuerrichteten pariser Blutgerichts, um fortan in seinem Wahnsinn eine Zeit heraufzuführen, die alle bisher erlebten Greuel noch überbieten soll.

Unter diesen Stürmen hatte Verdun, im Verhältniß zu andern Städten, einer wohlthuenden Ruhe genossen. Den in überwiegender Mehrzahl königlich gesinnten Einwohnern war es gelungen, den Aufruhr im Zaume zu halten, ohne die Machthaber zu reizen. Jetzt, im August 1792, schlugen ihre Herzen den Preußen entgegen, welche mit den verbündeten Oestreichern, 50,000 Mann stark, die Grenze bereits überschritten hatten. Wer hätte sie nicht als Befreier begrüßen, wer auf ihre Siege nicht die edelsten Hoffnungen gründen sollen?

Schon war Longwy gefallen, in wenig Tagen konnten sie vor Verdun stehen. Die Stadt mit ihren verfallenen Festungswerken war eines ernstlichen Widerstandes unfähig, eine Belagerung daher so wenig zu besorgen, als die Uebergabe zweifelhaft.

Bei diesen beruhigenden Aussichten nahm Lorent denn auch keinen Anstand, einer ernsten Pflicht zu genügen, die ihn gebieterisch nach Mühlhausen an den Rhein rief. Sein Schwager, Franz Remy, ein wohlhabender Fabrikant, war dort nach langen Leiden an der Abzehrung gestorben. Er war Witwer und hatte als einzige Erbin eines ausgebreiteten Geschäfts nur seine 15jährige Tochter Marie zurückgelassen. In einem rührenden Briefe empfahl diese sich der Liebe, dem Schutze ihres ungekannten Oheims, während gleichzeitig der erste Buchhalter um Verhaltungsbefehle bat.

Seid unverzagt, sprach der Notar zu Frau und Kind,

es hat keine Gefahr; ich verkaufe die Fabrik und führe die arme Marie in eure Arme, in einigen Wochen ist's gethan. Die besonnene Mutter fügte sich mit Fassung in das Unvermeidliche. Heinrich rühmte seine zwanzig Jahre und seinen Muth zur Vertheidigung von Mutter und Schwester, nur die Tochter, in Thränen zerfließend, wollte den Vater nicht lassen. Mit Blicken der innigsten Liebe, des Entzückens hing Lorent's Auge an seinem zur lieblichsten Jungfrau erblühten Kinde. Laß uns verständig sein, Clotilde, sagte er lächelnd, in vierzehn Tagen hast du mich wieder. So reiste er denn ab.

Wer den Umfang des Geschäftes ermißt, dessen Abwickelung dem Notar zugefallen, wird sich über die Verzögerung des Abschlusses nicht wundern. Lorent blieb um so williger, als von seiner Familie gute Nachrichten einliefen.

Schon waren die Preußen Herren von Verdun. Nach einer kurzen, unschädlichen Beschießung aus Feldgeschützen hatten die Bürger die Uebergabe erzwungen. Beaurepaire freilich, der heldenmüthige Commandant, hatte nach Unterzeichnung der Capitulation sich vor versammeltem Magistrate auf dem Rathhause eine Kugel durch's Hirn gejagt, aber die Preußen waren desselben Tages noch eingezogen. Die Briefe athmeten nur Freude über die glücklich abgewendeten Gefahren und das vollste Vertrauen in die Zukunft. Eine spätere Mittheilung berichtete: wie am Tage nach der Preußen Einzuge, deren König selbst nach Verdun gekommen, die Bürger ihn mit Ehren empfangen, die Töchter der ersten Häuser ihm Blumen und Kränze überreicht hätten, der König aber huldvoll die jungen Mädchen beschenkt und sich gar freundlich mit Clotilden, die eine der schönsten gewesen, unterhalten habe. — Dann ward der Vormarsch des preußischen Heeres gegen die Champagne gemeldet.

Die auf dieses Vorrücken gegründeten Hoffnungen sollten jedoch nur zu bald in Schaum zerrinnen. Alle Linien-

truppen, so hatten die Ausgewanderten versichert, der größere Theil des Landes werde sich den Preußen verbinden, die Festungscommandanten wären gewonnen, die wichtigsten Einverständnisse überall im Gange, nur der Erscheinung der Preußen werde es bedürfen, die Revolution zu dämpfen. Aber noch sollte der erste Ueberläufer sich zeigen. Die deutschen Heerführer erschraken vor dem Wagniß, mit einem so schwachen, schon durch Krankheiten dezimirten Heere das mächtige Frankreich zu erobern. Noch einen Versuch wollte man wagen. Als aber die Kanonade von Valmy keinen Umschwung der Verhältnisse brachte, das französische Heer vielmehr ohne Schwanken Stand hielt, gab man das Unternehmen verloren. An demselben Tage, am 22. September, an welchem in Paris die Republik verkündet ward, schloß der Herzog von Braunschweig seinen Waffenstillstand mit dem General Dumouriez und trat in der Nacht des 29. den Rückzug an.

Unterdessen hatte Lorent sein Geschäft rüstig gefördert, die Aufnahme des Inventars war vollendet, eine vollständige Uebersicht der Erbmasse gewonnen. Schon war eine Geschäftsführung für die einstweilige Fortsetzung der Fabrik angeordnet, als sich doch noch die erwünschte Gelegenheit zum Verkaufe darbot. Sie schien zu vortheilhaft, um sie im Interesse der Erbin von der Hand zu weisen. Die Unterhandlungen, wie dies wol zu geschehen pflegt, zerschlugen sich, um von Neuem anzuknüpfen.

Der Rückzug der Preußen ward gemeldet, die Briefe aus Verdun verriethen Entmuthigung, wenn auch eine bestimmte Besorgniß nicht ausgesprochen ward. Ich bin beunruhigt, schrieb er zurück; und hier, wenn auch für wenig Tage nur, durch meine Pflicht noch gefesselt. Nehmt Postpferde und kommt zu mir, Alle, sogleich, auch wenn nirgend Gefahr droht!

Endlich war der Vertrag unterzeichnet. — So komm denn, du Unglückskind, rief Lorent ſeiner Nichte zu, indem er ſie zum Wagen führte; was ich um dich gelitten, niemals kannſt du's vergelten! Und ſo fuhren ſie raſtlos den Tag, die Nacht hindurch, hundertmal von der Hoffnung betrogen, in dieſem, in jenem Wagen den Geliebten zu begegnen.

Ach, warum dieſe raſende Eile! Sie, um die ihr bangt, ſind längſt jedem Bereiche der Hoffnung entrückt! Und hätte ein Engel die Knie der unmenſchlichen Richter umfaßt (und geſchah es denn nicht wirklich, daß Engel, liebliche Engel, ſie umſchlangen?), ſein Flehen wäre ein vergebliches geblieben. Ja, das grauenhaft Unerhörte, Niezuahnende war geſchehen. Mit der Gier des lechzenden Condors, der von den Bergen ſich in die Ebene hinabſtürzt, aber auf den nächtlich lautloſen Fittigen des Vampyrs, waren ſie von Paris nach Verdun geflogen, die Schergen der jungen Republik, um wen zu richten? — lieblich unſchuldige Kinder, weil ſie auf Geheiß einem Könige Blumen geſtreut!

Als der unglückliche Lorent die Stadt erreicht, nach der herrlichen Frau, den lieben Kindern fragt, hat er nur für Ein Leben noch zu beten, das ſeines fieberkranken Sohnes. Die holdſelige Tochter, für immer verblüht und verſtummt, mit getrenntem Haupte, welches das Meſſer der Guillotine ihr abgeſchnitten, ruht ſie mit ihren Jugendgeſpielinnen in gemeinſamer Grube. Auch die Mutter, mit grauſamem Hohne verurtheilt, erſt die Hinrichtung der geliebten Tochter mit anzuſchauen, hatten ſie noch lebend unter das Eiſen zu ſchleppen gehofft, aber nicht bedacht, daß einer Mutter Lebensfäden reißen kann, wenn das blutende Haupt ihres ſchönen, unſchuldigen Kindes ihr vor die Füße rollt. Was kümmerte das die Richter! ſie köpften auch die Leiche.

Der Notar fiel bei der Nachricht nicht in Ohnmacht, doch die Nachbarn erzählten, er habe die Nacht durchſchrien.

Sehr möglich! am Morgen jedoch war er ganz still geworden, wenn auch sehr bleich. Lange Zeit saß er mit verschlungenen Armen am Kranken-, vielleicht Sterbebette des Sohnes, dann ging er aus, scheu die Orte umschleichend, wo der Mord duftete. Die flüsternde Sprache, ein unheimliches Lächeln abgerechnet, schien er bei vollem Verstande. Derweilen saß die arme verstörte Marie in dem verödeten Hause und bebte an allen Gliedern. Das war der Vater-, der Mutterlosen Einzug in das Haus ihrer Verwandten.

Heinrich's Krankheit war die Ruhr. Mit den Preußen war sie eingezogen und wüthete nun in der Stadt. Sie hatten es dem Vater verschwiegen, obwol er die geheime Sorge aus den Briefen herauslas, sie nur anders deutend. Als in Verdun Gericht gehalten wurde, lag Heinrich in Agonie. Er wußte nichts von dem Geschicke seiner Mutter, seiner Schwester. Erst an des Grabes Rande gewann seine Jugend Kraft zur Umkehr, vielleicht weil Marie seiner pflegte. Langsam genas er; man sagte ihm: die theuern Vermißten seien an der Ruhr gestorben.

Der Notar blieb sich gleich, er zeigte Fassung und Ruhe. Sein beklagenswerthes Geschick berührte er mit keinem Worte, auch nicht seine Zukunft. Auf Befragen rühmte er seine Gesundheit, obwol der tiefe Verfall seiner Züge, ein häufig wiederkehrendes Zucken der Gesichtsmuskeln sein tiefes Leiden offenbarte.

So war der Winter vergangen, Frühlingslüfte wehten, Heinrich's Genesung schien vollendet, als in den Blättern der Provinz das Gut Hettange bei Thionville zum Verkaufe gestellt ward. Nicht lange, so hieß es, Lorent unterhandle bereits für eigene Rechnung. Er selbst bestätigte die Wahrheit des Gerüchts, war auch zweimal schon mit Sachverständigen zur Besichtigung an Ort und Stelle gewesen. Nun sollten Sohn und Nichte noch um ihre Meinung befragt

werden, weshalb die Reise eines Morgens, wie gewöhnlich ohne alles Gepäck, in des Notars eigenem Fuhrwerke angetreten ward. Die fast in jedem Dorfe erfoderliche Visirung des Passes abgerechnet, sahen sich die Reisenden durch nichts im raschen Fortkommen gehindert. Der beste Weg nach Thionville führte damals über Etain und Briey ins Moselthal, auf die von Metz kommende große Straße. Es erregte daher des jungen Lorent Aufmerksamkeit, daß einige Lieues hinter Briey eine mehr nördliche Richtung eingeschlagen wurde und der Kutscher auf kleinen Dorf- oder Schleifwegen dahinfuhr; doch fragte er nicht, da der Vater im finstersten Schweigen verharrte.

Der Abend dunkelte, als bei einem einsamen Forsthause gehalten ward. Seitdem man die Hauptstraße verlassen, war man nirgend mehr angerufen worden. Hier aber traf man auf zwei berittene Männer in der Bekleidung von Nationalgarden, die, nachdem sie bei der Vorlegung frischer Pferde Hülfe geleistet, die Leitung des Zuges übernahmen. Ein fremder Kutscher hatte den Sitz des Lorentschen eingenommen, der mit den ausgespannten Rossen dem Wagen folgte. Auf steinigen, in alle mögliche Richtungen ausbiegenden Wegen ward nun die Fahrt mit großer Vorsicht stundenlang fortgesetzt. Mehr wie einmal ward gehalten, während die Reiter das vorliegende Gelände untersuchten. Hier und da schimmerte das Licht menschlicher Wohnungen durch die Nacht, ohne daß eine Ortschaft berührt ward. Heinrich war nicht in Zweifel, daß man Thionville und Hettange zur Linken umfahren sei und beide Orte längst hinter sich gelassen habe. Endlich, nachdem die Gegend immer hügeliger, der Weg immer holpriger geworden, ging es in ein tief eingeschnittenes Thal hinab, aus welchem das Rauschen eines Wehres mit dem Klappern einer Mühle empordrang. Eine Brücke ward überschritten, der Wagen hielt.

Wir sind zur Stelle, sagte der Führer, wir sind auf deutschem Boden, dies ist Altwies, hinter dem Berge liegt Ehlingen; der Sie fährt, ist der Müller von Altwies, in zwei Stunden werden Sie in Remich sein.

Ein Schrei des Triumphes, der Rache, von solcher Wildheit, daß er wie der Ruf eines Thieres erklang, war die Antwort des Notars. Mit der Wuth eines Stromes, der seine Dämme bricht, ergoß er sich in Verwünschungen, während die Qual seiner wühlenden Schmerzen ihn zugleich zu heulendem Wehklagen hinriß. Es war eine Scene des Entsetzens. So also sah es in dem Innern dieses Mannes aus, der mit der Seelenstärke eines Märtyrers sich in den Schein der Ruhe, der Ergebung gehüllt hatte.

Das junge Mädchen barg angstvoll ihr Haupt in den Wagenkissen, während Heinrich bei dem Gedanken erstarrte: diese maßlosen Ausbrüche des Schmerzes könnten dem Wahnsinne angehören.

Vergebt, sagte der Führer, die Zeit drängt, ich muß vor Tage zurück sein.

Hier der Dank eines unglücklichen Mannes, sprach Lorent, indem er jenem eine Börse einhändigte; Ihr habt Euer Wort redlich gehalten. — Die Fremden nahmen Abschied, die Pferde setzten sich in Bewegung.

Wohlan, rief der Notar aus, das fluchbelastete Frankreich liegt hinter uns, wir sind frei. So sei der letzte Hauch dieses verödeten Daseins denn der Rache geweiht! Nach diesen Worten versank er in sein früheres düsteres Schweigen, dem Unglücklichen waren Thränen versagt. Der Morgen dämmerte, als auf grundlosen Bergwegen Remich an der Mosel erreicht ward.

Lorent, durch Körper- und Seelenleiden erschöpft, hatte bis Mittag eine nothwendige Rast gehalten. Sein Plan war, sich im trierschen Gebiete niederzulassen, weil der Kur-

fürſt als entſchiedener Gegner der Revolution aufgetreten war. Das Städtchen Saarburg, der Grenze ſo nah, ſchien zum Wohnorte vorzugsweiſe geeignet. Lorent beſchloß deshalb, bei Remich die Moſel zu überſchreiten, um dem nächſten Wege nach Saarburg zu folgen.

Anders jedoch war es, zur Erfüllung ſeines verhängnißvollen Geſchickes, in den Sternen beſchloſſen. Man hatte ſich zwar den Weg bezeichnen laſſen; aber nur Marie, die Elſaſſerin, ſprach das Deutſche vollkommen gut. Lorent, obwol er ſeine Studien zu Strasburg gemacht, verſtand nicht viel mehr davon, als ſein Kutſcher, der das Deutſche in dem Jargon ſeiner Geburtsſtadt, St. Avold, radebrechte.

So geſchah es denn, daß Peter Duclos, der Kutſcher, den auf das Plateau von Merzkirchen führenden Weg verfehlte und, ſich zu weit links haltend, auf die alte Römerſtraße gerieth, welche über Kimmer nach Tavern geleitet. Man ward des Irrthums auch erſt ſpät gewahr, als man von einem jungen Manne zu Pferde eingeholt wurde, der auf des Kutſchers Frage in geläufigem Franzöſiſch die unerwünſchte Auskunft ertheilte. Dem Befehle Lorent's, ſofort umzuwenden, ſtellte der Fremde gegründete Bedenken entgegen: die nahende Abendſtunde nämlich und die Unbekanntſchaft mit den ſchlechten, von der Hochebene in's Saarthal hinabführenden Gebirgswegen; er gab den Rath, in dem guten tavorner Wirthshauſe zu übernachten, um andern Tags im Saarthale, auf ebener Straße, nach Saarburg zu fahren. Er wolle ſelbſt nach Tavern, ſagte er, und mit Vergnügen die Reiſenden den in dieſer Jahreszeit etwas bahnloſen Hohlweg hinab, nach Tavern führen. Der Rath ward befolgt und es entſpann ſich unterwegs ein Geſpräch zwiſchen dem Fremden und dem jungen Lorent, aus welchem man erfuhr, daß Erſterer ein Deutſcher, weit hinter dem Rhein geboren, ſein Franzöſiſch in der Schule erlernt und in jüngſter Zeit

auf dem Einzuge der Preußen, den er, obwol nicht als Soldat, mitgemacht, wieder aufgefrischt habe. Seines Handwerks halb ein Gelehrter, zur Hälfte ein Landwirth, sei es ihm ganz gelegen gekommen, hier bei Tavern eine hübsch gelegene Mühle zu finden, die er in Pacht genommen habe.

Unter der Leitung eines so ortkundigen Führers ward der thonige Hohlweg, mit all seinen Höhen und Tiefen, glücklich zurückgelegt; man trat aus dem Walde und im Scheine der untergehenden Sonne lag das von Berg und Hain reizend umgürtete Tavern, in Blüten gehüllt, vor den Blicken der überraschten Reisenden. Der Anblick mochte schmerzliche Erinnerungen in dem Vater, in dem Sohne erwecken, wie ein gleichzeitig aus beider Brust sich emporkämpfender Seufzer verrieth.

Mit dem frühesten Morgen durchschlich Lorent die Umgebungen Taverns. Wie hatten Gram und Leidenschaft den stattlichen Mann, ja noch mehr, wie hatten die letzten Tage nur ihn verändert. Die Seelenspannung, welche in Verdun ihm die Kraft verliehen, vor der Welt und einer argwöhnischen Obrigkeit den schweren Betrug durchzuführen, dieses durch einen starken Willen erlogene Scheinleben war erloschen. In diesem Augenblicke, in welchem vor dem vollen Gefühle seines Unglücks die Gedanken der Rache schlafen machten, wie gebeugt erschien seine Gestalt, wie eingesunken jeder Muskel, wie zum Greise gealtert der einst so rüstige Mensch. Er sah nichts von dem Blühen rings um sich her, vergeblich streute der jugendgrüne, sonnendurchleuchtete Buchenwald ihm seinen Duft. Das Jubellied der Lerche, der Gesang der Waldvögel schlug klanglos an sein Ohr. Und wie hatte er das Alles ehemals so geliebt, welche zartempfindenden Sinne, welch tiefes Gefühl für die ewig neuen Zauber der Natur einst besessen. Die schmerzhafte Verwundung durch ein kleines, daherfliegendes Insekt mußte ihn endlich

der brütenden Gefühllosigkeit entreißen, daß er, von dem Hügel aufschauend, der schönen Welt gewahrte, welche der allmächtige Frühling aus der Oede des Winters sich und den Menschen zur Lust auferbaut hatte. So lag Aubreville in seinen Blüten! flüsterte er, die Hände ineinander ringend, warum sollte sich nicht auch in dieser Erde schlafen lassen?

Nach dem Wirthshause zurückgekehrt, erklärte er seinen Entschluß, in Tavern zu bleiben. Was ist dem Gelde nicht möglich! galt es doch nur der Räumung eines hübsch gelegenen Hauses, dessen Besitzer im Dorfe noch einen zweiten Hof besaß. Der junge Deutsche vermittelte das Alles, das nahe Trier lieferte den Tapezier und die Einrichtung. Zwei Wochen und die Familie war eingezogen.

Von diesem Tage an ergab sich Lorent einem Treiben, dessen Richtung durch alle Gefühle, welche sein Inneres bewegten, kaum zu entschuldigen war. Er ward ein Verschwörer. Rachbegier verdunkelte ihm den sonst so scharfen Blick, er hoffte wirklich. Gewiß ist es, daß er nichts unversucht gelassen, was dem einzelnen Manne möglich war, den keine andere Macht unterstützte, als die Energie seines Charakters und die Gewalt eines Vermögens, welches er, aus gefährlicher Lage, mit beherrschender Klugheit sich zu retten gewußt hatte. Nun galt es, alte Verbindungen pflegen, neue knüpfen, in alle Richtungen die Brandfackel schleudern, schleichende Boten empfangen und versenden, den eignen Sohn auf nächtlichen Pfaden an die Grenze schicken: nur, daß alle diese aufreibenden Mühen nicht das kleinste Gewicht in die Wagschale dessen zu legen vermochten, der mit allmächtiger Hand die Geschicke der Völker wog; nur, daß unter den täglich sich verstärkenden Rückwirkungen, welche dieser unheimliche Verkehr in seiner Leidenschaft, mit seinen getäuschten Hoffnungen, auf des un-

glücklichen Verschwörers Gemüth übte, er selbst immer menschenfeindlicher, unnahbarer ward.

Nur zu wahr ist es: kein Mensch geht unverändert durch bitteres Leid. Nur seltene Naturen, meist sind es weibliche, veredelt das Unglück, daß aus dem Scheiterhaufen des in Flammen versunkenen Lebensglückes sich die geläuterte Seele emporschwingt, das Herz eine Milde, eine Demuth gewinnt, die es früher nicht kannte. Anders mit den energischen Charakteren. Sie gerade unterliegen nur zu oft der Gefahr, unter dem lastenden Drucke des Elendes sich zu verschlechtern. Leidenschaften sieht man da, im Drange des Widerstandes, sich entfalten, die das Wiegenlied eines beglückten Daseins für ewig in Schlaf gesungen haben möchte.

Also der bemitleidenswerthe Lorent. Die Entwickelung seiner Leidenschaften war in der Jugend durch Krankheit, im Mannesalter durch das Glück verhütet worden. Verwöhnt, traf ihn der jähe Sturz und fand ein Herz nur zum Widerstande gerüstet, weil es von dem lichten Strahle der Religion niemals erwärmt worden war. Was vom Uebel darin geschlummert, und welches Menschenherz wäre frei davon! erwachte, um zur trostlosesten Selbstsucht aufzuschießen. Auch in seiner physischen Natur lagen die Keime für lange Leiden, auch sie wucherten rasch empor. In trauriger Wechselwirkung umschlangen sich Leib und Seele, beide krank, und eines vom andern die ungesunden Säfte einer wachsenden Zerrüttung empfangend.

So wird es denn erklärlich, daß eine ursprünglich nicht unedle Natur, tiefer und tiefer sinkend, für die Welt verloren ging und der Umgebung zur Qual ward. Maßlose Ergießungen der übelsten Laune wechselten mit tagelangem feindseligen Verstummen, während sein argwöhnisches Auge die Kinder beobachtete. — Heinrich, des Vaters Verschwö-

rungen für kein würdiges Unternehmen erachtend, zeigte sich lässig in Besorgung der ihm verhaßten Aufträge. Von Vorwürfen kam es zu Erklärungen. Der Sohn, 21 Jahr alt, nach einer edleren Beschäftigung ringend, hielt mit dem Wunsche einer Rückkehr nach Frankreich nicht zurück. Des Vaters Entrüstung überstieg alle Schranken. Ob er denn wirklich nicht wisse, schrie er ihm entgegen, daß Mutter und Schwester ihr Leben unter der Guillotine verblutet? — Auch Marie hatte zu leiden. Nicht Schönheit, nicht Liebenswürdigkeit vermochten den unnatürlichen Haß zu dämpfen, den Lorent auf sie, die unschuldige Ursache seiner Verluste, geworfen hatte. Auch ihre Frömmigkeit war ihm zuwider, der häufige Kirchenbesuch, der Verkehr mit den Pfarrern von Conz und Tavern. Der liebloſen Behandlung müde, bat Marie um Entlassung nach Mühlhausen, zu einer Verwandten. Möchtest du doch reisen, sagte Lorent, wenn ich nur nicht dein Vormund und meiner seligen Schwester für deine Erziehung verpflichtet wäre. Einen Mann suche dir; nur deine Verheirathung, oder mein Tod können dich von der Gegenwart deines dir verhaßten Oheims befreien.

Was blieb dem jungen Paare in solcher Lage, als um so fester sich aneinander zu schließen. Bald ward der junge Deutsche, Warnfeld war sein Name, der Dritte in ihrem Bunde. Geistreich, gebildet, heitern Gemüths, in allen Lebensrichtungen gewandt, mit jeder Hülfsleistung und uneigennützigem Rathe bei der Hand, war es ihm gelungen, sich, ein willkommner Gast, in der Familie einzuleben und selbst das Vertrauen des Notars zu gewinnen.

Unterdessen hatte der in Belgien und am Mittelrhein mit abwechselndem Glücke geführte Krieg eine für die Republik sehr günstige Wendung genommen. Belgien war erobert, die französische Moselarmee rückte gegen Trier vor,

Lorent sah sich zur Flucht gezwungen. Doch glaubte er an keine lange Abwesenheit. Deshalb, seine Dienstleute in Tavern zurücklassend, überraschte er Warnfeld mit dem Antrage, ihn als Correspondenzführer, Dolmetscher und Freund zu begleiten. Warnfeld, jung, der Familie zugethan, schlug ein. Es fand sich ein begüterter Mann bereit, in seinen Pachtvertrag einzutreten, worauf die Familie im Juli des Jahres 1794 nach Koblenz abreis'te, von wo sie später, vor den drängenden französischen Heeren weiter und weiter zurückweichend, bald hier, bald dort einen vorübergehenden Aufenthalt nahm. Eine verzehrende Unruhe, Gram und innere Empörung ließen Lorent an keinem Orte rasten, so daß er weiter schweifend, einen großen Theil des westlichen Deutschlands, ein heimatloser Wanderer, durchirrte.

So, im Gedränge großer Ereignisse, waren zwei Jahre vorübergerauscht, nicht ohne Frankreich eine durchaus veränderte Gestalt zu verleihen. Mit dem Sturze der Schreckensregierung war Mäßigung das Prinzip der neuen Verwaltung geworden, waren Ruhe und Ordnung im Innern wiederhergestellt, ward der Krieg nur des Friedens halber noch geführt. Alle Mächte hatten Frieden geschlossen, England und Oestreich allein standen noch auf dem Kampfplatze, während der junge General Bonaparte Italien eroberte, Moreau aber siegreich über den Lech drang.

Wie hätten solche Erfolge nicht den jungen Lorent begeistern sollen. Was jene, die ersten Tage der Republik verdüsternden Greuel ihm auch geraubt hatten, blieb Frankreich nicht immer noch sein ruhmgekröntes, herrliches Vaterland? Er schwankte nicht länger, einen Vater zu verlassen, der seiner nicht bedurfte, um zu Moreau's siegreichen Fahnen zu eilen. — Wie tief des Notars Gesundheit auch zugleich mit seinen Hoffnungen gesunken war und die früheren Ausbrüche seiner tobenden Wuth gemildert hatte, noch ein-

mal brachen Grimm und Entrüstung mit der Glut des Vulkans hervor, als ihm das Ungeheuere begegnete, den eignen Sohn gerüstet zu sehen, um sich zum Feinde zu flüchten. Doch unter Zurücklassung eines Schreibens an den Vater und unter der Anzeige: hundert Goldstücke habe er auf Rechnung seines Muttererbes aus der Reisekasse entnommen, verließ Heinrich in der nächsten Nacht für immer das Vaterhaus.

Niemals hat der Notar dieser Flucht auch mit einem Worte nur Erwähnung gethan, noch jemals des Sohnes Namen wieder genannt. Aber das Leben schien ihm den letzten kümmerlichen Reiz eingebüßt zu haben; nun erst fühlte er die drückende Last seiner Krankheit, seines frühen Alters, und in der sichern Voraussicht seines nahen Todes beschloß er in Tavern zu sterben. — Auf Warnfeld's Anfrage bei dem Pfarrer Gläsener in Tavern ging eine befriedigende Antwort ein. Das Heer war in Deutschland, Niemand bekümmerte sich um französische Ausgewanderte. So kehrte Lorent denn nach Tavern zurück, wo er, statt des gehofften Todes, merkliche Besserung fand. Aber wie weit war er davon entfernt, die Veränderung mit Dank zu erkennen. Schienen die Körperkräfte ihm doch nur zu wachsen, um sie in Streit und Hohn zu vergeuden. Selbst der begünstigte Warnfeld, kaum erst durch Bitten vermocht, in dem bisherigen Verhältnisse als Freund des Hauses zu weilen, hatte den Wechsel seiner Launen zu dulden, während der hartherzigste Egoismus Marien quälte. Welch ein holdseliges Geschöpf war diese Marie, welch ein geistvolles Kind der Natur, ohne Kenntniß der Welt zwar und deren Formen, aber vielleicht um so liebenswürdiger nur in ihrer Unschuld, ihrem einfachen Sinne, der süßen jugendlichen Schwärmerei für das Ideale, vor Allem für Sitte und Gottesfurcht. Mit welcher Demuth trug sie ihr unverschuldetes Leiden, wie

herzlich, versöhnend war ihre Reue, wenn lange, unerträgliche Qualen sie zur Leidenschaft hingerissen hatten! Was half es ihr, daß Jung und Alt sie liebte, verehrte, daß manches Mütterchen der eignen Tochter des Fräuleins Frömmigkeit zum Muster empfahl, daß in den Hütten der Armuth ihr mildes Herz, ihre freigebige Hand gesegnet ward? War doch *seine* Abneigung nicht zu entwaffnen, die im Gegentheil, seit des Sohnes Entfernung, nur täglich zu wachsen schien. Hielt er sie des Einverständnisses schuldig, wol gar der Anregung zur Flucht?

Es mochten, seit der Heimkehr nach Tavern, zwei Monate vergangen sein, als sich ein ernster, mancher bedenklichen Deutung unterliegender Vorfall begab. Es war der 20. October des Jahres 1796. Schon im August hatte der Erzherzog Karl, nach plötzlicher Ueberschreitung der Donau bei Ingolstadt, sich auf die Sambrearmee geworfen, sie in zwei Schlachten geschlagen und ihre Trümmer rastlos verfolgt, nach diesen glänzenden Erfolgen aber sich gegen die Mosel- und Rheinarmee zurückgewandt. Beide französische Feldherren, Jourdan und Moreau, waren in vollem Rückzuge gegen den Rhein und die Kunde davon heut in Tavern eingetroffen. Auf diese Unfälle neue Hoffnungen gründend, war Lorent in einer so günstigen Stimmung, daß er selbst den Besuch des würdigen Anton Canaris, des Pfarrers von Conz, in Vorschlag brachte, dessen Bekanntschaft er bei dem taverner Amtgenossen gemacht hatte. Der Abend vorher war wieder durch einen sehr unfreundlichen Auftritt bezeichnet worden, und Lorent mochte die Nothwendigkeit fühlen, seiner mishandelten Nichte eine Art von Genugthuung zu gewähren. Das Dorf Conz, eine Meile von Trier, eine halbe von Tavern entfernt, hat am Einflusse der Saar in die Mosel eine herrliche Lage. Gerade an der sanftgerundeten Ecke nämlich, wo der rechte Thalrand der Saar, von

Süden kommend, die Biegung nach Nordost macht, um fortan dem Laufe der Mosel zu folgen, steigt das Dorf mit seinen Gärten und Weinbergen sacht hinan, um auf halber Höhe des Thalrandes sich malerisch auszubreiten. Von allen Punkten bietet das auf dem Grunde eines römischen Sommerpalastes erbaute Pfarrhaus und dessen Garten die reichste Aussicht. Die Spiegel beider Flüsse zu Füßen, zur Linken die Saar mit ihrer alten, man sagt von Drusus erbauten Brücke; zur Rechten die grüne Mosel, beide von waldgeschmückten Höhenzügen begleitet, dazu die reizend an die Mosel geschmiegten Dörfer, vor allen Igel, mit seinem herüberschauenden Denkmal aus der Römerzeit, endlich der schöngeschwungene jenseitige Thalrand der Mosel, bis zu den Thürmen von Trier hin von Gärten und Wäldern, Klippen und Schluchten geziert und gebrochen, geben ein landschaftliches Bild von selten lieblichem Reize.

Der Weg von Conz nach Tavern führt anfangs durch eine feuchte Niederung, später durch tiefen Sand. Wer den Umweg nicht scheut, kann jedoch einen Fußpfad benutzen, welcher zur Rechten, Tavern mit den Moseldörfern Reinig und Wasserliesch verbindend, sich am Südrande eines Gebirgsstockes hinzieht, dessen bedeutendste Erhebung der Lieschem, die geringere, gegen Tavern abfallende aber der Rosenberg genannt wird.

In Begleitung des Pfarrers von Tavern, Mariens und Warnfeld's hatte Lorent den Weg nach Conz zu Wagen zurückgelegt, das Fuhrwerk jedoch in der Absicht heimgeschickt, den Rückweg zu Fuß zu machen. Dieser war denn auch wirklich gegen Abend angetreten worden, nachdem man sich der in schönster Beleuchtung prangenden Herbstlandschaft vom Pfarrgarten aus stundenlang erfreut hatte. Die conzer Brücke war überschritten, der Notar im Begriffe dem taverner Fahrwege zu folgen, als Marie sich mit der Frage an

den Oheim wandte: ob man denn nicht den Fußpfad gehen wolle? Lorent, mit der Hand auf den Weg deutend, der, einem weißen Bande vergleichbar, an den Bergen aufstieg, sagte, er fürchte die Anstrengung des Steigens, habe aber nichts dagegen, wenn die Jugend über die Höhe wandle, während er mit dem Pfarrer im Thale bleibe. Sich von der Gesellschaft zu trennen, sei ihre Absicht nicht, erwiderte die Nichte, indem sie mit flüchtigem Blicke Warnfeld streifte; der Fußpfad steige jedoch so allmälig, daß er auch für den Oheim weniger Beschwerden biete, als der Fahrweg mit seinem tiefen Sande. So mag es drum sein! rief der Notar unwillig; zeige uns den Weg.

Das in der That nur allmälige Ansteigen des Pfades ward denn auch ohne Schwierigkeit überwunden; man schritt jetzt auf ebener Fläche dahin. Marie, mit untergeschlagenen Armen, dem Anscheine nach in tiefes Sinnen verloren, ging voraus. Ihr folgte in einem Abstande von etwa hundert Schritten der Oheim, dem der Pfarrer zur Linken ging; Warnfeld schloß den Zug. Von der Höhe übersieht man fortwährend den links in der Tiefe sich hinziehenden Fahrweg, zur Rechten wird die freie Aussicht durch eine Kiefernwaldung behindert, welche da, wo die Senkung des Rosenbergs gegen Lavern beginnt, in Laubholzwaldung übergeht. Marie war so weit gekommen, daß die Margarethenkapelle, an welcher der Fahrweg hart vorüberführt, ihr in gleicher Höhe links zu Füßen lag. Der Pfad theilt sich hier in mehre Aeste, welche alle nach Lavern hinabgeleiten; das junge Mädchen blieb stehen, die Gesellschaft zu erwarten. Es war ein stiller, wolkenfreier Herbstabend, die Sonne seit einer halben Stunde untergegangen, die Dämmerung noch nicht bedeutend. Die Gesellschaft war herangekommen und so eben, Mariens Schritten folgend, in den Laubwald getreten, als plötzlich aus dem Walde ein Schuß fiel und eine

matte, pfeifende Kugel dem Notar den Hut vom Kopfe riß. Im Moment war Warnfeld hinzugesprungen, den Schwankenden zu ſtützen, während Marie, wenig Schritte vor ihnen, unbeweglich in das Düſter des Waldes ſtarrte, dann mit beiden Händen ſich die Augen bedeckte. Lorent, mit augenblicklich wiedergefundener Faſſung, betrachtete mit finſtern Mienen ſeine Nichte, bis der Anruf: Was machſt du da? wen verfolgen deine Blicke? du kannteſt ihn? ſie erſchreckte.

Sie wandte ſich um, bleich, zitternd, unvermögend die Stelle zu verlaſſen, auf der ſie ſtand. Der Pfarrer näherte ſich zu ihrem Beiſtande. Sahen Sie Jemand, Fräulein? fragte er.

Nein, o nein! ſprach ſie mühſam, Niemand! wen hätte ich auch ſehen ſollen?

Der Oheim blickte ſie durchbohrend an. Für mich hatten Sie keinen Blick, Mademoiſelle; waren ſie meiner Tödtung ſo gewiß? Darf ich fragen, was Ihre Augen mit dämoniſcher Gewalt in entgegengeſetzter Richtung feſthielt.

Der Schrecken, ſtammelte ſie, die entſetzliche That! Sie lehnte ſich erſchöpft an des Pfarrers Schulter.

Warnfeld drang darauf, ſofort den Wald zu verlaſſen, in's Freie zurückzueilen und auf einem der lichten Pfade hinabzuſteigen, die über ein Felsſtück zu den Gärten führten.

Nichts davon, ſagte der Notar, das Verbrechen iſt feig und Todesfurcht mir fremd. Das alſo war's, fügte er im bitterſten Vorwurfe hinzu, um deſſen willen ich gezwungen ward, dieſen Weg zu gehen? Vortrefflich! — Er ſetzte ſich an die Spitze des Zuges, der ſchweigend die Wohnung erreichte.

Und damit war der Vorfall abgethan. Die in's Geheim vom Pfarrer und Warnfeld gemeinſchaftlich unternommenen Nachforſchungen blieben ohne Erfolg, öffentliche hatte Lorent mit größter Entſchiedenheit unterſagt. Er ſelbſt ſprach niemals wieder über das Ereigniß, dagegen zeigte er

on Stund an eine unerschütterliche Verachtung der Welt nd der Menschen und behandelte seine Umgebung mit einer Geringschätzung, die auch Warnfeld's nicht schonte. Dieser, nicht gesonnen, so unerträglichen Launen länger zum Spiel u dienen, packte seinen Reisekoffer und kam, um Abschied u nehmen. Selbst um den Preis der Demüthigung mußte orent einen Mann an sich fesseln, der ihm unentbehrlich geworden war. Er bat ihn um Vergebung und Warnfeld blieb.

Auch Mariens Geduld war erschöpft, ihre Thränen ersiegten. Sie sagte es Jedem, der es hören wollte, in welchem Grade ihre Lage eine unleidliche geworden, und daß ie an einer Veränderung derselben arbeite. Aber ihre Bemühungen waren vergeblich. Ihr erneutes Flehen, sie nach Rühlhausen zu entlassen, scheiterte an der Hartnäckigkeit hres Oheims, ein Fluchtversuch an der Treue Pierre's für einen Herrn. Seitdem unterlag sie einer strengen Beaufsichtigung und durfte ohne des Kutschers Begleitung das haus nicht mehr verlassen.

Unter solchen, all ihr Lebensglück vernichtenden Drangalen war der Frühling des Jahres 1797 gekommen. Schon egann Marie zu unterliegen, ihre Wangen bleichten, die Elasticität der Jugend, dieses Schild gegen die Pfeile des nglücks, versagte ihren Dienst. Da endlich, in der Nacht om 30. Juni zum 1. Juli, ward der unselige Notar durch en Tod allen Erdenqualen entrückt und die Leidende der reiheit, der Genesung zurückgegeben. Es war ein trauriges Sterben, das des Notars. Nicht sein Sohn, nicht seine Nichte, ein mitleidiger Fremder hatte an seinem Sterbebette estanden, die Kissen zum letzten Male ihm zurecht gelegt, ie Augen ihm zugedrückt. So war es denn endlich doch till geworden in den Räumen, wo Haß und Streit seit ahren gewaltet; aber war auch Friede gekommen dem Herzen der Ueberlebenden? Wir wollen sehen.

Am Tage, der auf die Todesnacht folgte, kam das Gericht, um durch Anlegung der Siegel den Nachlaß sicherzustellen. Es fand die einzige Verwandte in seltsamer Aufregung, unsteten Blickes, zerstreut, wunderliche, verkehrte Antworten ertheilend. Man schob es auf den Schmerz. Am dritten Tage ward der Todte in die Grube gesenkt. — Weinte sie an seinem Grabe? Nein! — So sprach wenigstens wehmüthige Trauer aus ihren Zügen? — Auch nicht! — Unruhig flogen die scheuen Blicke umher. Angst sprach aus ihren Zügen, sie zitterte, es fiel Allen auf. Und so trieb sie's vierzehn Tage lang, bis die beengenden Wände, das drückende Dach sie nicht länger duldeten, daß sie nach Trier mußte, sich in einem versteckt liegenden Gasthofe einzumiethen. Aber darauf hatte die furchtbare Nemesis nur gewartet, denn nun sie fort war, bekam das stumme Haus eine Sprache, das Flüstern ward zum Schreckensruf, der das Dorf durchflog. Schon ward er in Conz vernommen und bis nach Trier ist nur eine Meile.

So kam denn das Gericht zum zweiten Male, um die Ruhe des Todten zu stören. Ausgegraben ward er, in Stücke geschnitten, man verhörte die Hausgenossen. Welch ein trübes Licht fiel da in die dämonische Nacht einer Menschenbrust! Was ist des Menschen gepriesene Tugend, wenn Engelsmilde und schwärmerische Frömmigkeit keine Sicherheit mehr gewähren vor den Verlockungen niederer Leidenschaft; wenn eine Marie, dieses Muster weiblicher Anmuth und Sitte, zur Giftmörderin herabzusinken vermag! Und sie weilte noch in Trier, die Unglückselige? Und von so Vielen, die ihrem Schicksale, wie oft! das innigste Mitleid bezeugt, war Keiner, der sie warnte? — Doch Einer, wenn auch ein Namenloser, erwies ihr den Liebesdienst. Auf ihrem Tische fand man den Zettel. „Nur augenblickliche Flucht vermag Sie zu retten", hieß es darin. Aber ihre Spur war

han verrathen, nichts half ihr der bergende Schatten der acht, auf der Landſtraße ward die Verbrecherin ergriffen ad zum erſten Male vermochte ſie zu weinen.

Sehen wir nun, wie Schritt vor Schritt das Unglaubhe ſich enthüllte.

Der Notar, ein ſo ſchwacher, elender Mann, wie hätte in Tod überraſchen, irgend wem bedenklich erſcheinen ſollen? ber zwei Umſtände erregten Verdacht: des Sterbenden Anage und Mariens Betragen. Lorent, nach dem Genuſſe ner Limonade, welche die Nichte ihm gereicht, hatte wiederolt ausgerufen: er ſei vergiftet! Marie aber, nach Ueberichung des Getränkes, das Haus verlaſſen. Vergeblich ar alles Suchen und Rufen nach ihr geweſen, die man ſt mit dem dämmernden Tage, in ſichtbarer Verſtörung, ner Wohnung zuſchleichen ſah. Was jedoch immerhin die ienſtleute denken und flüſtern mochten, noch hielt die naiirliche Gewalt, welche die Dienſtherrſchaft auf ihre Unterebenen übt, noch hielt die gewohnte Verehrung eines ſo lienswürdigen Weſens die Zungen im Zaume. Erſt Maria's lucht nach Trier löſte ſie, und des Gerichtes Einmiſchung ard durch folgenden Vorgang beſchleunigt. Die Köchin ammers war mit dem Bauer Welder, der zu Markte wollte, ach Trier gefahren und in die Hofapotheke getreten, um im uftrage Pierre Duclos', des Kutſchers, Wachholderbeeren ir eins der Wagenpferde mitzubringen, welches am Huſten rankt war. In der Apotheke nun, wo die Lorentſchen ute ſämmtlich bekannt waren, gab ein Wort das andere, s das ſchwatzhafte Mädchen dem Gehülfen auch die Bergniß einer Vergiftung vertraute. Dies hatte zur Folge, ß eins Stunde ſpäter von dem Apothekenbeſitzer Kramer m Gerichte, unter Mittheilung der Aeußerungen der Köchin, e Anzeige zuging: daß am 29. Juni, am Tage vor dem ode des Notars, Fräulein Remy, angeblich zur Vertilgung

von Ratten, auf einen Schein ihres Oheims, vier Drachmen weißen, gepulverten Arseniks in seiner Apotheke gekauft habe. Diese Verdacht erregende Thatsache fand denn auch von Seiten des Gerichts die schleunigste Berücksichtigung. Das Dorf Tavern gehörte zwar zweien Herren, indem nur der diesseits des Grollbaches gelegene Theil kurtrierisch, der jenseitige aber luxemburgisch war und in Grevenmachern Recht zu nehmen hatte. Es ward jedoch in Trier selbst ermittelt, daß das von dem verstorbenen Notar bewohnte Haus auf der kurfürstlichen Seite liege. Nur mußte es sich treffen, daß der Stadt- und Landphysikus Hofrath Dörner beurlaubt und von Trier abwesend war, weshalb der Präsident des trierschen Criminalhofes der nach Tavern beorderten Gerichtscommission den Amts- und Stadtphysikus Doctor Chevalier von Saarburg und den Stadtwundarzt Retterath von Trier als Sachverständige beiordnete.

Als die Commission in Tavern eintraf, mußte sie mit Befremden von der Entfernung des Fräuleins Remy nach Trier hören. Sie schritt jedoch zur Vernehmung der Hausgenossen und des jungen Warnfeld. Fassen wir das Ergebniß der Zeugenaussagen zusammen.

Seit Jahren litt Notar Lorent an Magen- und Unterleibskrämpfen, gegen die er das Elixir ad longam vitam gebrauchte, ein Mittel, welches damals in allen Apotheken bekannt war und nach bestimmter Vorschrift bereitet wurde. Er war in den letzten Tagen besonders leidend gewesen, hatte das Bett wenig verlassen und, wie es immer bei gesteigertem Uebel der Fall war, über innere Krämpfe, Hitze und Brennen im Halse geklagt. Er pflegte in solcher Lage Limonade zu trinken, die sich bisweilen hülfreich erwies. Die Bereitung der Limonade geschah durch Fräulein Remy. Mit Ausnahme Warnfeld's, der den Notar einmal am Vormittage, dann zum zweiten Male Nachmittags von drei bis

vier Uhr besucht hatte, war den Tag über kein Fremder in's Haus gekommen. Um acht Uhr brachte die Köchin Hammers dem Notar, wie dies Gebrauch war, eine Karavine frischen Wassers. Lorent klagte in gebrochenem Deutsch über einen sehr bittern Geschmack und Brennen im Munde, weshalb er rasch einige Gläser Wasser trank. Eine Stunde später hörte man den Notar schellen. Er verlangte Limonade, welche von der Nichte bereitet und von ihr dem Kranken selbst gebracht wurde. Es schlug zehn Uhr, als die Hammers durch ein lautes Stöhnen und Jammern in das Krankenzimmer gerufen ward. Sie fand den Notar sehr leidend. Er sprach viel, aber nur Französisch, was die Zeugin nicht verstand. Durch Zeichen deutete er jedoch seine Schmerzen im Halse und im Leibe an, und während er mit rothem Gesichte sich im Bette krümmte und wand, rief er einmal über das andere das deutsche Wort: Gift! Die Magd, erschreckt, eilte die Treppe hinab und rief dem Kutscher über den Hof zu: der Herr sei sehr schlecht, er möge sogleich Herrn Warnfeld holen. Während der Kutscher sich entfernte, suchte die Magd vergeblich nach dem Fräulein, wobei das Stubenmädchen Gertrud Biwer ihr behülflich war.

Als eine Viertelstunde später Pierre und Warnfeld das Zimmer des Notars betraten, rief er ihnen in großer Aufregung entgegen: Das ist mein altes Uebel nicht, ich leide fürchterlich, es will mir die Eingeweide zerreißen, ich habe Gift und muß ersticken. — Als Warnfeld den Leidenden zu beruhigen bemüht war, gleichzeitig aber nach einem Arzte schicken wollte, untersagte es der Kranke mit den Worten: Nein, nein! es ist zu spät, ich sterbe, Luft! Luft! Wirklich fiel er, nachdem er einige vergebliche Versuche zum Brechen gemacht hatte, in Convulsionen und dann in Agonie. Warnfeld eilte nun nach der Küche, wo er, da das Fräulein nirgend zu finden war, den Mädchen Thee zu bereiten

befahl. Mit diesem kehrte er in das Krankenzimmer zurück. Lorent war eben aus der Ohnmacht zu sich gekommen, er vermochte, wie es schien, nicht zu sprechen, deutete aber durch Zeichen seinen brennenden Durst an. Den gereichten Thee schluckte er gierig hinunter, worauf sich wiederholtes Würgen und Brechen einstellte. Gleich darauf traten abermals fürchterliche Zuckungen ein, die mit Erschöpfung endeten. Noch einmal kehrte das Leben, nicht aber das Bewußtsein zurück. Als jene Zufälle sich zum dritten Male erneuten, erfolgte der Tod, es mochte gegen elf Uhr sein. Während Pierre wehklagend zu den Mädchen hinabstürzte, ihnen das Unglück zu verkünden, deckte Warnfeld ein Tuch über das verzerrte Antlitz des Todten, worauf er, nachdem er vergeblich auf das Fräulein gewartet, sich in seine Wohnung begab.

Dies der Hergang bei dem Ende des Notars, wie die übereinstimmenden Aussagen des Kutschers und Warnfeld's ihn feststellten.

Nach dem Zeugniß der beiden Dienerinnen, welche die ganze Nacht wach geblieben, war das Fräulein erst um drei Uhr Morgens, bleich und entstellt, nach Hause gekommen. Auf die Mittheilung der Katharine Hammers, daß ihr Oheim todt und, wie er selbst geklagt, an der vergifteten Limonade gestorben sei, erschrak sie heftig, dann sagte sie: was sprecht ihr von Gift! dessen bedurfte es nicht, ein so elendes Leben zu enden. — Schweigt davon, es ist ja kein Gift im Hause.

Nach Beendigung dieser Verhöre schritt das Gericht zur Abnahme der Siegel. Es ist zu bemerken: daß bei deren Anlegung nur das Wohnzimmer versiegelt worden war, weil ein in demselben stehendes Schreibspind Alles zu enthalten schien, was der Notar an Geld und Documenten besitzen mochte. Für gewöhnlich hatte er zwar in dem Hinterzimmer

geschlafen, seiner Krankheit wegen aber das Bett in das lichtere, freundlichere Wohnzimmer setzen lassen. In diesem war er denn auch verstorben, weshalb das Gericht, behufs der Versiegelung, das Bett mit der Leiche in das ursprüngliche Schlafzimmer hatte zurückversetzen lassen, welches mit einem besondern Ausgange nach dem Flur versehen war.

Man fand die Siegel unverletzt, im Zimmer Alles unverändert. Auf dem Tischchen, welches neben dem Bette seinen Platz gehabt, ward ein Deckelglas mit goldnem Rande bemerkt, dasselbe, nur einmal in der Wirthschaft vorhanden, in welchem Fräulein Remy die Limonade bereitet hatte. Eine Flüssigkeit befand sich nicht mehr darin, dagegen zeigten Boden und Wände des Glases eine angetrocknete, weißkörnige Substanz, welche weder Zucker, noch Cremor Tartari zu sein schien. Das Glas ward sorgfältig verhüllt und zu späterem Gebrauche versiegelt. In einem Wandschranke fanden sich sechs Fläschchen des Elixir ad longam vitam, fünf noch versiegelt, die sechste zur Hälfte verbraucht. Die letztere ward, wohl verpackt und versiegelt, gleichfalls einer gründlichen Untersuchung vorbehalten.

Vergeblich wurden alle Räume des Hauses, vorzugsweis das Zimmer des Fräuleins, zur Auffindung einer giftigen Substanz durchsucht, was jedoch die Köchin zu einer Mittheilung anregte, deren mögliche Bedeutung ihr jetzt erst einleuchtete. Als sie nämlich, so lautete ihre Erzählung, am zweiten Morgen nach Lorent's Tode, um halb vier Uhr aufstehend, eben mit Ankleiden beschäftigt gewesen und ihr Blick durch's Fenster auf Hof und Garten gefallen, habe sie mit Verwunderung ihr Fräulein so früh schon im Garten bemerkt. Einen Spaten in der Hand, sei das Fräulein, rechts von den Haselsträuchen her, quer über die Beete der Gartenthüre zugeschritten, habe den Spaten an den Gitterzaun gelehnt, welcher Hof und Garten scheide, und sei dann,

die Hausthür hinter ſich verſchließend, die Treppe hinauf, nach ihrem Zimmer gegangen. Sie, die Zeugin, habe nicht den Muth gehabt, das Fräulein nach ihrem Beginnen zu befragen, die Ausführung des Vorſatzes, im Garten ſelbſt nachzuſehen, aber unter den Beſchäftigungen des Tages vergeſſen.

Das Gericht verfügte ſich ſofort in den Garten, wo, den Angaben der Zeugin folgend, ohne Mühe unter dem Haſelgeſträuch eine friſch gegrabene Stelle entdeckt ward, nach deren vorſichtiger Unterſuchung man ſehr bald auf ein hier geborgenes, in blaues Papier gehülltes Päckchen ſtieß. Dieſes Papier, ſo formlos umgeſchlagen, wie es in Eile oder Verwirrung wol zu geſchehen pflegt, alle vier Zipfel in der Mitte zuſammengedreht, ward geöffnet, worauf zwei Schächtelchen ſichtbar wurden, die, nach ihrer Etiquette, beide aus der Hofapotheke zu Trier herſtammten. Das eine, roth von Farbe, führte die Aufſchrift: „Cremor Tartari", das zweite, kleinere, mit ſchwarzem Papier beklebte, die Aufſchrift: „Arſenik zur Vertilgung von Ratten." In beiden, nur zur Hälfte gefüllten Schachteln fand ſich, nach Entfernung der Deckel, ein weißes Pulver. Der Fund ward, behufs der vorzunehmenden chemiſchen Prüfung, unter Gerichtsſiegel in Verſchluß genommen.

Dies vollbracht, begab die Commiſſion ſich auf den Kirchhof. Der Sarg ward dem Grabe enthoben, der Deckel geöffnet. Hier aber traf das Auge auf eine in ſo hohem Grade vorgeſchrittene Verweſung, daß, nach dem übereinſtimmenden Urtheile der Sachverſtändigen wie des Gerichts, an eine vorzunehmende Section gar nicht zu denken war. Bei dem dringenden Verdachte einer vorliegenden Arſenikvergiftung war jedoch die Unterſuchung des Magens von ſo entſcheidender Wichtigkeit, daß der Verſuch gemacht werden mußte, ſich dieſes Eingeweides zu bemächtigen. Die

Aerzte zögerten auch nicht, ſich dieſem ſchwierigen und beſchwerlichen Geſchäfte zu unterziehen, und ihre Bemühungen ſollten nicht vergeblich ſein, denn, während der Körper des Verſtorbenen überall eine faſt vollendete Zerſetzung darbot, ward, nach vorſichtigſter Entfernung deſſen, was früher Bauchdecken geweſen, der Magen dergeſtalt unverſehrt angetroffen, daß er ohne Beſchädigung entfernt und unter dem Siegel des Gerichts in einem porzellanenen Gefäße der Aufbewahrung übergeben werden konnte.

Die Abenddämmerung brach herein, als die gerichtliche Commiſſion, von ihrem ſchweren, verhängnißvollen Tagewerke heimkehrend, Trier erreichte. Augenblicklich begab ſich der Richter mit dem nöthigen Perſonal in die unterdeſſen ermittelte Wohnung des Fräuleins, den Gaſthof zum goldnen Brunnen in der Dietrichſtraße. Der Wirth, Herr Kirn, berichtete: Die Geſuchte ſei vor kaum einer halben Stunde in einem Miethwagen nach Tavern abgereiſt. Indem nun der Richter, noch unter der Hausthür des Wirthshauſes ſtehend, ſeine Befehle zur raſcheſten Verfolgung ertheilte, mußte es ſich fügen, daß der Fuhrherr Werner über die Schwelle trat, um einen Schoppen Wein zu trinken. Er vernahm kaum, warum es ſich handle, als er den Richter mit der Erklärung antrat: ſein eigner Knecht ſei es, der die junge taverner Dame fahre; ſoeben jedoch laſſe der Knecht ihm durch den Schloſſerlehrling Funk, der dem Wagen bei Pallien begegnet, melden: man möge ihn ſo bald nicht heimerwarten, indem die Dame auf der Brücke noch ihn gegen hohen Lohn gemiethet habe, ſie, ſtatt nach Tavern, nach Koblenz zu fahren.

In Folge der nun abgeänderten Befehle gelang es, den Wagen der Flüchtigen, der von ſeinem Lenker eben nicht raſch befördert worden war, ſchon zwiſchen Ehrang und der Quint, eine Meile von Trier, einzuholen.

Es war elf Uhr Nachts, als die Gefangene in das Criminalgefängniß abgeliefert ward, welches ſich damals in der Fleiſchſtraße, am Kornmarkte, befand.

Der thätige Richter, welcher die Zeit benutzt hatte, dem Präſidenten des Oberhofes mündlichen Bericht zu erſtatten, gönnte der Verhafteten eine halbe Stunde zur Erholung, worauf er ſich nach dem Schöffenſtuhle verfügte und die Gefangene zum erſten Verhöre vorführen ließ.

Nachdem er ſie um Namen, Alter und im Allgemeinen um ihr Verhältniß zu ihrem Oheim befragt hatte, eröffnete er ihr: daß Lorent unter Umſtänden geſtorben ſei, welche auf Vergiftung ſchließen ließen. Er verhehlte ihr nicht, daß man ſich zu der Ueberzeugung berechtigt halte, ſie, die Nichte, habe ſich am Todestage im Beſitze von Gift befunden; weshalb ihre Verhaftung verfügt worden und jetzt ihre Erklärung verlangt werde. Die Angeklagte, der Richter hat dies ſelbſt zu den Acten vermerkt, befand ſich in einem troſtloſen Zuſtande. Sie rang ſchluchzend die Hände und machte vergebliche Verſuche zu reden.

Der Richter ſprach ihr Muth ein, indem er ſie mit Milde auffoderte, ihr Herz offen vor ihm auszuſchütten, um es von der Laſt zu befreien, welche daſſelbe zu drücken ſcheine.

Sie gab hierauf folgende Erklärung:

Mein armer Oheim iſt gewiß nicht an Gift geſtorben; mein Gott, er war ja ein ſo kranker Mann, weshalb denn an Gift?

Sie ſprach dies mit klagender Stimme. Hierauf, mit abgewandten Blicken und leiſen, eilenden Worten, ſetzte ſie hinzu:

Es iſt im Hauſe niemals Gift geweſen, woher ſollte es auch gekommen ſein?

Der Richter hielt die Fortſetzung der Verhandlung nicht für gerathen, weshalb er die Angeklagte in's Gefängniß zurückführen ließ.

Sie blieb nun geraume Zeit sich selbst überlassen. Nur mit dem vollen Rüstzeuge zum Beweise ihrer Schuld wollte der Inquirent wieder vor die Angeklagte treten. Während daher Physikus und Apotheker mit der chemischen Analyse der in dem Magen, dem Glase, den Schachteln vorgefundenen Substanzen beschäftigt waren, schritt der Richter zur vollständigen Vernehmung der Zeugen.

Auf diesem Wege ward nun auch ermittelt: daß die Remy in letzter Zeit gegen verschiedene Personen Aeußerungen wie folgende ausgestoßen hatte:

Es ist nicht auszuhalten, ich ertrage es länger nicht; biegen oder brechen, dieser Zustand muß enden!

Wird der Himmel sich denn nimmer meiner erbarmen und ihn zu sich nehmen?

Mit Recht hegte der Richter große Erwartungen von dem Zeugnisse Warnfeld's. Näher wie er hatte Keiner der Familie gestanden. Er entwarf denn auch ein abschreckendes Bild der häuslichen Verhältnisse, deren Zeuge und Mitleidender er seit Jahren gewesen. In allen übrigen Punkten zeigte er jedoch eine Zurückhaltung, die den Richter nicht befriedigte. Sobald es einer Thatsache galt, die das Fräulein zu verdächtigen geeignet war, sah man ihn, nach der Bemerkung des Inquirenten in den Acten, mit der Antwort zögern, die Frage umgehen, sich zweideutig ausdrücken, oder wol auch mit Unwissenheit sich entschuldigen. Statt einer freimüthigen, dem Richter entgegenkommenden Mittheilung, ließ er hundert Dinge mühsam sich abfragen. Dem Inquirenten entstand das Gefühl: Warnfeld halte mit der Hauptsache hinter dem Berge, er wisse mehr, als er zu bekennen Neigung habe. Klagende Aeußerungen, auch unwillige aus Mariens Munde vernommen zu haben, gestand er ein, entschuldigte sie aber mit der verzeihlichen Aufregung des Augenblicks. Das Fräulein, sagte er, besitze ein zu weiches,

großmüthiges Herz, um nicht gern zu verzeihen und leicht zu vergessen. Das Auffinden von Arsenik habe auch ihn überrascht, aber man müsse das Fräulein doch darüber hören: das Vergraben der Schachteln könne so gut auf einer straflosen Absicht beruhen, als ihre nächtliche Abwesenheit eine natürliche Erklärung finden.

Leider diente die Vernehmung des Pfarrers Gläsener nur dazu, einen neuen, bedenklichen Punkt an's Licht zu ziehen. Zur Mittheilung alles dessen aufgefodert, was ihm über die Verhältnisse der Familie bekannt geworden, hatte der Pfarrer denn auch jenes überraschenden, das Leben des Notars bedrohenden Ereignisses im taverner Walde gedenken müssen. Auf der Stelle ward auch Warnfeld über den Vorfall vernommen. Seine Angaben stimmten mit denen des Pfarrers im Ganzen überein, nur wollte er, in seiner Beschäftigung mit Lorent, das Benehmen des Fräuleins übersehen haben. Auf die Vorhaltung des Richters: weshalb er dieses wichtigen Vorganges früher keiner Erwähnung gethan? erwiderte er: daß er danach nicht gefragt worden und keinen Beruf in sich fühle, als Ankläger einer Dame aufzutreten, der er seit Jahren eine wohlbegründete Achtung zu erweisen gewöhnt sei.

Unterdessen waren die den Sachverständigen vom Gerichte aufgetragenen Untersuchungen beendet worden. Sie ergaben folgendes Resultat:

Die beiden im Garten aufgefundenen Schächtelchen, von dem Besitzer der Hofapotheke, als aus seiner Officin stammend, anerkannt, enthielten das schwarze: weißen Arsenik, das rothe: Cremor Tartari. Beide, jetzt nur halbgefüllte Schachteln waren beim Verkaufe ganz voll gewesen.

Der an den Wänden des Limonadenglases befindliche Ueberzug war Arsenik, mit Zucker und Weinsteinsäure gemischt.

In dem Magen des Verstorbenen hatte sich neben den Spuren von Weinsteinsäure und Zucker eine große Menge weißen Arseniks vorgefunden, hinreichend, den Tod vieler Menschen zu bewirken, die Magenwände zeigten sich mäßig entzündet. Da nun, nach den Aussagen der Zeugen, der Verstorbene über brennenden Schmerz im Magen und Schlunde, über heftigen Durst, Uebelkeit und kolikartiges Reißen im Unterleibe geklagt, auch unter schmerzhaftem Würgen mehre Male gebrochen hatte, zuletzt von convulsiven Bewegungen, Krampf und Zittern der Extremitäten, wiederholten Ohnmachten befallen worden, diese Symptome aber insgesammt die der Arsenikvergiftung sind, so gaben die Aerzte ihr Gutachten dahin ab: daß der Tod des Verstorbenen in Folge einer Arsenikvergiftung nicht zu bezweifeln sei.

Wie einfach der Fall, von Seiten der ärztlichen Wissenschaft betrachtet, sich auch darstellte, war er doch von den Sachverständigen mit jener Gründlichkeit behandelt worden, welche die Wichtigkeit einer Vergiftung in Anspruch nimmt. Aerztlichen Beistandes hatte der Verstorbene sich niemals bedient, man hatte nur die Mittheilungen seiner Umgebung, aber sie reichten aus, ein treues Bild seiner langjährigen Körperleiden zu gewinnen. Der Notar, nach der Beschreibung ein großer, hagerer Mann, von gelbem Antlitze, eingefallenen Wangen, ohne Appetit, von Magen- und Unterleibskrämpfen heimgesucht, oft über Congestionen nach dem Kopfe, fliegende Hitze, Trockenheit im Halse und brennenden Durst klagend, dabei von einer hypochondrischen Reizbarkeit, welche seine üble Laune bis zur Wuth zu steigern vermochte, dieser Mann war unstreitig ein schwerer Unterleibskranker. Ob die Quelle seiner Leiden nur in einer Verstimmung des Gangliensystems, oder wahrscheinlicher in krankhaften Entartungen wichtiger Organe, z. B. der Leber zu suchen, war bei der Unmöglichkeit, eine Section vorzunehmen,

nicht zu ermitteln. Aber fünf Jahre schon kämpfte er mit demselben Uebel, und es war kein Grund zu der Annahme vorhanden, der Organismus sei außer Stande gewesen, diese Störungen länger zu tragen, der Notar sei an einer Unterleibskrankheit verschieden. Allerdings hatte er in den letzten vierzehn Tagen besonders gelitten, aber doch nur an den alten Uebeln, die oft schon in diesem Grade aufgetreten und dann wieder geschwunden waren. Ein lebensgefährliches Symptom ward von keinem der Zeugen bekundet. Nun stand fest: daß der Verstorbene an seinem Todestage nichts genossen hatte, als einige Tassen Thee und die Limonade. Ob er von dem Elixir genommen, war zweifelhaft, jedoch wahrscheinlich, weil er über einen sehr bittern Geschmack im Munde geklagt hatte und es eine sich oft wiederholende Erscheinung ist, daß bei krankhaften Verstimmungen selbst solche Medicamente, an welche die Leidenden gewöhnt sind, mit besonderer Stärke auf die Geschmacksnerven einwirken. Wie dem indessen auch sein mochte, ob er von dem Elixir genommen oder nicht, der Inhalt der zurückgelassenen Flasche war untersucht und wirklich als jenes unverfälschte, unschädliche Medicament erkannt worden. Aber auch der Thee, den der Verstorbene am Morgen und Mittage seines Todestages getrunken, mußte frei von jeder verderblichen Substanz gewesen sein, weil nach dessen Genusse auch nicht die mindeste nachtheilige Wirkung eingetreten war. Wie ändert sich dagegen die Scene noch in der ersten Stunde nach dem Trunke der Limonade! Es treten die nicht zu verkennenden Symptome der Arsenikvergiftung ein, bis zum Tode andauernd, und das Arsenik selbst, gemischt mit den übrigen Ingredienzien der Limonade, wird im Magen des Todten, wird in dem Glase angetroffen.

Den raschen Eintritt des Todes hielten die Aerzte naturgemäß bedingt durch die große Quantität des verschluckten

Giftes; in ihr fanden sie auch die Erklärung: weshalb der Magen des Verstorbenen nicht in höherem Grade noch von Entzündung ergriffen worden. Die Auffaugung des Giftes durch den Organismus, sagten sie, der Uebergang in's Blut und dessen Vergiftung sei so rasch erfolgt, daß tödtliche Nervenlähmung eingetreten, bevor das Arsenik noch Zeit gehabt, seine volle ätzende Wirksamkeit zu äußern.

Der eilende Fortschritt der Verwesung durfte, nach dem Urtheil der Aerzte, nicht überraschen. Die Erfahrung, meinten sie, habe es zwar bestätigt, daß Arsenik die Verwesung öfters verzögere, ja in einzelnen Fällen dem Körper ein fast mumienartiges Gepräge verleihe; doch sei dies kein Axiom, vielmehr constatirt, daß dieses Gift nicht selten gerade das Gegentheil bewirke, was sie durch Anführung bestimmter Beispiele erwiesen. Erwäge man nun, daß die Leiche zwei und einen halben Tag, bei ungewöhnlich heißer Sommerluft, über der Erde geblieben, so erscheine es ganz natürlich, wenn die antiseptische Wirkung des Arseniks sich nur auf den mit ihm überfüllten Magen beschränkt habe.

So war denn von Seiten des Richters, wie der Sachverständigen, zur Aufdeckung eines im Dunkel schleichenden Verbrechens Alles geschehen, was Pflicht und Einsicht, Wissenschaft und Erfahrung zu leisten vermögen, und es fehlte zur Aufhellung einiger Nebenpunkte nur noch an dem Geständnisse der Schuldigen.

Seit ihrer Verhaftung waren zwei Monate verstrichen. Der Inquirent hatte sie allwöchentlich im Gefängnisse besucht, um ihre etwaige Beschwerden zu hören, jedoch immer nur verneinende Antworten empfangen. Nun beschloß er den entscheidenden Schritt zu thun.

Es war am 4. September, als er die Angeklagte zum Verhöre vorführen ließ. In ernster Haltung durchging er mit ihr die Ergebnisse der Untersuchung. Marie Remy

horchte mit gespannter Aufmerksamkeit der Erzählung, die sie mit Seufzern, dumpfen Schmerzenstönen, mit einer zuckenden Geberde begleitete. Sie haben den Besitz von Gift geleugnet, schloß der Richter; doch hier ist die Schachtel, welche sie am Tage vor dem Tode Ihres Oheims erkauften. Damals war sie bis zum Rande mit Arsenik angefüllt, blicken Sie her, die Hälfte ihres Inhaltes fehlt; hier aber, indem der Inquirent die Thür öffnete und den Apotheker Kramer eintreten ließ, hier steht der Mann, der Ihnen das Gift verkaufte.

Jesus, Maria! rief die Angeklagte aus, indem sie, erschrocken sich abwendend, mit der einen Hand die Augen bedeckte, während die andere abwehrend gegen den Apotheker ausgestreckt war. Der Inquirent ersuchte den Apotheker wieder abzutreten.

Gönnen Sie mir einige Minuten zu meiner Fassung, sagte sie flehend, indem sie auf einen Stuhl niedersank. Doch nach kurzer Rast sich erhebend, sprach sie mit zitternder, aber erhobener Stimme:

Was zögere ich noch? Mein Schicksal ist entschieden, und reichlich habe ich es verschuldet. Vergeben Sie mir meine frühere Lüge. Damals wagte die gottvergessene Sünderin, in ihrer Verblendung, noch auf Rettung zu sinnen. Das ist vorbei, die rächende Gottheit hat im Dunkel der Nacht und meiner Sinne mich die unrechte Schachtel ergreifen lassen. Ja, mein Oheim ist durch meinen Willen und meine Hand gestorben, er ward zwiefach durch mich gemordet, wissentlich das eine Mal, unwissentlich, als ich ihm das Gift reichte.

Zu dieser Erklärung hat der Inquirent an den Rand der Verhandlung die Bemerkung geschrieben:

Die innere Unwahrscheinlichkeit, welche in diesem bedingten Geständnisse liegt, ungerechnet, war das theatralische Pa-

thos, in welchem Inquisitin sprach, nicht geeignet, Glauben an sie zu erwecken.

Vergeblich waren des Richters Bemühungen zur Aufhellung der Dunkelheiten, welche dieses Bekenntniß enthielt; umsonst seine Vorstellungen, seine Auffoderungen zur Erklärung, was sie unter den Worten verstehe: den Oheim wissentlich gemordet zu haben, wenn sie gleichzeitig leugne, ihm das Gift in feindseliger Absicht gereicht zu haben.

Darüber, sagte die Angeklagte, werde sie dem Gerichte niemals Auskunft geben; was dem weltlichen Richter gebühre, sei erfüllt; was sie mit Gott abzumachen habe, gehe die Welt nichts an, sei ein düsteres Geheimniß, welches sie nur in der Beichte vertrauen könne, weshalb sie um den Besuch des Pfarrers von Conz bitte.

Allerdings, sprach der Richter nach kurzem Besinnen, gibt es Sünden gegen Gott, deren Ahndung das weltliche Gesetz sich nicht anmaßt, z. B. sträfliche Gedanken. Der weltliche Richter zieht nur die That vor seinen Richterstuhl, und auch dann nur die That, welche das Gesetzbuch seines Landes mit einer Strafe bedrohte. Der Mord ist ein nach göttlichem und menschlichem Gesetze schwer verpöntes Verbrechen, aber auch für die volle Strafe des Mordes verlangt der Richter die That. Ich frage Sie nun: ist es eine That, der Sie sich anklagen, eine That, welche den Tod Ihres Oheims bewirken sollte und wirklich bewirkt hat?

Eine nur zu mörderische That, erwiderte die Angeklagte, indem sie die Hände rang, eine fluchwürdige That, welche den Tod meines Oheims bezweckte und ihr Ziel erreicht hat. Doch lieber jede Qual erdulden, als diese That näher bezeichnen.

Der Richter verhehlte der Angeklagten nicht, daß ihre Angabe: nur aus fahrlässiger Verwechselung zweier Schachteln das Gift in die Limonade gestreut zu haben, der Hoff-

nung entbehre, vor dem Gerichte Glauben zu finden, daß sie jedoch den Vorgang mit allen Nebenumständen angeben möge. Hierauf ließ sich die Angeklagte also vernehmen:

Ich befand mich am Todestage meines Oheims in großer Unruhe und Aufregung ... Da Marie Remy hier inne hielt, fragte der Inquirent nach dem Grunde dieser Aufregung. Die Angeklagte versicherte, diesen Grund verschweigen zu müssen, worauf sie in ihrer Erzählung fortfuhr: Der Abend begann zu dunkeln, ich war im Garten, Käthchen rief mir, der Oheim verlange Limonade. Ich ging auf mein Zimmer. Im Wandschrank stand eine Schale mit gestoßenem Zucker, auch die Schachteln, welche ich Tags vorher von Trier mitgebracht, standen darin. Käthchen brachte das Glas mit Wasser, ich that von dem Zucker hinein, dann öffnete ich, meiner Meinung nach, das Schächtelchen, welches den Cremor Tartari enthielt, und schüttete von seinem Inhalte einige Theelöffel voll in das Wasser. Ich stand in tiefen Gedanken und rührte in dem Glase, bis plötzlich die Stimme des Oheims über den Flur herüber mich aufschreckte, der ungeduldig nach der Limonade verlangte. So brachte ich denn das Glas dem Oheim herüber.

Trank er daraus?

Er leerte es fast auf einen Zug.

In welchem Zustande fanden Sie den Oheim?

Wie ich ihn oft gesehen, mit erhitztem Antlitze, über Trockenheit im Halse, Durst und bittern Geschmack im Munde klagend. Er schalt, daß ich ihn habe warten lassen, darauf ging ich wieder.

Wohin? — Die Angeklagte schwieg. — Wo waren Sie die Nacht?

Das muß ich verschweigen.

Diese Verwechselung der Schachteln ist sehr unwahrscheinlich, sprach der Richter.

Doch nicht! Es war im Schranke ganz dunkel und ich in Verwirrung, lautete die Antwort.

Ihre Verwirrung, sagte der Inquirent, kann nicht groß gewesen sein: Ihre Erzählung gibt den Beweis, wie gut Sie sich der kleinsten Umstände erinnern, welche Ihre Verrichtung begleiteten. Und dessen ungeachtet wollen Sie vergessen haben, daß es eine Giftschachtel war, welche Sie Tags vorher erst in den Schrank stellten? wollen Sie zwei Schachteln verwechselt haben, die in der Größe so verschieden waren? Glücklicherweise befindet sich das Gericht in der Lage, Sie von der Unwahrheit Ihrer Darstellung zu überzeugen. Erfahren Sie denn: der Rückstand im Glase ist untersucht worden. Er enthielt allerdings Zucker und Arsenik, aber auch Cremor Tartari; es ist daher klar, daß eine Verwechselung der Schachteln nicht stattgefunden, daß Sie zur Bereitung Ihrer Limonade vielmehr beide Schachteln geöffnet, den Inhalt beider benutzt haben müssen.

Ach! es ist nur zu möglich! erwiderte die Angeklagte; in Gedanken verloren, habe ich die Bereitung der Limonade nur mechanisch verrichtet.

Weshalb, wenn Sie des Giftmordes sich nicht schuldig wußten, vergruben Sie die Schachteln?

Es geschah in Angst und Verwirrung, erwiderte die Angeklagte. Sollte mein Oheim doch, nach seiner eigenen Versicherung, in der von mir bereiteten Limonade den Tod getrunken haben. Ich allein war im Besitze von Gift. Womit vermochte ich meine Unschuld zu erweisen? Deshalb vergrub ich das Arsenik und thörichterweise zugleich den Cremor Tartari.

Der Inquirent wandte sich nun zu dem Attentate auf dem Rosenberge. Indem er den Vorgang noch einmal ihrem Auge vorüberführte, mit ihrem Drängen, den Bergpfad zu wandeln, ihrem leitenden Voranschreiten, dem völligen Ueber-

ſehen ihres Oheims nach dem Schuſſe, während, ohne Muth ſich umzublicken, ihr Auge nur vorwärts am Dickicht gehaftet; bis ſie zitternd ſich die Augen verhüllt habe, foderte er ſie zu einem offenen Geſtändniſſe auf.

Dieſer Mordverſuch iſt mir völlig fremd, ſagte die Angeklagte, noch in dieſer Stunde habe ich keine Ahnung über den Urheber. Iſt mein Benehmen bei dem Vorfalle ein ungewöhnliches geweſen, verdächtigt es mich, ſo muß ich dem Gewiſſen meiner Richter jede Folgerung daraus überlaſſen; das meinige verbietet mir, weitern Aufſchluß zu ertheilen. Mein Leben, ich weiß es, iſt verwirkt. Ich ſterbe gern, ich bin eine große Sünderin, kein Wunſch, keine Hoffnung kettet mich an's Leben, macht mir den Abſchied ſchwer.

Am Schluſſe der Verhandlung hat ſich der Inquirent über den Eindruck, den die Inquiſitin auf ihn gemacht, dahin ausgeſprochen: er halte ſie für eine gewandte Schauſpielerin, und es fehle nicht an Anzeichen, daß ſie auf Flucht ſinne.

Die Beichte, welche die Remy am nächſten Tage dem Pfarrer Kanaris von Conz ablegte, war weder von Einfluß auf ihr Bekenntniß, noch auf ihre Zurückhaltung. Sie blieb beiden treu.

Die bisher mit großer Thätigkeit geführte Unterſuchung ſollte nun eine bedeutende Verzögerung erleiden. Was irgend zur Aufklärung der Sache führen konnte, war geſchehen, von der Angeklagten nichts mehr zu hoffen, bis auf den Vertheidigungspunkt waren die Acten zum Spruch reif. Da, nach deutſchem Proceſſe, drohte dem Inquirenten noch eine zeitraubende, mühſame Arbeit. Es galt, den ganzen Proceß in Fragen bringen, ſie der Angeklagten vorlegen, ihre Antworten daneben ſchreiben. Dies Verfahren wird Spezialinquiſition in engerem Sinne, oder auch artikulirtes Verhör genannt. Es darf nicht überraſchen, wenn der durch

andere gleichzeitige Untersuchungen schwer in Anspruch genommene Richter eine geraume Zeit verstreichen ließ, bevor er zum Werke schritt. Ein Zwischenfall sollte ihn zu neuer Thätigkeit aufrufen, indem seine Voraussicht einer beabsichtigten Flucht ihre Bestätigung fand. Ein von Außen her unternommener Bestechungsversuch war durch des Gefangenaufsehers Treue, ein zweiter Versuch, der Angeklagten ein Schreiben einzuhändigen, als sie vom Gefängnisse über die Straße nach dem Schöffenstuhl zum Verhöre geführt ward, durch die Aufmerksamkeit des Gerichtsdieners vereitelt worden. Nun wurden eines Morgens die weitvorgeschrittenen Anstalten zur Befreiung der Gefangenen zur rechten Zeit noch entdeckt, um ihrem Entrinnen vorzubeugen. Ihr Gefängniß befand sich im dritten Stockwerke des Hinterbaues. Das saubere Zimmer gestattete durch ein helles Fenster den erquickenden Blick auf den jenseitigen romantischen Thalrand der Mosel, auf die reizend zauberische Welt, welche aus starren Felsen und grünenden Wäldern, aus Klippen und Gärten mit eingestreuten Häusern so wechselvoll sich zwischen dem Kreuz- und Kochelsberge, dem Balduins- und Weißhäuschen, zwischen den Dörfern Euren und Pallien auferbaut. Wie oft mochte diese herrliche Natur die arme Gefangene getröstet haben!

Nun traf sich's, daß in der Frühe der seine Runde machende Gefängnißwächter auch die Thür nach seinem Gärtchen öffnete, seinen Hund hinauszulassen, durch dessen wüthendes Gebell die Entdeckung herbeigefährt ward. Man vernahm noch die Flucht der über die Zäune Entspringenden, ihre Leitern im Stiche lassend, die sie mit Kühnheit bis zur Höhe der Remy'schen Zelle aufgerichtet hatten; man fand endlich die Stäbe des Eisengitters zur größten Hälfte durchfeilt. Die Gefangene ward in derselben Stunde noch in ein Gemach versetzt, welches nach der Straße hinausging.

Der Inquirent, mit Tagesanbruch von dem Vorfalle unterrichtet, kam und ließ die Angeklagte zum Verhöre führen. Sie leugnete, um den Befreiungsversuch gewußt, überhaupt Verbindungen nach Außen zu haben. Von einem Geräusche aus dem Schlafe geweckt und lauschend im Bette aufgerichtet, habe sie das Arbeiten einer Feile zu erkennen geglaubt, als es draußen laut geworden und nicht lange darauf der Aufseher des Gefangenhauses zu ihr eingetreten sei, um sie ihrer bisherigen Wohnung zu entführen.

Der Inquirent fühlte sich veranlaßt, seine Zweifel an der Wahrheit dieser Angaben auszudrücken. Und doch, sagte die Angeklagte, liegt eine Befreiung so wenig in meinen Wünschen, daß ich seit Tagen nur auf Ihren Besuch gewartet habe, um meine früheren Bekenntnisse vor Ihnen zu vervollständigen. — Wer bebte nicht vor dem Entschlusse zurück, einem Fremden, zumal dem Richter, den vollen Blick in das aufgedeckte, sündige Herz zu gestatten? Ich meinte genug gethan zu haben für den Richter, der mein Urtheil zu sprechen hat; dem Tode verfallen, drängte es mich, in etwas mindestens die Schwärze meiner That zu verhüllen. Ich bin zur Erkenntniß meines Unrechts gekommen und dessen, was Schuld und Reue mir gebieten. Nehmen Sie denn mein volles, reuiges Bekenntniß hin:

Seit Jahren bin ich mit dem Gedanken vertraut gewesen, dem Leben meines mich mishandelnden Oheims ein Ziel zu setzen; ich trug die Qualen nicht länger. Einen entlassenen, nach Frankreich heimkehrenden Soldaten erkaufte ich mir, um am 20. October des vorigen Jahres meinen Oheim an der Stelle niederzuschießen, die dem Werkzeuge meiner Rache genau durch mich bezeichnet war. Mit dem fallenden Schusse ergriff mich jedoch das volle Bewußtsein meiner Schuld. Ich schrie auf und wähnte mich entdeckt; Angst fesselte mein Gebein am Boden. Doch ich kam zur

Besinnung und der misglückte Versuch schreckte mich auf lange Zeit zurück. Aber mein Leiden rief mir die alten, schrecklichen Gedanken wieder wach. So, auf einen Schein, den der Oheim vorlängst mir ausgestellt, erkaufte ich das Gift in der Apotheke, um es, am folgenden Tage schon, in die Limonade zu schütten. Von Unruhe und Zweifel verzehrt, hatte ich den ganzen Tag mit mir gekämpft. Als Lorent, im Abenddunkel, selbst nach dem Getränke verlangte, war sein Geschick entschieden. Doch mit der vollbrachten That faßten mich Angst und Entsetzen, daß ich das Dickicht des Waldes durchirrte, bis die Morgendämmerung mir sagte, daß ich endlich doch einmal in's Haus zurückkehren müsse. Es ist Ihnen bekannt, wie seitdem jeder meiner Schritte, jedes meiner Worte mich verdächtigt, mich verrathen hat, bis man der Flüchtenden sich auf der Landstraße bemächtigte.

Dieses inhaltschwere Geständniß ward, wie der Richter im Protokolle bemerkt hat, zwar mit allen Zeichen wahrhafter Reue, zugleich aber ohne jede Exaltation abgelegt. Die Angeklagte war ruhig, klar, in jeder Beziehung ihrer Sinne mächtig.

Und Ihre frühere Aussage? fragte der Richter, — war eine ungeschickte Lüge, unterbrach ihn Marie, die im ersten Momente schon von Ihnen durchschaut ward.

Bei diesem Bekenntnisse, mehre Male von ihr wiederholt, verharrte sie denn auch im artikulirten Verhöre. Sie hatte die Bestellung eines Vertheidigers abgelehnt, der ihr jedoch, auf den Antrag des Inquirenten, in der Person des Rechtsbeflissenen R.. zugeordnet wurde. Beim besten Willen fand er nichts zu vertheidigen. Das vollständige Bekenntniß stand mit den Zeugenaussagen, mit dem Leichenbefunde in genauester Uebereinstimmung. Dem Vertheidiger blieb nichts, als der Versuch, die rathlose Jugend der Ver-

brecherin, ihr unglückliches Verhältniß im Hauſe des Oheims als Milderungsgründe geltend zu machen.

Dies Bemühen fand, wenn es auch die Todesſtrafe abzuwenden nicht vermochte, doch Seitens des Gerichtes in ſoweit Berückſichtigung, daß auf die mildeſte Todesſtrafe erkannt wurde.

In der Sitzung nämlich vom 20. Februar 1798 verurtheilte der kurfürſtliche Oberhof zu Trier Marie Remy, wegen Giftmordes, an ihrem Oheim, dem Notar Lorent verübt, zur Strafe des Todes, die in öffentlicher Hinrichtung durch das Schwert an ihr zu vollſtrecken ſei.

Die Unglückliche empfing die Eröffnung dieſes Urtheilſpruches mit bewunderungswürdiger Faſſung und der Erklärung: daß ſie den Tod verſchuldet habe und nur um Beſchleunigung der Urtheilsvollſtreckung bitte.

Eine Appellation war nach kurtrierſcher Gerichtsverfaſſung unzuläſſig. Es gab in Criminalſachen nur eine Inſtanz. Die Urtheile wurden, nach erfolgter Beſtätigung durch die Regierung, ohne Weiteres vollſtreckt. Die Verſendung der Acten an die Univerſitäten, in vielen andern deutſchen Landen im Gebrauch, war im Kurfürſtenthum Trier ausdrücklich verboten. Unter dieſen ungünſtigen Verhältniſſen blieb dem Vertheidiger keine andere Hoffnung, als die geringe, auf ein beim Kurfürſten einzureichendes Begnadigungsgeſuch. Aber während er noch mit Entwerfung dieſes Geſuchs beſchäftigt war, welches die an den Kurfürſten einzuſendenden Acten begleiten ſollte, trat ein Ereigniß ein, wohlgeeignet, ihn mit friſchen Hoffnungen zu beleben: der Umſturz nämlich der geſammten bisherigen Gerichtsverfaſſung und die Einführung einer neuen Geſetzgebung und eines neuen gerichtlichen Verfahrens. Dies hing alſo zuſammen.

Das deutſche Land auf dem linken Rheinufer hatte un-

zählige Herren. Mit seiner Eroberung durch die Franzosen begannen deren Organisationen, Veränderungen der Verwaltung, der Rechtsverfassung, die aber durch Verfügung des Directoriums vom 26. Februar 1797 sämmtlich wieder aufgehoben wurden. General Hoche ward mit Wiederherstellung aller ehemaligen Regierungen, Aemter, Gerichte beauftragt, wie sie zur Zeit der alten Landesherren vorhanden gewesen. Demgemäß waren auch zu Trier und Koblenz die Oberhöfe, die einzigen Criminalgerichte des Landes, aus demselben Richterpersonale erneut worden, aus welchem sie zur Zeit des Einmarsches der Franzosen bestanden hatten. Von alter Zeit her wurden diese Gerichtshöfe auch wol noch Schöffengerichte oder Hochgerichte und die Richter Blutschöffen genannt. Bis zum Jahre 1765 hatte bei ihnen, nach gutem deutschen Rechte, noch der Anklageproceß gewaltet; als aber die irrige, mehr und mehr sich verbreitende Ansicht von der Vorzüglichkeit des Inquisitionsprocesses auch im Kurfürstenthum seine verderblichen Wurzeln schlug, hatte Kurfürst Johann Philipp unterm 23. Februar des genannten Jahres den Anklageproceß abgeschafft und an dessen Stelle den Inquisitionsproceß eingeführt. Der für das obere Erzstift eingesetzte Oberhof hielt seine Sitzung zu Trier, im ehemaligen Schöffenstuhle, auf der Fleischstraße, in dem Hause, welches jetzt Eigenthum des Gutsbesitzers Mohr ist. Der Gerichtshof zählte funfzehn Richter, von denen vier als Criminalcommissarien die Untersuchungen führten. Mindestens sieben Richter mußten nach altdeutschem Herkommen beisammen sein, um ein gültiges Urtheil zu sprechen.

Es war ein hochgeachtetes, mit trefflichen Richtern besetztes Gericht, sein Präsident der wirkliche Geheimerath Reuland, dessen Stelle jedoch, da er beim Einmarsch der Franzosen ausgewandert war, durch den jedesmal ältesten Richter vertreten ward. Von all den würdigen Männern

iſt nur Einer noch am Leben, der bisherige Generalprokurator Eichhorn am Reviſionshofe zu Berlin.

Dieſer kurtrierſche Oberhof nun war es, welcher die Unterſuchung gegen Marie Remy geführt und das Todesurtheil gegen ſie ausgeſprochen hatte. Aber große Veränderungen wurden vorbereitet, während jene Unterſuchung noch in vollem Gange war. Durch einen Beſchluß vom 17. November 1797 nämlich ernannte das Directorium den Bürger Rudler, Richter am Caſſationshofe zu Paris, zum Commiſſar für die Lande zwiſchen Maas und Rhein, und Rhein und Moſel. Sein oſtenſibler Auftrag lautete dahin: den herrſchenden Misbräuchen daſelbſt ein Ende zu machen, der geheime Auftrag aber: das Land in vier Departements einzutheilen und franzöſiſche Verwaltung und franzöſiſches Recht einzuführen.

So geſchah es denn, daß Trier zum Hauptort des Saardepartements erklärt und mittels Beſchluſſes des Bürgers Rudler vom 21. März 1798 das franzöſiſche Criminalrecht mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens eingeführt wurde. Ueber Polizeivergehen erkannten Polizeigerichte, über Verbrechen Criminalgerichte und Geſchworne.

Der trierſche Departements-Gerichtshof erhielt zwanzig Richter mit einem Commiſſar des vollziehenden Directoriums. Das Gericht zerfiel in ein Civil- und in ein Criminaltribunal. Statt der ſpäter erſt eingeführten Appell- und Reviſionshöfe ward eine aus acht Bürgern beſtehende Anklagejury eingeſetzt. Alle Caſſationsgeſuche gingen an den Caſſationshof in Paris. Die noch ſchwebenden Sachen ſollten von den neuen Richtern nach den früheren Geſetzen zum Schluß gebracht, dann aber nach dem neuen Verfahren und dem neuen Criminalgeſetzbuche abgeurtheilt werden.

Dies alſo war die neue Verfaſſung, welche vier Wochen nach dem gegen Marie Remy ergangenen Urtheile in's Leben

trat und den Vertheidiger, da die Absendung der Acten noch nicht erfolgt war, zur sofortigen Einlegung der Cassation veranlaßte.

Mit scharfem Auge durchforschte er die Untersuchungsacten zur Auffindung eines Verstoßes gegen die gesetzlichen Formen, bis es seinem Scharfblicke gelang, den eine erfolgreiche Anfechtung verheißenden Punkt zu entdecken.

Nach der schon erwähnten Verordnung des Kurfürsten, am 23. Februar 1765 zu Ehrenbreitstein erlassen, sollten, bei Strafe der Nichtigkeit, alle Criminalverhandlungen durch eine Commission aufgenommen werden, bestehend aus einem Richter des Oberhofes, aus einem protokollführenden Gerichtsschreiber und einem rechtserfahrnen Schöffen. Man hatte also die alte Vorschrift des deutschen Prozesses, welche zwei Schöffen als Beisitzer verlangte, auf die Hälfte ermäßigt. Indem der Vertheidiger nun, bei genauer Durchsicht der Acten, auch die Unterschriften der Protokolle einer scharfen Prüfung unterwarf, fiel ihm auf, daß der Name des Schöffen Schlicht, welcher sich unter der zu Tavern aufgenommenen Verhandlung unterzeichnet fand, in der ganzen Untersuchung nicht wieder vorkam. Seine emsigen Nachforschungen stellten nun Folgendes heraus. Der Bürger Melchior, der dem Inquirenten zugeordnete Schöffe, war am Morgen der Abfahrt nach Tavern erkrankt und ihm der Bürger Schlicht als Substitut bestellt worden. Der Actuar, der dies besorgte, war der Meinung, daß Schlicht seit längerer Zeit schon als Beisitzer geprüft und vereidet sei. Dem war jedoch nicht so, die Prüfung hatte er bestanden, seine Vereidigung aber war erst einige Tage nach der taverner Verhandlung erfolgt. Auch der Inquirent war in demselben guten Glauben gewesen und verblieben, bis der Vertheidiger den Irrthum ans Licht zog. Durch diese völlig absichtlose Verletzung der Form war nun Alles null und nichtig, was das Gericht in

Tavern verhandelt hatte, und damit das Caſſationsgeſuch auf das vollſtändigſte begründet.

Hiermit jedoch noch nicht zufrieden, ſetzte der Vertheidiger Alles in Bewegung, ſeinen Anträgen in Paris die beſte Aufnahme zu bereiten. Indem er ſein geſetzliches Recht auf Caſſation des Urtheils überzeugend entwickelte, verſäumte er nicht, gleichzeitig hier und dort die Geburt ſeiner Clientin geltend zu machen. Sie war Franzöſin, durch Zufall nur und wider ihren Willen ihrem natürlichen Richter und vortrefflichen Geſetzen entzogen, welche ſeit Jahren ſchon in ihrem Vaterlande blühten. Jung, eine Waiſe, jedes Schutzes entbehrend, war ſie im Auslande von einem fremden Gerichtshofe verurtheilt worden, doppelt daher ihr Anſpruch auf die Wohlthat der neuen Geſetzgebung. Durch ſolche Vorſtellungen gelang es dem Vertheidiger, den Bürger Rudler und andere gewichtige Stimmen zu gewinnen: den Bürger Lintz, Präſidenten der unlängſt in Trier gegründeten Centralverwaltung; ferner die Bürger Labourdinières, Lafontaine, Bourquenau, commissaire du gouvernement, die letzten Drei Franzoſen und alle bei der Centralverwaltung angeſtellt. Erſt nachdem ſo bedeutende Perſonen ihren Einfluß bei dem Juſtizminiſter Abrial bethätigt hatten, wahrſcheinlich auch der Caſſationshof ſelbſt durch den Bürger Rudler vorbereitet worden war, ließ der Vertheidiger ſein Caſſationsgeſuch mit den Acten nach Paris abgehen.

Seine Hoffnungen wurden auch nicht getäuſcht. Durch Beſchluß vom 11. Juli 1798 erkannte der Caſſationshof das angebrachte Caſſationsgeſuch für begründet, verwarf demgemäß, wegen verletzter Rechtsform, das gegen Marie Remy vom Oberhofe zu Trier ausgeſprochene Todesurtheil und verwies die Sache vor die Anklagegeſchwornen von Trier.

In Folge dieſer Entſcheidung gingen die Acten an den öffentlichen Ankläger, Bürger Hannes, der ſeine weitern

Anträge bei der Anklagejury formirte, worauf dieſe in ihrer Sitzung vom 3. Juli dahin erkannte: daß die wegen Ermordung ihres Oheims, des Notar Lorent, gegen Marie Remy erhobene Anklage für begründet zu erachten ſei und die öffentliche Verhandlung der Sache vor den nächſten Aſſiſen zu Trier ſtattfinden ſolle.

So war denn Alles erreicht, was der treffliche Vertheidiger mit klarem Blicke als erreichbar erkannt hatte. Was aber war damit gewonnen? Wozu die Qual einer neuen Prozedur, wenn der Angeklagten Bekenntniſſe, wenn die Ausſagen der Zeugen nur wiederum auf den unvermeidlichen troſtloſen Weg zum Schaffot führten? Wie oft legte ſich der Vertheidiger jene peinlichen Fragen vor, in den Stunden der Nacht, in welchen er dem Leben Mariens, ihrer Selbſtanklage, ſeiner Vertheidigung mit Anſpannung all' ſeiner Seelenkräfte nachſann. Er mußte ſich's geſtehen, gerade dem natürlichen Blicke, dem natürlichen Urtheil mochte nur zu leicht da Alles offen und klar erſcheinen, wo er, der Vertheidiger, noch immer ein verhülltes Geheimniß ſah. So lange er die Angeklagte nur aus den Acten kannte, trug ihm ihr Bild dieſelben unholden Züge, in welchen der beſonnene Inquirent ſie gezeichnet. Und doch, wie zerrann dieſes Nebelbild der Phantaſie, ſeitdem er das Urbild mit leiblichem Auge geſchaut. Und hätte ſie ihm hundert Mal dieſes Bekenntniß wiederholt, er vermochte nicht mehr an ihre Schuld zu glauben, nachdem er in dies ſchwärmeriſche, treue Auge geblickt, in ihrer ſcheinbaren Feſtigkeit nur den Schleier zu erkennen vermeinte, hinter dem ſie eine unbegrenzte Ergebung in ihr Geſchick und wer weiß welche Geheimniſſe noch barg. Aber warum gerade ihm dieſe himmelweit verſchiedene Auffaſſung von der des Inquirenten, der wahrlich in Scharfſinn und Menſchenliebe jedem ein Muſter ſein konnte? — Und wie erſt werden die Geſchwornen urtheilen? Wird

ſie das geheimnißvolle Räthſel eines Menſchenherzens in ſolchem Grade beſchäftigen dürfen, um darüber der Thatſachen zu vergeſſen, über welche vorzugsweiſe ihr Urtheil verlangt wird? Wahrlich, ſchwere Sorgen laſteten auf dem Vertheidiger, doch war er nicht muthlos. Noch freilich war er weit davon entfernt, ſich des Vertrauens ſeiner Clientin rühmen zu dürfen; doch wie leicht gab ein freigebiger Moment ihm, um was er Tage lang vergeblich geworben. Zuletzt hielt immer von Neuem ihn das Vertrauen aufrecht auf die Gewalt der Dinge ſelbſt. Wenn Einer von uns, ſagte er, an dem Verſuche ſcheiterte, die volle Wahrheit zu ergründen, ſoll deshalb die gemeinſame Bemühung ſo Vieler kein beſſeres Loos erringen dürfen? die Bemühung des Präſidenten, des Gerichtshofes, des Vertheidigers, der Geſchwornen? — Er war berechtigt zu ſolchen Hoffnungen, der Vertheidiger, denn er hatte ſelbſt mehr wie einer überraſchenden Entwickelung der Wahrheit vor den pariſer öffentlichen Aſſiſen als Augenzeuge beigewohnt. Aber dieſelben Erfahrungen waren es zugleich, die ihn mahnten, über hoffnungsreichen Träumen nicht die Ausbeutung der nächſten Wirklichkeit zu verſäumen. Man ſah ihn mehr wie einmal Tavern und deſſen Umgegend beſuchen, mit vielen Menſchen verkehren, ihren Erzählungen lauſchen, das Empfangene zu neuen Forſchungen verarbeiten. Welches Menſchenherz hätte ſeiner raſtloſen Hingebung nicht den edelſten Lohn, nicht ihm ſelbſt das Glück gegönnt, Spuren aufzufinden, geeignet, ſeinem menſchenfreundlichen Glauben an die Unſchuld Marie Remy's eine feſtere Grundlage zu verleihen, als das unſichere dunkle Gefühl, auf dem bisher dieſer Glaube geruht hatte. Als ein hoffnungsreiches Zeichen durfte er ja wohl ein Schreiben begrüßen, welches, von der Hand des ankten Beichtvaters Mariens, einige Tage nach Eröffnung s Todesurtheils, beim Gerichte eingegangen war; ein

Schreiben, in welchem der Pfarrer Canaris das Schrecken, welches die Kunde von dem unerhörten Geständniß Mariens ihm gebracht, schilderte und unter der Betheurung, daß er die Angeklagte für unschuldig erachte, das Gericht um Aufhebung seines entsetzlichen Strafurtheils, um eine neue Untersuchung beschwor.

Fast zu früh für des Vertheidigers Wünsche war der 1. September des Jahres 1798 herangekommen, bestimmt, einer erwartungsvoll gespannten Bevölkerung die erste öffentliche Verhandlung eines Criminalfalles und dessen Beurtheilung durch ein Geschwornengericht zu bringen. Erwünscht war dem Vertheidiger dagegen, daß sein Prozeß, statt den ernsten Reigen zu eröffnen, erst für den zweiten Tag angesetzt war. Diese Anordnung bot eine willkommne Gelegenheit, an dem ersten Falle sich die jungen Kräfte messen zu sehen, zu eignem Vortheile der Vertheidigung aber Lehren daraus zu ziehen. Der beschränkte Raum gestattet eine nähere Erwähnung dieses Criminalfalles — er betraf eine angedrohte Brandstiftung — nicht, wie interessant dessen Mittheilung auch sein würde. Schon am frühen Morgen des nächsten Tages sah man Ströme von Menschen dem zum neuen Justizgebäude umgewandelten Regierungspalaste zueilen. Der Saal, obwol die volle Tiefe und fast die ganze Fronte des Gebäudes einnehmend, faßte bei weitem die Menge nicht, welche Antheil und Neugier hingeführt hatten, der Verhandlung des taverner Mordes beizuwohnen. Auf einer Erhöhung, die schmale Südseite des Saales ausfüllend, stand gerade in der Mitte eine schwarz bekleidete Tafel, mit fünf Sesseln an des Tisches Südrande, zur Aufnahme des Präsidenten und je zweier Richter zu beiden Seiten. Rechts vorgeschoben ein Tischchen, mit einem Stuhle, bezeichnete den Platz des öffentlichen Anklägers, eine ähnliche Einrichtung zur Linken den

Platz des Gerichtsschreibers. Im rechten Winkel mit der Gerichtstafel und zur Rechten von ihr vorspringend, sah man die Bank für die Angeklagten, vor ihr Tisch und Sessel der Vertheidiger, zur Linken der Gerichtstafel, gleichmäßig im rechten Winkel vorspringend, der Bank der Angeklagten gegenüber, zwei erhöhte Bänke für die Geschwornen. Inmitten des Raumes zwischen dem Gerichte, den Geschwornen, dem Vertheidiger stand ein Tischchen, an welches die aufgerufenen Zeugen zu treten hatten. Vierfache Bankreihen endlich, für die Zeugen bestimmt und durch ein Gitterwerk von dem übrigen Theile des Saales geschieden, schlossen das Viereck ab, innerhalb dessen die gerichtliche Verhandlung vorgehen sollte.

Unter dem Gemurmel der Menge, welche den ganzen Raum des Saales jenseit des Gitters bis zu den nördlichen Eingängen füllte, hatten Zeugen und Geschworne, Ankläger und Vertheidiger, durch die südlichen Thüren eintretend, sich versammelt. Jetzt ward Marie Remy eingeführt und nahm den Sitz auf der Bank der Angeklagten ein. Bei ihrem Erscheinen ging eine flüsternde Stille durch den Saal. Aller Blicke hafteten auf ihr. Sie war nicht groß, von zartem, zierlichem Körperbau, den ein schwarzwollenes, fast nonnenhaftes Gewand umhüllte. Ihr bleiches Antlitz, die schönen, lieblichen Züge sprachen weniger von Reue und Gram, als von demüthiger Ergebung. Ein offner, ruhiger Blick gleitete über die Versammlung hin, dann senkte sie die Augen zur Erde. Der Vertheidiger unterhielt sich leise mit ihr, was sie mehr zu dulden, als anzufeuern schien, bis der Ruf eines Gerichtsdieners den Eintritt des Gerichts verkündete. Es waren: Tribunalrichter Bürger Büchel als Assisenpräsident, mit ihm die Richter Hermes, Birk, Eichhorn und Günster, alle vier vormals Mitglieder des Oberhofes, bei dem frühern Urtheilsspruche über

Marie Remy jedoch nicht betheiligt. Sie nahmen ihre Sitze ein.

Der Präsident befahl dem Gerichtsschreiber, die Namen der Geschwornen, 30 an der Zahl, aufzurufen. In der Reihenfolge der Liste lagen 30 Zettel, jeder mit dem Namen eines Geschwornen bezeichnet, vor dem Präsidenten. Bei jedem Aufrufe, nach erfolgter Antwort des Geschwornen, warf der Präsident den Zettel mit dem Namen des Gerufenen in eine Urne, bis diese die Namen aller Geschwornen enthielt. Hierauf, nachdem ihr Inhalt wiederholt umgeschüttelt worden, zog der Präsident selbst aus der Urne einen Zettel nach dem andern, dessen laut gerufener Name, wenn nicht der öffentliche Ankläger oder der Vertheidiger dessen Eigenthümer mit dem Ausdrucke: recusirt! verwarfen, von dem Gerichtsschreiber in die Liste der für diesen Criminalfall zu wählenden Geschwornen eingetragen wurde, worauf der Aufgerufene seinen Sitz auf der Bank der Geschwornen einnahm. Als die Liste die Namen von zwölf Geschwornen aufgenommen, wurden die verworfenen und überzähligen Geschwornen vom Präsidenten entlassen.

Jetzt wandte sich der Präsident zur Angeklagten, ihr die ersten allgemeinen Fragen vorlegend, worauf sie mit leiser Stimme die Antwort gab: daß sie Marie Remy heiße, zu Mühlhausen am Rheine geboren, jetzt 21 Jahre alt sei und mit dem Notar Lorent, ihrem Oheim, im Jahre 1793 Frankreich verlassen, bis zu seinem Tode bei ihm in Lavern gewohnt habe.

Hierauf sich zum Vertheidiger wendend, der sich bei der Anrede erhob, erinnerte der Präsident ihn, daß er nichts gegen sein Gewissen oder die dem Gesetze schuldige Achtung vortragen dürfe und daß er sich mit Mäßigung und Anstand auszudrücken habe.

Dann, das Wort an die Geschwornen richtend, sprach er: Sie schwören und geloben vor Gott und vor den Menschen, mit der gewissenhaftesten Aufmerksamkeit die Belastungsgründe zu prüfen, welche gegen Marie Remy vorgebracht werden sollen; nicht zu verrathen das Interesse der Angeklagten noch das der bürgerlichen Gesellschaft, welche sie anklagt; mit Niemand Rücksprache zu nehmen, bevor Sie Ihren Ausspruch gethan haben; nicht zu hören auf die Stimme des Hasses oder der Bosheit, noch auf die der Furcht oder der Zuneigung; sich zu entscheiden nach den Belastungsgründen und den Vertheidigungsmitteln, nach Ihrem Gewissen und Ihrer innigsten Ueberzeugung, mit der Unparteilichkeit und Festigkeit, die einem braven und freien Manne gebühren.

Nach dieser Anrede rief der Präsident jeden der zwölf Geschwornen einzeln bei seinem Namen auf und der Aufgerufene antwortete mit erhobener rechten Hand: Ich schwöre es! Die Geschwornen aber hießen: Pritsch, Marx, Grevelding, Peter Kleudchen, Lambert Schneider, Nikolas Kollig, Graach, Kerpen, Bernhard Huth, Devora, Nathan Bernkastel, Mathias Coupelte, Orth der Jüngere, Johann Kleudchen und Endres, und waren fast alle Bürger von Trier. Jetzt ermahnte der Präsident die Angeklagte, aufmerksam zu sein auf das, was sie sogleich hören werde, worauf er dem Gerichtsschreiber befahl, das Erkenntniß der Anklagegeschwornen, welches die Verweisung vor die Assisen ausgesprochen, und sodann den Anklageact selbst vorzulesen.

Da die Verdachtsgründe und Beweise, auf welche die Anklage sich gründet, schon aus der schriftlichen Untersuchung dem Leser hinlänglich bekannt sind, überdies im Laufe der Verhandlung noch vielfältig berührt werden müssen, wird es keiner Mittheilung weiter bedürfen, wie der

wörtliche Inhalt des Anklageactes gelautet. Nach beendeter Vorlesung desselben sprach der Präsident zur Angeklagten: Dies ist es, dessen Sie angeklagt sind, Sie werden nun die Belastungsgründe vernehmen, welche man gegen Sie vorbringen wird.

Jetzt erhob sich der öffentliche Ankläger, um, wie folgt, das Wort zu nehmen:

Bürger Geschworne!

Mit der Schwere des Verbrechens wächst die Verpflichtung des Staates, in unnachgiebiger Strenge den Verbrecher zu verfolgen und zu strafen, damit dem Schrecken der Uebelthat das Schrecken ihrer gesetzlichen Ahndung auf dem Fuße folge, damit der Schlechte, welcher in seinen Gedanken schon den Plan eines ähnlichen Frevels umherwälzte, scheu zurückbebe vor der That und solchergestalt Eigenthum, Ehre und Leben des friedlichen Bürgers eine Sicherstellung erfahren.

Nach göttlichem und menschlichem Gesetze ist Mord die verabscheuungswertheste Uebelthat. Sie ist nur einer Steigerung noch fähig, wenn die mörderische Hand sich gegen das eigene Blut, gegen die Familie erhebt, und gerade dieser schwerste Criminalfall, der Verwandtenmord, ist es, der heute Ihrer Beurtheilung vorgelegt werden soll.

Marie Remy ward in dem hülfsbedürftigen Alter von 15 Jahren durch den Tod ihres Vaters zur elternlosen Waise. Ihr Oheim, der Notar Lorent, nahm die Verwandte in sein Haus auf. Seitdem ruhte sie geborgen unter seinem Dache, aß sie von seinem Tische, trank sie aus seinem Becher, empfing sie aus seinem Vermögen, was ihr leibliches Wohl nur beanspruchen mochte. Im Frühlinge 1793 entschloß sich Lorent zur Auswanderung. Beschwerlich mußte ihm auf heimlicher Flucht die Hausgenossin werden. Aber sie ist zugleich seine Pflegetochter, der er seinen Schutz

zugesagt hat. So nimmt er sie denn als einzige Begleiterin in ein fremdes Land mit, ohne Ahnung, daß er die Mörderin seines Lebens mit sich führe, die zum Lohne, daß sie aus seinem Becher getrunken, wenn sie dürstete, ihm, dem vom Durst Geplagten, einst den Giftbecher reichen werde.

Der Notar ließ sich in Tavern nieder, bis der Einmarsch der französischen Heere ihn zur Flucht über den Rhein nöthigte. Des Herumziehens müde und der Großmuth der französischen Behörden vertrauend, kehrte er, nach Verlauf von zwei Jahren, mit Marien und einem jungen Manne, Ludwig Warnfeld, nach Tavern zurück, der daselbst von dem Ertrage einer gepachteten Mühle gelebt, den Notar aber als Secretair auf seiner Flucht über den Rhein begleitet hatte. Am 30. October des Jahres 1796 gegen Abend befand sich der Notar auf dem Heimwege von einem Besuche des Pfarrers Canaris in Conz. — Doch bei des Lesers Bekanntschaft mit all den die Anklage unterstützenden Gründen wird es der wörtlichen Mittheilung dieser Rede nicht weiter bedürfen. Von der Schilderung des auf dem Rosenberge unternommenen Attentats wandte er sich dessen Folgen zu: der naturgemäß gesteigerten Abneigung des Notars gegen seine Nichte, ihrem wachsenden Unfrieden, den drohenden Klagen Mariens. Hierauf zur Erzählung der den Tod des Vergifteten begleitenden Umstände übergehend, entwarf er ein treues Bild von dem verdächtigen Betragen der Angeklagten: ihrer nächtlichen Entfernung nach Ueberreichung der Limonade, der Vergrabung der Schachteln, ihrer Flucht und Verhaftung. Dann des Leichenbefundes und des Gutachtens der Sachverständigen gedenkend, ließ er die Bekenntnisse der Angeklagten folgen.

Bürger Geschworne! schloß er seine Rede, der vollständigste Beweis, der jemals über den Thatbestand und die Thäterschaft eines Verbrechens erlangt ward, soll jetzt Ih-

ren Augen, Ihrem Urtheil vorgeführt werden. Ihr Ausspruch kann ein zweifelhafter nicht sein. Aber, meiner Pflicht gemäß, habe ich Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Milderungsgründe nicht vorhanden sind. Erwägen Sie, daß Jugend und Bildung vielmehr da zum Schärfungsgrunde werden, wo mit so kalter Ueberlegung das Verbrechen vorbereitet, mit so erbarmungsloser Charakterfestigkeit ausgeführt ward, daß weder des ersten Versuches Mislingen, noch des kränkelnden Verwandten Leiden, weder die Bande des Blutes, noch der Mangel jedes genügenden Anreizes zur That im Stande waren, die Angeklagte von der Vollbringung eines so entsetzlichen Verbrechens zurückzuschrecken.

Ihr Ausspruch, Bürger Geschworne! kann und wird nur Schuldig lauten. Dem Präsidenten überreiche ich hiermit die Liste der Seitens der Anklage und der Vertheidigung geladenen Zeugen.

Der Präsident übergab die Liste dem Gerichtsschreiber, als der Vertheidiger sich erhob.

Es drängt mich, begann er, noch vor dem Anfang des Zeugenverhörs einige Worte auf den Vortrag des öffentlichen Anklägers zu erwidern.

Bürger Geschworne!

Es ist vielfach darüber gestritten worden, wie weit in ihren Mitteln zu gehen der Vertheidigung erlaubt sei? Es hat Vertheidiger der Ansicht gegeben: Alles sei vergönnt, ja geboten, was irgend dem Angeschuldigten einen Vortheil zu bringen geeignet erscheine. Ich theile diese Ansicht nicht, bin vielmehr der Meinung, daß Recht und Klugheit gleichmäßig der Vertheidigung Grenzen anweisen, welche der Vertheidiger ohne Verletzung seines Gewissens, ohne Gefährdung seines Clienten nicht überschreiten darf. Empfangen Sie daher im voraus die Versicherung, daß ich Sie

weder durch Bestreitung erwiesener Thatsachen belästigen, noch Ihnen gegenüber den nicht zu rechtfertigenden Versuch wagen werde, durch sophistische Ausführungen Ihr Urtheil zu verwirren. Sie sollen mich immer wahr finden, nichts von mir vernehmen, was nicht meiner innersten Ueberzeugung entspränge. Ich habe dieses Vorwort für nöthig erachtet. Es soll dem, was ich in Bezug auf eine Unglückliche schon jetzt zu sagen habe, deren Geschick in Ihre Hand gelegt ward, einen günstigen Eingang bereiten.

Es war meine Absicht, erst später zu Ihnen zu reden. Die Ueberzeugung jedoch, wie nachtheilig für das Interesse meiner Clientin die Darstellung einwirken müsse, welche Sie so eben aus dem Munde des Bürger Anklägers vernommen haben, ließ mich die Pflicht erkennen, schon jetzt das Wort zu nehmen. Meine Absicht ist, Sie jenem ruhigen Zustande parteiloser Beschaulichkeit und Auffassung zurückzugeben, dem, wie ich besorge, jene Darstellung mit ihren nur zu schwer ins Gewicht fallenden Beweisen Sie enthoben haben könnte. Meine Absicht ist, ein Gewicht in die andere noch leere Schale der Wage zu legen, schwer genug, um der mit der Anklage tief belasteten das Gleichgewicht zu halten.

Bürger Geschworne! Man hat in Tavern am 17. Juli v. J. eine Leiche ausgegraben, in deren Magen eine große Menge Arsenik aufgefunden ward; man hat unter einer Haselstaude im Garten des Notars Lorent eine dort versteckte Schachtel mit Arsenik entdeckt; man hat endlich in dem Glase, aus welchem der Notar seinen letzten Trunk gethan, Reste desselben Giftes ermittelt. Spät erst hat sich ergeben, daß ohne Wissen und Fehl des die Verhandlung leitenden Richters das Gericht an jenem Tage nicht so besetzt gewesen, wie das Gesetz es vorschreibt, daß mithin die ganze Verhandlung dieses Tages ohne jeden juridischen Beweis, null und nichtig ward. Auf diesen Mangel gerichtli-

cher Form habe ich das Cassationsgesuch gegründet, welches die heutige mündlich öffentliche Wiederholung des ganzen Prozesses zur Folge gehabt hat. Ich könnte nun sagen: jene Leiche, in der Ihr das Gift fandet, war nicht der Körper des Notars Lorent; ich bestreite den Fund der Schachtel, die Identität Eures Limonadenglases, ich bestreite die Wirklichkeit Eurer Thatsachen, das Recht Eurer aus ihnen gezogenen Folgerungen: denn Eure Verhandlungen sind nichtig, jedes gerichtlichen Glaubens entbehrend. Ich verzichte jedoch freiwillig auf diesen Einwand, weil er gegen meine eigne Ueberzeugung verstoßen würde, weil er, wie ich mit Aufrichtigkeit bekenne, eines glücklichen Erfolges verfehlen müßte.

Nicht was in Tavern verhandelt ward, geht die Geschwornen an; nicht aus todten Acten, aus dem lebendigen vor Ihnen gesprochenen Worte der Zeugen, aus dem Eindrucke, den die ganze mündliche Verhandlung auf Sie äußern wird, haben Sie Ihre Ueberzeugung, Ihr Urtheil zu schöpfen.

Mit der Offenheit, die ich Ihnen gelobt, bekenne ich vor Ihnen, daß ich wenig Hoffnung habe, die in der schriftlichen Untersuchung vernommenen Zeugen werden vor Ihnen ihre Aussage wesentlich ändern. Ich muß fürchten, die Gelegenheit werde mir versagt bleiben, irgend ein wichtiges Zeugniß in seiner Beweiskraft mit Fug und Recht vor Ihnen anfechten zu dürfen. Und dennoch bin ich nicht ohne Hoffnung, die mich auch in dem Falle nicht verlassen würde, daß ich gezwungen wäre, alle von der Anklage behaupteten Thatsachen als wahr anzuerkennen. Nicht jene Thatsachen, wie bedenklich sie auch lauten mögen, gedenke ich anzugreifen, nur die Folgerungen, welche die Anklage aus ihnen gezogen hat.

Ja, Bürger Geschworne! Ich leugne nicht, daß der

verstorbene Notar Lorent Arsenik empfing, obwol ich zu dieser Stunde noch die verruchte Hand nicht kenne, die es ihm gereicht; ich bestreite die Thatsache nicht: daß eine Menge dieses Giftes in dem Magen des Unglücklichen gefunden ward, aber ich kann die Folgerung, durch dies Arsenik sei er den Gifttod gestorben, nicht für erwiesen achten. Die Gründe für meine Behauptung, die ich vor Ihnen nach vollster Ueberzeugung auszusprechen mich gedrungen fühle, sind wissenschaftlicher Natur. Ihre Bedeutung für die Entscheidung dieses wichtigen Criminalfalles werden die durch mich geladenen Sachverständigen vor Ihnen entwickeln. Auf Ihren Lippen, Bürger Geschworne, lese ich die Frage: an welcher Todesursache Notar Lorent denn verblichen sei, wenn das Arsenik ihn nicht tödtete? Mit offener Bekümmerniß antworte ich Ihnen: noch vermag ich nicht, es mit Bestimmtheit zu sagen. Das eben macht die oft so freudigen Pflichten der Vertheidigung in diesem Falle mir so schwer, daß wir vor einem Räthsel stehen, dessen Lösung auch den emsigsten Bemühungen bisher versagt blieb. Ich halte die Angeklagte für schuldlos, für durchaus unfähig, einen Mord zu begehen. Es ist dies meine innigste, aufrichtigste Ueberzeugung. Die Gründe, auf denen diese Ueberzeugung ruht, werde ich, mit Aussicht auf Erfolg, Ihnen erst vortragen dürfen, nachdem Sie alle Zeugen, sowol die der Anklage als die der Vertheidigung, werden vernommen haben. Dann erst wird es an der Zeit sein, vor Ihnen auch der Geständnisse der Angeklagten zu gedenken, für sie eine Erklärung zu suchen. Manche Dunkelheit, dessen getröste ich mich, wird bis dahin durch die bevorstehende Prozedur erhellt, die das Geheimniß verhüllende Decke, so hoffe ich, dann gelüftet erscheinen. Es sind dies keine leeren, wol gar auf Täuschung berechneten Worte. Sie werden ihnen Glauben schenken, bei meiner wahrhaftigen Versiche-

rung, daß ich bisher vergeblich auf das volle Vertrauen meiner Clientin gewartet habe, daß ſie auch vor mir ſich da in Schweigen hüllt, wo ſie allein nur Aufklärung geben könnte; daß ſie bei einem unſeligen Geſtändniſſe beharrt, deſſen Wahrheit ich aus pſychologiſchen Gründen bezweifeln muß; daß ſie mir, ihrem Vertheidiger, jedes Mittel verſagt, ihr hülfreich zu werden; daß endlich meine peinliche Lage ſich aufs Höchſte ſteigern muß, unter der traurigen Erkenntniß, daß die lebensmüde Angeklagte den Tod ſucht, der ihr, unter der ſchrecklichſten Geſtalt ſelbſt, willkommen iſt. Hoffen wir, daß die Verhandlung auch auf ſie, die Unglückliche, ihres wohlthätigen Eindrucks nicht verfehle, auf daß die eiſige, ihr Herz umſchließende Rinde, vor dem Strahle der mehr und mehr ſich enthüllenden Wahrheit dahinſchmelzend, uns den troſtreichen Blick in ein ſchuldloſes Gewiſſen eröffne. Sie aber, Bürger Geſchworne, bitte ich, unter dem nun beginnenden Verhöre der Zeugen den Gedanken feſtzuhalten, daß die ganze Anklage zuſammenbricht, wenn der Vertheidigung die Beweisführung gelingt, der Notar Lorent ſei nicht an Arſenikvergiftung geſtorben.

Die lautloſe Stille, welche unter der Rede des Vertheidigers geherrſcht hatte, ging in ein leiſes, ihren Eindruck bezeugendes Gemurmel über, als der Vertheidiger ſich niederließ. Dieſem Eindruck entgegenzuwirken, erhob ſich der öffentliche Ankläger.

Der Vertheidiger, Bürger Geſchworne, begann er, hat auf ſehr geſchickte Weiſe den Verſuch gewagt, Sie auf das Gebiet der Unruhe, des Zweifels zu leiten. Schade nur, daß ſein menſchenfreundlicher Glaube an die Unſchuld der Angeklagten, wie er ſelbſt eingeſteht, mehr auf Ahnungen, als auf Beweiſen beruht. Es iſt der Anklage Sache nicht, der Vertheidigung in das Reich der Vorſtellungen, der Phantaſien zu folgen. Die Anklage wurzelt auf dem feſten

Boden der Wirklichkeit, dies ist ihr Feld, ihr Kampfplatz, wohin ihr zu folgen sie die Vertheidigung und die Geschwornen einladet. Noch wenig Augenblicke, Bürger Geschworne, und vor den Aussagen untadeliger Zeugen wird Ihnen jeder Zweifel schwinden, die Ueberzeugung sich Ihnen aufbauen, daß es hier weder Räthsel noch verschleierte Geheimnisse, vielmehr nur ein offen daliegendes trauriges Verbrechen gibt. Was die Geständnisse der Angeklagten betrifft, so werden Sie aus den Voracten erfahren, daß die Angeklagte bis zu dem Augenblicke geleugnet hat, in welchem sie durch die unwiderleglichsten Beweise ihrer Schuld überführt ward; Sie werden erkennen, daß der Remy Bekenntnisse mit den Beweisen der That in vollkommenster Uebereinstimmung stehen; es werden endlich die ausgezeichnetsten Aerzte dieser Stadt Ihnen den Beweis führen, daß der Notar Lorent allein durch das in seinem Magen gefundene Gift den Tod erlitten hat.

Auf Befehl des Präsidenten verlas der Gerichtsschreiber nun die Namen der auf der Liste eingetragenen Zeugen. Sie waren alle gegenwärtig bis auf einen, den von der Vertheidigung geladenen Zeugen Eduard Mathieu. Der Vertheidiger zeigte an, daß der Zeuge verreist sei, aber unfehlbar noch während der Sitzung sich gestellen werde. Der Präsident verordnete die Entfernung der Zeugen nach dem zu ihrer Aufnahme bestimmten Zimmer.

Angeklagte! hob jetzt der Präsident an, Sie haben in der schriftlich geführten Untersuchung nur mit wenig Worten Ihres Verhältnisses zu Ihrem Oheim und zwar als eines ungünstigen gedacht; erklären Sie sich ausführlicher darüber, namentlich wodurch der Unfriede erzeugt ward und von welcher Zeit der Ursprung desselben zu bezeichnen ist.

Angeklagte. Mein Leiden hat mit dem Augenblicke begonnen, in welchem ich meines Oheims Haus betrat. Mein

Vater, Besitzer eines ausgedehnten Fabrikgeschäfts zu Mühlhausen am Rhein, war im August des Jahres 1792 gestorben und hatte mich, sein einziges 15jähriges Kind, verwaist zurückgelassen. In meinem Schmerze schrieb ich an meinen Oheim, den Bruder meiner Mutter, die ich nie gekannt, und bat um seine Liebe, seinen Schutz. Es war eine düstere, unheimliche Zeit, die Feinde im Anzuge gegen Verdun, meines Oheims Wohnort, und Zwietracht in der Stadt. Dennoch folgte Lorent dem Rufe der Pflicht und eilte zu mir. Wie kindlich habe ich damals Gott gedankt, mit wie heißen Thränen sein Kommen später beweint. Mein Interesse hielt ihn Tage und bange Wochen in Mühlhausen zurück. Ach! während er hier mit der Ordnung des Nachlasses, dem Verkaufe der Fabrik, mit der Sicherstellung meines Erbes sich abmühte, sollte daheim ihm seines Lebens Glück für immer versinken. Der König von Preußen war nach Verdun gekommen. Die Königlichgesinnten hatten ihn mit Ehren und Freuden empfangen, ihre Töchter ihm Blumen gestreut. Das sollten sie büßen. Wie die Preußen gingen, kamen die Blutrichter von Paris. Die Guillotine trieb ihre scheußliche Arbeit vom Morgen bis in die Nacht zur Vertilgung der Royalisten; als wir in banger Ahnung Verdun erreichten, moderte Lorents edle Gattin, zerfiel seiner Tochter, der schönen Clotilde, Jugendpracht schon im Grabe —

Die Angeklagte ließ die Bewegung verrinnen, welche ihre Erzählung erregte, dann fuhr sie also fort: Dieses grenzenlose, unverschuldete Leiden tödtete mit einem Schlage und für immer Alles, was von Liebe, von sanften Gefühlen im Herzen meines unglücklichen Verwandten gelebt hatte. Fortan vermochte er nur noch zu hassen. „Wenn ich, Unselige, um deinetwillen nicht mein herrliches Weib, mein süßes Kind verlassen, sie lebten noch, oder ich wäre mit ih-

nen gestorben! Diesen Vorwurf habe ich unzählige Male aus seinem Munde hören müssen, die ich fünf lange Jahre hindurch der Gegenstand seiner Verfolgung, seines Hasses gewesen bin.

Präsident. Weshalb haben Sie der Familie Ihres Oheims, seines traurigen Geschickes in der frühern Untersuchung niemals gedacht?

Angeklagte. Wozu das? Mit dem Himmel zerfallen, eine verlorne Sünderin, nur das Grab im Auge, wozu da die Erwähnung so fernliegender Dinge? Ich haßte die Sprache, jedes Wort mußte mir abgezwungen werden, ich wollte ja nur sterben.

Präsident. Sie haben sich nirgend über den nächsten Beweggrund Ihrer That ausgesprochen. Wir glauben, daß Ihre Lage im Hause Ihres Oheims keine glückliche war; aber Sie hatten sie fünf Jahre hindurch ertragen. Vielleicht eine kurze Zeit nur, und ein natürlicher Tod Ihres kranken Verwandten würde ihn und Sie von jedem Leid befreit haben.

O, nur allzu wahr! rief hier die Angeklagte schmerzbewegt aus. Wie Vieles hatt' ich in Ergebung getragen, immer von Neuem in inbrünstigen Gebeten zu Gott und der Mutter Maria mir Kraft und Stärke errungen. Ach! nur die ungezügelte Leidenschaft eines unseligen Augenblicks ließ mich alles Guten vergessen, riß mich zur fluchwürdigen That hin.

Präsident. Es liegt in Ihrem Interesse, die Veranlassung zu diesem verhängnißvollen Augenblicke Ihren Richtern nicht vorzuenthalten.

Angeklagte. O nein! ich werde darüber nichts sagen. Es verlohnt nicht — Sie weinte und bedeckte das Antlitz mit ihrem Tuche.

Der Präsident ließ ihr Zeit zur Erholung, dann sprach

er in sanftem, Zutrauen erweckendem Tone: Ihr letztes in der schriftlichen Untersuchung abgelegtes Bekenntniß ist ein sehr vollständiges. Ich dringe nicht in Sie, es hier zu wiederholen, Geschworne und Richter werden in dieser Stunde noch die Beweise vernehmen, auf welche die Anklage sich stützt; aber es ist meine Pflicht, Sie zu fragen: ob Sie sich heute noch zu jenem Geständniß bekennen?

Zu dem letzten? sagte die Angeklagte. Nein, nein! zu dem letzten nicht!

Die Entschiedenheit dieses Ausspruchs, der Unwille im Ton und in der Geberde war überraschend.

Präsident, mit ruhiger Festigkeit: Angeklagte! nach Ihrem letzten Bekenntnisse haben Sie einen französischen Soldaten zum Morde gedungen. Im Walde von Tavern, auf dem Rosenberge, sollte er Ihren Oheim erschießen. Der Mordversuch mislang, die Kugel fehlte. Nun faßten Sie den Entschluß, Ihren Oheim durch Gift umzubringen. Zu diesem Zwecke erkauften Sie am 29. Juni des vorigen Jahres in der Hofapotheke dieser Stadt eine Schachtel mit Arsenik. Von diesem Gifte mischten Sie, in der Absicht zu tödten, eine bedeutende Menge, mehrere Theelöffel voll, unter eine Limonade, nach welcher Ihr Oheim verlangte. Sie selbst, auf dessen Ruf, trugen das Glas mit dem vergifteten Getränk in das Zimmer Ihres Oheims, reichten mit eigner Hand es dem Kranken und er leerte den Inhalt fast auf einen Zug. Ich frage Sie: hat also Ihr Bekenntniß gelautet?

Ich glaube, ja! erwiederte die Gefragte.

Präsident. So erklären Sie sich über die Gründe Ihres Widerrufes.

Angeklagte. Zürnen Sie mir nicht, Herr Präsident, haben Sie Mitleid mit einem armen, sündigen, unverständigen, von aller Welt verlassenen Mädchen, Mitleid mit

meiner Verwirrung, das Denken wird mir so schwer. Sie schwieg, die Hand sinnend an ihre Stirn legend. Ja, so war's, fuhr sie nun fort. Bei meiner Verhaftung fühlte ich mich wol eine große Sünderin, doch frei von dem Vorwurfe, eine Giftmörderin zu sein. Aber Alles, was ich in den letzten Wochen erlebt, meines Oheims Tod, der Ruf, an der Limonade sei er gestorben, die auf mich gerichteten vorwurfsvollen Blicke der Menschen, dies Alles hatte mich in solche Verwirrung gebracht, daß ich, jeder ruhigen Ueberlegung unfähig, das Verkehrteste unternahm. So vergrub ich im Garten die Schachteln, aus Angst, man werde sie bei mir finden und mich für die Mörderin halten. Und doch, Gott weiß es, hatt' ich das Gift nur der Ratten wegen gekauft, die allzusehr überhand nahmen. Nun litt mich's nicht länger in Tavern. Ich begab mich nach Trier, ohne Ruhe und Trost zu finden, bis ich, durch eine Warnung zur Flucht hingerissen, auf der Landstraße ergriffen ward.

In halber Besinnungslosigkeit betrat ich mein Gefängniß, um wenig bange Minuten später mich schon dem strengen Richter gegenüber zu sehn. Was sollte ich sagen? ich, die des Mordes, doch nicht des Giftmordes Schuldige? In meiner grenzenlosen Hülflosigkeit dachte ich: Was du auch gesündigt hast, die Menschen geht es nichts an, die Strafe kann dir nur von Gott kommen. Deshalb leugnete ich den Besitz des Arseniks.

Man ließ mich mondenlang allein, der Richter kam wol dann und wann, aber er fragte nicht; so blieb ich einsam mit meinem schuldbeladenen Gewissen, betete zu Gott und allen Heiligen und zitterte doch vor dem Tode.

Endlich ward ich wieder vor's Verhör gestellt. Man hatte die vergrabene Schachtel gefunden. Da stand sie auf dem Tische, geöffnet, halb leer, und der Richter sagte mir:

Als Sie die Schachtel kauften, war sie gefüllt. — O hätte damals der Schrecken mich getödtet! So war ich also, nach Gottes strengem Gerichte, doch zur Giftmörderin geworden, nicht blos dem göttlichen, sondern auch dem menschlichen Richter verfallen. Mein Schicksal war entschieden. Sofort bekannte ich Alles, bekannte ich mich als Mörderin meines Oheims, auch des Giftmordes in soweit schuldig, als Gottes rächende Hand in der Verwirrung meiner Sinne mich zur Bereitung jenes Getränkes das Gift hatte ergreifen lassen.

Die Angeklagte, welche in großer Aufregung gesprochen, schwankte und verstummte, wie es schien, aus Erschöpfung.

Der Präsident hieß sie sich niedersetzen, worauf er, in den Acten blätternd, nach einer Pause sich wieder zur Angeklagten wendend, ihr jenes frühere Bekenntniß vorlas. — Was haben Sie, fragte er, damals unter der Selbstanklage verstanden, Ihren Oheim zweimal getödtet zu haben?

Angeklagte. Ich bedaure, meine Erklärung darüber verweigern zu müssen. Es ist die strengste Wahrheit. Ich allein bin die Mörderin meines armen Oheims und habe zwiefach seinen Tod verschuldet. Das Verwechseln der Schächteln war kein bloßes Versehen, es war das Gericht Gottes. Mehr darf ich nicht sagen.

Präsident. Schon der Inquirent hat Sie darauf aufmerksam gemacht, wie eine Verwechselung der Schachteln nicht stattgefunden haben kann, indem der Rückstand im Glase nicht Arsenik allein, sondern auch Cremor Tartari enthalten hat.

Angeklagte. Ich bestreite das nicht. Ob ich die Schachteln verwechselt, oder in meiner Verwirrung mich beider bediente, es ist dasselbe. Es war Gottes Wille, daß ich zur Giftmörderin werden sollte, es war die Strafe meiner Sünden. Vor meinem Gewissen des Todes schuldig, wün-

ſche ich ihn, unter heißen Reuethränen, mir herbei. Und einzig die Beſorgniß, man könne mich mit der Todesſtrafe verſchonen wollen, hat mich, die Lebensmüde, zur Erſinnung jenes lügenhaften letzten Bekenntniſſes vermocht, an welches Inquirent und Richter geglaubt haben, weil es jeden Zweifel an meiner Unſchuld zu beſeitigen ſchien. — Und weshalb ich dennoch dieſes Bekenntniß heute zurücknehme? Ach! Herr Präſident, es geſchieht durchaus gegen meine urſprüngliche Abſicht. Auch vor den Geſchwornen bei dieſer Ausſage zu beharren, war mein Entſchluß, den ſelbſt meines Beichtvaters Ermahnungen nicht ganz zu erſchüttern vermochten. Aber ich vermag dem Eindrucke dieſer Verſammlung nicht zu widerſtehen. Früher, im langen engen Gewahrſam, einem gewiß ehrenhaften Inquirenten gegenüber, deſſen ſtechende Augen ich jedoch heute im Geiſte noch auf mir haften fühle, war ich, wie ohne Vertrauen, ſo auch ohne Gefühl für meine Ehre, für meinen Nachruf; war ich von der Welt doch ſchon geſchieden und für ſie eine Todte. Wie anders iſt es hier! Vor dem Gerichte der Welt ſtehe ich, dem Urtheil, ſo erſcheint mir's, eines ganzen fremden Volkes hingegeben. Meine ſchuldbelaſtete Seele ſehnt ſich nach der Ruhe des Grabes, ſie hofft auf die Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes, nachdem der irdiſche Leib hier ſeine Strafe empfangen haben wird; aber in allen Fibern regt ſich mir der Abſcheu vor der Lüge zugleich mit dem ſtolzen und doch ſo natürlichen Verlangen, vor dieſem öffentlichen Gerichte, welches einer Verirrten mit ſo viel Milde begegnet, vor dieſer zahlreichen Verſammlung ſo vieler Genoſſen, nicht ſchuldiger noch zu erſcheinen, als ich es ohnedies ſchon bin. Was ich auch verbrochen habe, eine feige Giftmörderin bin ich wenigſtens nicht.

Präſident. Was haben Sie über den Mordverſuch im taverner Walde zu ſagen?

Angeklagte. Ich kann nur meine erste Aussage wiederholen. Bei dem allmächtigen Gotte, der mein schuldiges Herz und all' meine Gedanken kennt, der Anstifter dieses sündlichen Unternehmens ist mir völlig fremd. Auch nicht die mindeste Auskunft vermag ich über ihn zu geben. Mein Vorschlag, den Fußpfad zu wandeln, hatte keinen andern Grund, als daß ich ihn zum Spaziergange viel lieblicher erachtete als den sandigen Fahrweg. Wenn mein Benehmen nach dem Schusse etwas Auffallendes gezeigt hat, so muß ich die daraus zu ziehenden Folgerungen mir gefallen lassen, da ich fest entschlossen bin, eine weitere Erklärung darüber zu verweigern.

Präsident. Nachdem Sie dem Notar die Limonade gereicht, verließen Sie das Haus, um erst am Morgen zurückzukehren. Wo waren Sie über Nacht?

Angeklagte. Dies darf, dies werde ich niemals entdecken. Meine Abwesenheit war eine ganz unschuldige, doch unterwerfe ich mich willig jeder nachtheiligen Deutung, die ihr gegeben werden könnte.

Der Präsident befahl die Vorführung des ersten Zeugen.

Unterdessen mag es vergönnt sein, mit wenig Worten des Eindruckes zu gedenken, welchen das Benehmen der Angeklagten zurückließ.

Es war ein ungewöhnlicher, im Ganzen sehr günstiger. Ihre Schönheit, der Adel ihrer Züge, diese geistige Bildung, die Gewalt ihrer Rede, dabei, neben großer Charakterentschiedenheit, eine so demüthige Ergebung in ihr schaudervolles Geschick; wer hätte von einer so außerordentlichen Erscheinung sich nicht mächtig ergriffen gefühlt? wer hätte sich nicht gefragt, ob es denn möglich, daß ein so seltner Verein werthvoller Eigenschaften das Eigenthum einer Mörderin sei, die es nur einem Zufalle verdanke, daß ihr Gebein nicht längst auf dem Hochgerichte bleiche? —

Wie gern hätte das Herz einen so trostlosen Glauben für ewig von sich gewiesen, wäre der kalte Verstand nur nicht, auf die fürchterliche Zahl der thatsächlichen Beweise deutend, dem menschlichen Gefühle in den Weg getreten. — Warum sagte sie auch nicht Alles? Dieses Bergen von Thatsachen, Empfindungen und Gedanken war nicht wohl gethan, mußte ihr schaden. Aber sie wußte das und that es doch, während die Erfindung eines Märchens so leicht gewesen wäre, ihre nächtliche Abwesenheit, ihr Betragen im Walde auf unverfängliche Weise zu erklären. Hatte am Ende der Vertheidiger doch Recht mit seiner Ahnung eines für die Angeklagte günstigen Geheimnisses, oder war sie die verwegenste aller Gauklerinnen, die eine Sehnsucht nach dem Tode nur deshalb log, um ihm desto sicherer zu entgehen?

Noch etwas that ihr Eintrag, ein gewisses Pathos der Rede, welches der Inquirent ihr schon übel genug ausgelegt hatte. Möglich, daß es Naturell war, Angewöhnung, Eigenthümlichkeit einer Kleinstädterin; aber dieses Pathos streifte an Absicht, erregte hin und wieder wenigstens den Verdacht des künstlich Gemachten. Dagegen hatte sie Momente in ihrem Ausdrucke gehabt, von der erschütterndsten Wirkung, von einer Macht der Wahrheit, welche den Gedanken an Verstellung nicht aufkommen ließ. Wo, durfte man sich fragen, wo schieden sich Wahrheit und Erfindung? — Es war nicht zu verkennen, Aufregung wogte in den Gemüthern nach dem Verhöre der Angeklagten. Sie hatten zu schwanken begonnen, es gab also schon Menschen, welche der Möglichkeit ihrer Unschuld nachsannen.

Vor dem Beginne des Zeugenverhörs nahm der Präsident das Wort. Es wird jetzt, Bürger Geschworne, wiederholt auf die Lorent'sche Wohnung in Tavern Bezug genommen werden, weshalb ich Ihnen Copien der in den

Acten der ersten Untersuchung befindlichen Zeichnung vorlegen lasse. Das Haus, von fünf Fenster Front und zwei Stockwerken, ward von dem Notar ganz bewohnt. Die Hausthür nimmt die Mitte des Gebäudes ein. Von der Dorfstraße durch die Thür eintretend, befindet man sich auf einem Flure, an dessen Ende wiederum eine Thür auf den Hof führt. Das Untergeschoß zählt drei Zimmer und die Küche, jedes von zwei Fenstern. Zur Rechten des Flures liegt dem Eintretenden nach vorn heraus das Gastzimmer, nach dem Hofe hinaus die Küche; dem Gastzimmer gegenüber zur Linken des Flures ein Vorrathszimmer, der Küche gegenüber die Mägdestube. Der Oberstock zeigt dieselbe Raumeintheilung. Flur liegt über Flur, über dem Gastzimmer das Wohnzimmer der Angeklagten. Die Küche war zur Vorrathsstube eingerichtet. Die beiden Zimmer gegenüber waren die des Notars. In dem vordern wohnte er, in dem hintern schlief er. Eine mit einer Gardine versehene Glasthür verband sie unter einander, und jedes der beiden Zimmer hatte vom Flur aus seinen besondern Eingang. Das Bett des Notars stand während seiner letzten Krankheit in seinem Wohnzimmer. In diesem ist er gestorben.

Bei dem nun zu schildernden Zeugenverhöre ist die Bemerkung einzuschalten, daß, da die Verhandlungen des Remyschen Prozesses zwei volle Tage ausgefüllt haben, die vollständige Mittheilung des Verhandelten zum Buche anschwellen würde, die Darstellung sich daher mehr noch wie bisher auf das Nothwendigste beschränken muß.

Unterdessen war der erste Zeuge vorgetreten. Es war Pierre Duclos, der Kutscher, 40 Jahr alt, aus St. Avold gebürtig, der deutschen Sprache in Bezug auf das Verständniß ganz, in Bezug auf das Sprechen nur unvollmen mächtig, weshalb der Präsident ihm in der Person

des Bürgers Kartoux einen Dolmetscher bestellte und denselben vereidete. Duclos schwor den gebräuchlichen Zeugeneid mit den Worten: Ich schwöre, ohne Haß und Furcht zu reden, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sagen. — Der Zeuge schien sehr weichen Herzens zu sein, denn die Erwähnung seines Herrn ließ seine Augen oft von Thränen überfließen. Mit dieser Weiche des Gemüths contrastirte seltsam die ungewöhnlich laute Rede des Zeugen, in welcher Eigenthümlichkeit der Präsident ihn jedoch gewähren ließ, obwol sein kreischendes Organ das Ohr verletzte. Seine Ausdrucksweise empfahl sich durch eine gewisse Zierlichkeit, man könnte sagen, der saubern, gewählten Tracht vergleichbar, in welche der Körper gekleidet war. Er besaß unleugbar eine Art von Bildung, und zwar über seinen Stand.

Der Zeuge bestätigte die volle Wahrheit des von der Angeklagten über die Hinrichtung der Gattin und der Tochter des Notars gemachten Angaben, indem er unter Thränen die damaligen Zustände schilderte. Ohne unsern Henry wäre mein Herr allein auf der Welt gewesen, fuhr er fort, und mit ihm hat uns das Glück denn auch ganz und gar verlassen. Wer die Angeklagte in diesem Augenblicke beobachtete, mußte sie bei Nennung dieses Namens erröthen und den Körper eine zusammenschreckende Bewegung machen sehen.

Auf Befragen des Präsidenten, wer dieser Henry gewesen, gewannen Gericht und Geschwarne, Ankläger und Vertheidiger die erste Kunde von dem Dasein dieses Sohnes des Verstorbenen, dessen Name in den Acten auch nicht einmal genannt war und über dessen Geschick Duclos Auskunft zu geben nicht vermochte. Weder der Notar, sagte er, noch Marie und Warnfeld hätten über diesen Punkt ihm Rede gestanden. Einmal nur, auf seine erneute Frage,

habe der Notar ihm wüthend zugerufen: Sprich nicht von ihm, er ist todt!

Von den häuslichen Verhältnissen entwarf Zeuge eine allerdings sehr ungünstige Schilderung, in welcher jedoch das verzeihliche Bemühen durchblickte, seinen Herrn, soviel es anging, in Schutz zu nehmen und der Angeklagten die größere Hälfte der Schuld beizumessen.

Am Nachmittage des 29. Juni, am Tage vor dem Verscheiden seines Herrn, erzählte der Zeuge, habe er Fräulein Marie nach Trier und auf ihr Verlangen vor die Hofapotheke gefahren, in welcher jene Einkäufe gemacht. Sie sei mit einem Paquete daraus zurückgekehrt, dessen Inhalt ihm unbekannt geblieben.

Du hast Unrecht, Pierre, rief hier die Angeklagte in französischer Sprache; ich sagte dir, das Paquet überreichend: Verwahre es wohl, es ist Rattengift!

Verzeihung, Fräulein, es mag sein, wie Ihr sagt, Ihr wißt, mein Gedächtniß ist nicht das treueste. Ich steckte, Ihr werdet Euch dessen erinnern, das Paquet in die Seitentasche des Wagens und hab' es Euch unberührt beim Aussteigen in Tavern wieder eingehändigt. — Ueber die Vorgänge am Todestage bekundete der Zeuge das dem Leser schon Bekannte. Nur drei Mal war er, nach seiner Angabe, um mit den Mädchen zu speisen, aus seiner auf dem Hofe befindlichen Wohnung in die Küche gekommen. Den Notar hatte er weder gesehen noch gesprochen. Um zehn Uhr Abends habe die Hammers ihm über den Hof zugerufen, der Herr sei sehr schlecht, das Fräulein nicht zu finden, deswegen möge er Herrn Warnfeld rufen. — Beim Eintritt in das Krankenzimmer habe Lorent geklagt, er sei durch die Limonade vergiftet. Als der Notar verschieden, sei Warnfeld, nach vergeblichem Warten auf das Fräulein, endlich nach Hause gegangen, worauf auch er, Duclos, sich zur Ruhe begeben

habe. Bei des Fräuleins Rückkehr, ſchloß er ſeine Erzählung, bin ich nicht zugegen geweſen, habe ſie jedoch im Laufe des nächſten Tages geſehen. Sie ſprach kein Wort mit mir, war ſcheu und ängſtlich und konnte Niemand ins Auge ſehn. In dieſem ſehr verdächtigen Benehmen verharrte ſie bis zu ihrer Flucht nach Trier.

Vertheidiger. Ich bitte den Zeugen zu befragen, wer von den Hausgenoſſen zuerſt den Verdacht ausgeſprochen, daß der Notar durch die Angeklagte vergiftet worden, und ferner, ob er, der Zeuge, es nicht geweſen, der dieſen Verdacht den Mädchen mitgetheilt habe?

Präſident. Ihr hört die Fragen, beantwortet ſie.

Zeuge. Mein Herr äußerte zwar, die Limonade ſei vergiftet, doch habe ich davon den Mädchen nichts erzählt. Ich glaube, die Gertrud hat zuerſt Verdacht gegen das Fräulein geſchöpft und Beſorgniſſe wegen der Limonade ausgeſprochen.

Präſident. Angeklagte! Sie vernahmen das Zeugniß, haben Sie etwas darüber zu ſagen?

Angeklagte. Pierre Duclos iſt mir immer feindlich geweſen und, des Schutzes meines Oheims gewiß, mir oftmals unartig begegnet.

Der Zeuge ſtellte die Wahrheit dieſes Vorwurfs in Abrede, worauf er vom Präſidenten auf die Zeugenbank entlaſſen ward.

Präſident. Angeklagte! Aus welchem Grunde haben Sie in der früheren Unterſuchung des Henry Lorent mit keinem Worte gedacht?

Angeklagte. Er hatte uns längſt verlaſſen und war bei der mich betreffenden Unterſuchung ſo gar nicht betheiligt. Weshalb hätte ich ſeinem unbeſcholtenen Namen noch einen Platz in dieſen grauenvollen Acten bereiten ſollen? Ich habe ſeiner abſichtlich nicht erwähnt.

Präsident. Wie lange verweilte Ihr Vetter im Hause seines Vaters, wann und weshalb verließ er dasselbe?

Angeklagte. Sein echt französisches Herz hatte von Anbeginn des Vaters Verschwörung gegen das eigne Vaterland getadelt und auf eine Rückkehr nach Frankreich gedrungen. Der Widerstreit der Meinungen versagte jede Vermittelung, weshalb Henry uns im Sommer des Jahres 1796 in Fuldà verließ, um als Freiwilliger unter dem General Moreau zu fechten.

Der Geschworne Coupette, zum Präsidenten. Ich bitte, die Angeklagte zu fragen, ob sie nach der Flucht ihres Vetters noch mit ihm in Verbindung gestanden hat?

Der Präsident. Angeklagte! Sie hören die Frage; welche Antwort haben Sie darauf?

Angeklagte. Ich glaube die Antwort ablehnen zu dürfen.

Der Präsident befahl den Zeugen Warnfeld vorzuführen. Er erschien in einem sichtbar leidenden Zustande und bat, ihn für heute seines Zeugnisses zu entbinden. Mich schüttelt ein Fieber, sagte er, und je mehr mich selber nach meiner Vernehmung verlangt, um so mehr muß ich wünschen, dabei meiner vollen Geisteskräfte mächtig zu sein. Da weder der öffentliche Ankläger noch der Vertheidiger Einspruch erhoben, ward der Zeuge mit der Weisung vom Präsidenten entlassen, sich am nächsten Morgen um acht Uhr wieder einzufinden.

Nun erschien Katharine Hammers, die Köchin, 30 Jahre alt, rüstig, beweglich, von blühender Farbe, mit offener, Zutrauen erweckender, völlig unbefangener Rede.

Sie schilderte den Notar als einen so bitterbösen Mann, daß kein Mensch mit ihm habe auskommen können. Die Angeklagte sei ein Engel gegen ihn gewesen, aber nichts habe gegen dessen schlimmes Herz geholfen. Zeugin rühmte auch die Frömmigkeit der Angeklagten, die niemals eine Messe versäumt und mindestens einmal in der Woche zu dem

alten Herrn Canaris nach Conz gegangen sei. Nie habe sie einen Armen unbeschenkt entlassen, den Dienstleuten aber wäre sie stets eine gütige, großmüthige Herrschaft gewesen. Im Fortschritte ihrer Darstellung mußte die Zeugin freilich auch alle jene schweren Thatsachen wiederholen, die dem Leser aus den Resultaten der geheimen Untersuchung schon bekannt sind, aber es geschah in einem Tone und auf eine Weise, daß der Zuhörer daraus die Ueberzeugung gewinnen mußte, die Zeugin habe keinen rechten Glauben an das Verbrechen der Angeklagten. Die Hammers kam auch selbst dahin, diesen Zweifel auszusprechen. Auf die Vorhaltung des Präsidenten, daß ihre in der schriftlichen Untersuchung abgelegte Aussage zwar im Wesentlichen mit der heutigen übereinstimme, daß sie nach den Acten aber von der Schuld der Angeklagten damals ganz überzeugt gewesen zu sein schiene, erwiderte sie:

Das war auch ganz menschlich, Herr Präsident. Zuerst denkt man immer das Schlimmste von seinem Nächsten, bis man hinterher zur Vernunft kommt. Wer sollte denn den Herrn vergeben haben, wenn nicht das Fräulein? Das Gift im Leibe war doch da, sie hatt' es gekauft und die Limonade gemacht und das Gift im Garten vergraben. Aber wenn man hinterher an ihre liebe Seele gedenkt, an all' ihr frommes Wesen, da kann man's doch unmöglich glauben und muß sich schelten, daß man so unchristlich gewesen. — Glauben Sie mir, Herr Präsident, ohne den Pierre Duclos wäre es gar nicht so schlimm geworden, der hat die Hauptschuld.

Wie so? fragte der Präsident.

Nu, der war doch der Erste, der zu uns in die Küche kam, wie der Herr gestorben, und uns heulend klagte, daß Fräulein Marie den Herrn mit der Limonade vergiftet hätte. Na, so kommt man denn zum Glauben, wenn

as Uebrige paßt. Ohne ihn hätte ich es wol mein Leb-ag nicht geglaubt. Zu mir sprach der Herr, als ich um ehn Uhr auf sein Stöhnen zu ihm ging, nur das einzige Wort Gift, aber nichts von der Limonade.

Der Präsident ließ den Zeugen Duclos vortreten und ielt ihm die Aussage der Hammers vor. Seine Erwide-ung lautete: Wenn ich's wirklich gesagt habe, noch zweifle ch daran und bin der Meinung, daß die Gertrud zuerst en Verdacht ausgesprochen, nun so war's doch nur die reine Wahrheit und ich habe nur nacherzählt, was ich aus meines Herrn Munde selber vernommen.

Präsident zu Duclos. Ihr seid zweimal zu Protokoll ernommen worden, Ihr habt aber beide Mal, in Ueber-instimmung mit dem Zeugen Warnfeld, nur den Ausruf Eures Herrn bekundet: Ich habe Gift! Erst in Eurem heut' bgelegten Zeugnisse sprecht Ihr davon, daß Eures Herrn Aeußerung gelautet: Ich bin durch die Limonade vergiftet! Ihr werdet begreifen, daß der Unterschied ein sehr wichtiger ist.

Zeuge Duclos, nachsinnend und dann nicht in seiner chreienden Sprache, sondern in sehr gemäßigtem Tone: Es st schwer, nach so langer Zeit sich jedes Wortes zu erin-ern, mein Präsident. Aber ich muß doch bei meiner heu-igen Aussage verbleiben. Wie könnte ich den Mädchen von er Limonade gesprochen haben, wenn ich die Aeußerung icht wirklich aus meines Herrn Munde vernommen hätte?

Präsident. Setzt Euch!

Es ward nun die Zeugin Gertrud Biwer vorgelas-en, das Lorent'sche Stubenmädchen, 23 Jahr alt und in hrem Benehmen der geradeste Gegensatz zu der Katharine Hammers. Sie zeigte sich in hohem Grade ängstlich und efangen und sprach so leise, daß der Präsident sie wieder-olt zu größerer Anstrengung ihrer Stimme ermahnen mußte. Auch sie blieb im Ganzen ihren früheren Aussagen

getreu, nur daß keine zusammenhängende Erzählung von ihr zu erlangen war, der Präsident ihr vielmehr Alles einzeln abfragen mußte, wobei ihre Antworten selten frei von Schüchternheit waren. Auf die Frage des Präsidenten, wer von den Dienstleuten zuerst den Verdacht auf die Angeklagte geworfen? sagte sie mit auffallender Befangenheit und leiser, flüsternder Stimme: Pierre! und erst nachdem sie wiederholt befragt worden, in welcher Weise Pierre sich geäußert? war sie zu einer Antwort zu bewegen, die sie mit großer Aengstlichkeit dahin vorbrachte: Er sagte, die Limonade wäre vergiftet gewesen. Auffällig war es, daß die Zeugin die Antwort erst ertheilte, nachdem sie sich schüchtern nach dem hinter ihr sitzenden Pierre Duclos umgesehen hatte.

Erst von dem Momente an, in welchem der Präsident nach den häuslichen Verhältnissen fragte, schien sie aufzuathmen. Ihre Rede wurde freier, zusammenhängender. Mit nassem Auge sprach sie zum Lobe der Angeklagten, schilderte sie deren Geduld und Demuth bei den häuslichen Leiden, ihr Mitleid, ihre Frömmigkeit. Freilich mußte auch sie, wie die Hammers vor ihr, alle die Angeklagte verdächtigenden Umstände zugeben: ihre drohenden Klagen, die Verwirrung am Todestage Lorent's, ihre Unruhe, Angst und Scheu nach dessen Tode. Dessenungeachtet die Angeklagte für unschuldig zu halten, dazu schien der Zeugin die kühne Entschlossenheit ihrer Dienstgenossin zu fehlen. Es war daher einigermaßen überraschend, daß sie auf die Frage des Geschwornen Coupette: ob sie die Angeklagte für unschuldig erachte? ohne Zögern, mit dem Enthusiasmus der Ueberzeugung für eine gute Sache, erwiderte: Ja, gewiß, ich halte unser Fräulein für unschuldig! Gründe für diese Ueberzeugung wußte sie nicht anzugeben. Sie verfiel wieder in ihre frühere Befangenheit. Es war wol kein Urtheilsfähiger im Saale, der nicht der Ueberzeugung Raum gab, die Zeugin

wisse mehr, als sie zugestehe, Keiner, der es nicht mit Unwillen vernahm, wie alle Ermahnungen des Präsidenten zu einer erschöpfenden Aussage an ihrer Behauptung scheiterten, Alles gesagt zu haben, was ihr von der Sache bekannt sei.

Die Frage des Präsidenten, ob Ratten im Lorentschen Hause gewesen? ward von der Zeugin bejaht. Sie sowol, als die Hammers bezeugten: wie sie in den letzten Tagen vor Lorent's Tode noch das Fräulein angegangen wären, Gift legen zu lassen.

Der nächste Zeuge, Pfarrer Gläsener aus Tavern, hatte seiner früheren Aussage etwas Erhebliches nicht hinzuzufügen. Auf die Frage des Geschwornen Grach: welchen Eindruck der Vorfall im taverner Walde auf ihn, den Zeugen, gemacht, und ob sich ein Verdacht in ihm geregt habe, die Angeklagte möchte um den Mordanfall wissen? sagte er:

Nein! dieser Verdacht ist mir durchaus fern geblieben; ihr Benehmen machte nur den Eindruck auf mich, als erschrecke sie vor der Person des Mörders, als starre sie einem Menschen nach, der ihr vielleicht nicht fremd war. Ich fragte sie deshalb auch auf der Stelle: Sahen Sie Jemand, Fräulein? was sie mit den Worten verneinte: Nein, nein! wen hätte ich auch sehen sollen?

Auf die weitere Frage des Geschwornen: ob ihm, dem Zeugen, die Auffoderung der Angeklagten, den Weg über's Gebirg zu nehmen, hinterher nicht verdächtig erschienen sei? erwiderte er:

Bei der Anmuth des Bergpfades fand ich den Vorschlag ganz natürlich; auffallend nur, daß die Angeklagte Herrn Lorent's Auffoderung ablehnte, mit Warnfeld über den Berg zu gehen, während wir Alten im Thal blieben.

Am Todestage des Notars hatte Zeuge die Angeklagte nicht gesehen, sie jedoch des anderen Tages besucht. Er habe sie in großer Verstörung angetroffen, sagte er, ohne sich etwas

Schlimmes dabei zu denken. Ihr Benehmen bei der Beerdigung habe dagegen eine ihm unerklärliche Angst und Scheu verrathen. Seit dieser Stunde sei er der Angeklagten nicht wieder begegnet. — Den Notar schilderte er in seiner ganzen Ruhheit. Niemals hatte Zeuge Klagen aus der Angeklagten Munde vernommen. Er rühmte ihre Demuth, Mildthätigkeit und musterhafte Frömmigkeit, ihr vortreffliches Herz.

Es folgten nun die Aussagen mehrer Personen, des Gastwirths Kirn, Besitzer des goldenen Brunnens, des Fuhrherrn Werner, dessen Knechtes, des Polizeibeamten und Gerichtsdieners, welche die Flüchtige verhaftet hatten, endlich des taverner Bauern, der die Remy nach Trier gefahren. Die Geschwornen erfuhren durch sie Alles das, was dem Leser schon bekannt ist.

Jedermann im Wirthshause war der Angeklagten Unruhe und Menschenscheu aufgefallen; den Wagen hatte sie zur Fahrt nach Tavern bestellt, dann aber auf der Moselbrücke dem Knechte hundert Francs geboten, um sie nach Koblenz zu bringen.

Es erschienen hierauf nach einander: der Stadt- und Landphysikus Doctor Chevalier aus Saarburg, der forensische Stadtchirurg, Martin Retterath, der Apotheker Kramer, Eigenthümer der Hofapotheke. Ihre Zeugnisse, für die Geschwornen freilich von höchster Wichtigkeit, dürfen hier gleichfalls als bekannt übergangen werden. Nur folgende Momente würden herauszuheben sein.

Vier Drachmen Arsenik waren es, welche die Angeklagte in der schwarzen Schachtel erkaufte. Bei der spätern Untersuchung war der Inhalt bis auf die Hälfte geschwunden, und diese fehlende Quantität beinahe vollständig im Magen des Notars gefunden worden. Außer dieser bedeutenden Giftmenge enthielt der Magen noch Zucker und Wein-

steinsäure, und die Untersuchung des Bodensatzes im Glase hatte dieselben drei Bestandtheile ergeben.

Mit dem, unter Aufzählung aller wissenschaftlichen Gründe, den Geschwornen vorgetragenen ärztlichen Gutachten, bekanntlich dahin lautend:

daß der Notar Lorent an dem in seinem Magen vorgefundenen Arsenik den Gifttod habe erleiden müssen und wirklich an diesem Gifte gestorben sei,

schloß der Präsident die Verhandlung des ersten Tages, nachdem die von der Angeklagten recognoscirten Schachteln, gleich dem goldverzierten Limonadenglase den Geschwornen vorgelegt worden waren.

## Zweiter Tag.

Der Präsident ließ den Zeugen Warnfeld aufrufen. Er war noch nicht erschienen, ein Gerichtsdiener ward abgesandt, sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Der Präsident eröffnete den Geschwornen, daß er nunmehr mit der Vernehmung der Entlastungszeugen vorschreiten werde. Demgemäß erschien als erster Zeuge der Doctor Benedikt Kaspar Hett, Professor der medicinischen Facultät der Universität zu Trier und Garnisonmedicus.

Präsident zum Vertheidiger. Worüber soll der Zeuge vernommen werden?

Vertheidiger. Die Vertheidigung hat zwei Aerzte der medicinischen Facultät unserer Universität laden lassen, den Bürger und Professor Hett und den Land- und Stadtphysikus, Bürger Hofrath Dörner. Beiden sind durch mich aus den Acten gerichtlich beglaubigte Abschriften der taverner Verhandlung, sowie der Berichte und Gutachten des Doctor Chevalier und des Chirurg Retterath mitgetheilt worden.

Die Vertheidigung bestreitet die Richtigkeit der erwähn-

ten Gutachten und bittet ihre Sachverständigen darüber zu vernehmen.

Präsident zum Zeugen: Tragen Sie uns Ihre Ansicht vor.

Zeuge Hett. Weder nach den Grundsätzen der Wissenschaft, noch denen der Erfahrung kann ich dem Gutachten der in dieser Sache zugezogenen Aerzte meine Beistimmung ertheilen.

Ueber die Wirkungsweise des Arseniks sind zur Zeit die Stimmen der Aerzte getheilt. Die Einen sagen: nur durch seine Aufnahme in's Blut und die dadurch bedingte Vernichtung des Nervenlebens, sowie der Irritabilität des Herzens trete die vergiftende Wirkung ein; die Andern behaupten: die ätzende Eigenschaft des Arseniks sei es allein, welche die giftige Wirkung hervorbringe und den Tod durch Entzündung, oder Brand der Eingeweide herbeiführe.

Meine auf eine langjährige Erfahrung gegründete Meinung geht dahin: daß die verderbliche Wirkung des Arseniks auf beiden Wegen sich äußere und daß es auf die Form ankommt, in welcher der Arsenik dem menschlichen Organismus zugeführt ward, um die eine oder die andere Wirkungsweise vorwalten zu sehen.

Der gepulverte Arsenik ist eine im Organismus des Menschen sich nur langsam auflösende Substanz. Sie bedarf der Zeit zur örtlichen Zerstörung der Gebilde, der Zeit zur Bildung großer Aussaugungsflächen, durch welche der Uebergang in's Blut vermittelt werden soll. Wo mir daher, in meiner Praxis, ein Vergiftungsfall durch gepulverten Arsenik vorgekommen ist, habe ich auch immer eine beträchtliche Entzündung der Eingeweide angetroffen. Wo hingegen die Vergiftung durch eine Arsenikauflösung bewirkt war, fand ich die Entzündung stets geringer, sah ich sie mehr als einmal sich auf eine bloße Reizung der Magenwände beschränken. Ganz natürlich, da der Organismus eine flüssig-

keit viel leichter aufsaugt, als einen Stoff, dessen festere Form erst im Magen aufgelöst werden muß, um seine Wirkung zu äußern.

Diese meine Erfahrung, die ich mit vielen Aerzten theile, nun auf den vorliegenden Vergiftungsfall angewandt, muß der frühe Eintritt des Todes ebenso sehr überraschen, als die geringe Entzündung des Magens bedenklich erscheinen. Es war neun Uhr Abends, als der Notar die Limonade verlangte. Bevor seine Nichte herbeigerufen ward, bevor sie das Getränk bereitete, der Durstende es genoß, werden im günstigsten Falle immer einige Minuten vergangen sein. Aber noch war die Stunde nicht verronnen und schon rief das laute Stöhnen und Jammern des Leidenden so laut, daß die im untern Stockwerke sich aufhaltende Köchin Hammers es vernehmen konnte, diese zu seiner Hülfe herbei, und noch vor dem Verlaufe der zweiten Stunde war der Notar eine Leiche.

Ich gestehe, daß mir in meiner langjährigen Praxis eine so rasch zum Tode führende Wirkung des gepulverten Arseniks nicht vorgekommen ist, ich mich auch vergeblich bei den Schriftstellern nach einem ähnlichen Beispiel umgesehen habe. Wie einzig der Fall auch dastände, es wäre eine Erklärung doch wenigstens möglich, wenn man im Magen auf die Beweise einer weitverbreiteten, energischen Entzündung gestoßen wäre. Aber gerade das Gegentheil hat stattgefunden. Die Sachverständigen bekennen, eine nur mäßige Entzündung der Magenwände angetroffen zu haben. Auch ihnen ist der schleunige Tod aufgefallen, sie haben eine Erklärung für ihn gesucht, sie sagen: der rasche Eintritt des Todes sei naturgemäß durch die große Quantität des verschluckten Giftes bedingt worden und diese Giftmenge erkläre zugleich, weshalb der Magen des Verstorbenen nicht in höherem Grade noch von Entzündung ergriffen worden. Die Aufsaugung des Giftes durch den Organismus, der Ueber-

gang in's Blut und deſſen Vergiftung ſei nämlich ſo raſch erfolgt, daß die tödtliche Nervenlähmung früher eingetreten, als das Gift noch Zeit gehabt, ſeine volle ätzende Wirkung zu äußern. Wie ich vorher ſchon auseinandergeſetzt habe, würde dieſe Argumentation höchſtens für den Fall einer Vergiftung durch eine ſtarke Arſenikauflöſung paſſen. Hier jedoch, wo es die Wirkung des gepulverten Arſeniks gilt, muß ich widerſprechen. Arſenik in dieſer Form kann nur langſam, nur in dem Verhältniß wirken, als es aufgelöſt wird. Wenn es im Laufe zweier Stunden tödten ſollte, bedurfte es großer Aufſaugungsflächen, die Textur der Magenwände mußte in ausgebreiteter Ausdehnung und von heftiger Entzündung ergriffen worden ſein. Hat das Gift im Gegentheil, wie der Magenbefund ergibt, nur eine geringe corroſive Wirkung hervorgebracht, ſo konnte auch nur eine geringe Quantität Arſenik aufgeſogen worden ſein. Der Tod des Notars iſt meiner Meinung nach als arſenikaliſcher Gifttod durchaus nicht zu erweiſen. Nur in der actenmäßig conſtatirten Zerrüttung ſeiner Geſundheit würde ich die Erklärung für den raſchen Tod des Notars, in ihr die Gründe für eine ſo beiſpiellos ſchnelle tödtliche Wirkung des gepulverten Arſeniks ſuchen, wenn nicht, nach meiner Anſicht, andere, viel bedeutendere Veranlaſſungen da wären, ſeinen Tod durch Arſenik zu bezweifeln.

Ich muß vorausſchicken: daß die Aerzte ſich in einer übeln Lage befanden. Keiner von ihnen hatte den Verſtorbenen gekannt, kein ärztlicher Krankheitsbericht konnte ſie leiten, da jener ſich niemals eines Arztes bediente; über die letzten Stunden vermochte nur das ungeübte Auge von Laien ihnen Aufſchluß zu ertheilen; eine Section verſagte die Verweſung der Leiche, ſie hatten nur das eine Eingeweide zur Unterſuchung vor ſich und gerade in dieſem, wie in dem Limonadenglaſe, ward der Arſenik gefunden.

So unvollkommen ſich nun auch die Aufklärungen erweiſen, welche die Zeugen über die Krankheit und den Tod des Notars ertheilt haben, iſt es mir doch klar geworden, daß einerſeits von der Arſenikvergiftung unzertrennliche Symptome durchaus fehlen, auf der andern Seite aber Symptome vorhanden ſind, die auf eine ganz andere Todesurſache hindeuten.

So weit die Erfahrung reicht, iſt niemals ein Menſch durch Arſenik geſtorben, der nicht von dem heftigſten, ſchmerzhafteſten, immer wiederkehrenden Würgen und Erbrechen ergriffen worden wäre. Nach den Ausſagen der Zeugen hat Lorent eine Stunde vor ſeinem Tode zum erſten Male gebrochen und zwar, nachdem ihm der junge Warnfeld Thee gereicht hatte. Dieſes Erbrechen hat ſich nur einige Male wiederholt und iſt durchaus nicht andauernd und energiſch genug geweſen, um als Symptom einer Arſenikvergiftung zu gelten. Aber von viel größerer Wichtigkeit iſt, daß der Leidende durchaus jeder andern Ausleerung entbehrt, auch nicht einmal laxirt hat, eine ſo conſtant das Brechen begleitende Erſcheinung, daß ſie noch niemals bei Arſenikvergiftungen vermißt worden iſt.

Ein drittes Symptom der Arſenikvergiftung, fuhr der Zeuge fort, iſt die tiefe Verfallenheit des Antlitzes mit ſeinen von blauen Ringen begrenzten, eingeſunkenen Augen, die äußerſte Hinfälligkeit und Verzagtheit des Vergifteten. Alle Zeugen jedoch, die den ſonſt bleichen Notar in jenen letzten Stunden ſahen, ſprechen von der Röthe ſeines Antlitzes, von Lorent's Aufgeregtheit. Erſt mit dem Eintritte der Krämpfe färbte Antlitz und Hände ſich bläulich, aber die Krämpfe verließen ihn nun nicht mehr, immer ſtürmiſcher wurden die Paroxysmen, immer kürzer die Pauſen, bis nach langem Scheintode der wirkliche Tod eintrat. Dieſe Erſcheinungen ſind nicht die der Arſenikvergiftung; ich kann daher

der Annahme: Lorent ſei an dieſem Gifte geſtorben, nicht beitreten.

Wenn ich nun gefragt werde, wo anders denn die Todesurſache zu ſuchen ſei? ſo würde es zwar ein Wagniß ſein, darauf ſchon jetzt eine entſcheidende Antwort geben zu wollen; aber es iſt nicht minder meine Pflicht, das wenigſtens als dringende Vermuthung auszuſprechen, was nur einer geringen Verſtärkung von Außen her noch bedürfte, um in mir zur vollſten Ueberzeugung anzuwachſen. Ich vermuthe: daß der Notar Lorent an einem Pflanzengifte, und zwar an dem der Brechnuß verſtorben iſt, und das in ſeinem Magen aufgefundene Arſenik ſeinem Körper erſt zugeführt ward, als er bereits durch nux vomica vergiftet war. Alle, zum Theil ſehr charakteriſtiſchen, dieſem Gifte ganz eigenthümlichen Symptome ſprechen für dieſe Vermuthung, und wenn den früher zugezogenen Sachverſtändigen der Gedanke an eine Brechnußvergiftung nicht gekommen iſt, ſo kann der Grund nur darin liegen, daß dem Arzte zu ſelten die Gelegenheit geboten wird, gerade dieſen Vergiftungsprozeß zu beobachten, das Vorhandenſein dieſes Pflanzengiftes im Magen des Verſtorbenen aber auf chemiſchem Wege nicht zu ermitteln war.

Mit Offenheit geſtehe ich's: dem Umſtande, in meiner Praxis drei Vergiftungsfälle durch Brechnuß beobachtet zu haben, mag ich es vielleicht verdanken, daß mir das Bild einer Brechnußvergiftung von ſelbſt in dem Augenblicke vor die Seele trat, in welchem ich aus den Acten von den den Tod des Notars begleitenden Erſcheinungen Kunde gewann.

Die Brechnuß iſt der Same eines auf Ceylon und der Küſte von Malabar wachſenden Giftbaumes. Dieſer Same, im gewöhnlichen Leben Krähenaugen genannt, enthält ein ungemein ſtarkes, raſch tödtendes Gift. Sowol das aus dem Samen bereitete Pulver, als der aus ihm gewonnene wein-

geistige Extract zeichnen sich durch einen charakteristischen, unerträglich bittern Geschmack aus, der keinem andern Gifte in diesem Grade beiwohnt. Viel charakteristischer jedoch ist die Wirkung dieses Giftes auf das Rückenmark. Wie nämlich bei der narkotischen Einwirkung des Opiums auf das Blut vorzugsweise das Gehirn betroffen wird, daher Betäubung und Schlafsucht die hervorstechenden Erscheinungen der Opiumvergiftung sind, also ergreift das Brechnußgift auf eigenthümliche Weise das Rückenmark, und zwar vorzugsweise dasselbe in seiner bewegenden Function, weshalb das Ergriffensein des Rückenmarkes sich im Starrkrampfe und zwar in allen Formen desselben äußert. Kinnbackenkrampf hindert die Oeffnung oder Schließung des Mundes, Starrkrampf streckt den Körper des Leidenden oder biegt ihn vorwärts und rückwärts, während ein blitzähnliches Zucken oder Zittern die Extremitäten ergreift, die Gesichtsmuskeln aber in fürchterlichem Spiel das Antlitz verzerren.

Vermöge ihres den Schärfen verwandten bittern Prinzips reizt die Brechnuß außerdem den Nahrungskanal. Zunge, Gaumen, Schlund sind geröthet, brennen und erregen den heißesten Durst. Dieselbe Reizung zeigt bei der Section der Magen, in einzelnen Fällen bis zu wirklicher Entzündung gesteigert. Der Kranke wird von Brennen und Schmerzen im Magen, von kolikartigem Reißen im Unterleibe geplagt, leidet an Athmungsbeschwerden, weil der Krampf auch die Respirationswerkzeuge ergreift, empfindet Uebelkeit und oft tritt Erbrechen, auch Durchfall ein. Im Anfange erscheint das Antlitz geröthet, später nehmen Gesicht und Hände eine bläuliche Färbung an. Die Krämpfe steigern sich, der Kranke erliegt. Er fällt in Scheintod, aus welchem ihn der wirkliche Tod erlöst. — Die Leiche bietet in der Regel durch die krampfhaft gebogenen Glieder und das verzerrte Antlitz

einen ſchrecklichen Anblick. Nicht immer ſind dieſe Symptome in voller Zahl zugegen, doch niemals fehlen, bei tödtlichem Ausgange, der Krampf und der Scheintod, bei keiner Brechnußvergiftung mangelt der ſpezifiſche, unerträglich bittere Geſchmack.

Vergleichen wir die eben geſchilderten charakteriſtiſchen Zeichen der Brechnußvergiftung mit den von den Zeugen beſchriebenen Zuſtänden des Notars Lorent, ſo iſt die ſchlagende Uebereinſtimmung nicht zu verkennen, von denen ich nur den bittern Geſchmack, die Krämpfe, den Scheintod, das ſchrecklich verzerrte Antlitz des Todten herauszuheben brauche. Jedes Leidensſymptom, welches an dem Verſtorbenen wahrgenommen wurde, unzureichend, um eine Arſenikvergiftung daraus zu erweiſen, findet in der Brechnußvergiftung ſeine vollſtändige Erklärung und Geltung.

Wie und auf welche Weiſe nun aber das Brechnußgift dem Notar beigebracht worden, ob er ſich ſelbſt, ob Andere ihn vergiftet, dies zu ermitteln iſt natürlich nicht meines Amtes, und ich glaube gern, daß die Unterſuchung in dieſer Beziehung auch nicht den leiſeſten Fingerzeig zu bieten haben mag; wenn mir jedoch vergönnt iſt, eine Vermuthung auszuſprechen, ſo ſcheint mir das Elixir ad longam vitam, an welches der Verſtorbene ſich gewöhnt hatte, ganz dazu geeignet geweſen zu ſein, dem Vergifter als Mittel zu ſeinem verbrecheriſchen Zwecke zu dienen.

Geſtützt auf die von mir vorgetragenen Gründe, muß ich daher erklären: wie nach meiner feſten Ueberzeugung der Tod des Notar Lorent durch Arſenik nicht erwieſen und niemals zu erweiſen iſt, daß dagegen die dringende Vermuthung vorliegt: er ſei durch die nux vomica vergiftet worden.

Der mächtige Eindruck, den dieſer Vortrag auf die Verſammlung übte, bedarf keiner Schilderung; viel intereſſanter war es jedoch, die Wirkung dieſes ärztlichen Gut-

achtens auf die Angeklagte selbst zu beobachten: wie ihr ruhiges Zuhören sich zur gespanntesten Aufmerksamkeit steigerte, wie sie zusammenschreckte, erbloßte, dann, zur Bildsäule geworden, den ruhig Redenden anstarrte, bis ihr Auge sich mit Thränen füllte, sie die Hände zum stillen Gebete gefaltet, unter dem demüthig geneigten Haupte, gegen die wogende Brust drückte.

Präsident. Angeklagte! Sie vernahmen die Aussage des Professor Hett; haben Sie irgend Thatsachen anzuführen, geeignet, die ärztliche Ansicht von einer Brechnußvergiftung zu unterstützen?

Angeklagte, in tiefer Bewegung. Nein! ich erkenne in dieser überraschenden Wendung, in dieser göttlichen, von Menschen nicht zu ahnenden Fügung nur, daß der Allmächtige in seiner Gnade sein sündlich verirrtes Kind noch nicht verloren gibt. Er fodert mich noch nicht vor seinen Thron, mir sein zorniges Antlitz zu enthüllen, er gönnt mir das Weilen auf dieser Erde noch zur irdischen Buße meiner Schuld, auf daß die himmlische dermaleinst eine mildere werde. Ich bin ein armes, unwissendes, durch selbstverschuldetes Leiden sinnenverwirrtes Mädchen. So gedrückt, daß meine kranke Seele den Trost der Hoffnung längst verloren, ja selbst die Kraft zu denken und zu unterscheiden eingebüßt hat. Ob es möglich, daß Gott meine Sünden mir vergeben, in dem Elend des letzten Jahres, nach seinem Willen, meine Strafe bestanden; ob ich in früherer Unschuld ein neues Leben hier beginnen darf, ich weiß es nicht. Nur das Eine, hoff' ich, hat Gott gewollt: von dem Verdachte des schimpflichen Giftmordes auf Erden mich gnädig zu erlösen. Mit Thränen des Dankes empfange ich dieses überschwengliche Geschenk, und die Worte des Herrn Hett, meines Retters, werden in den Tiefen dieses erschütterten Herzens ewig widerklingen. — Thränen erstickten ihren Stimme.

Präſident, nach einer Pauſe. Können Sie das Krähenaugen- oder Brechnußgift?

Angeklagte. Ich habe ſeinen Namen heut zum erſten Male vernommen.

Doctor Chevalier, vom Präſidenten aufgerufen, erhob ſich jetzt zur Vertheidigung ſeines Gutachtens. Da Vergiftungen, ſagte er, in der Regel durch Einführung der giftigen Subſtanz in den Magen bewirkt werden, die Magennerven alſo den erſten Stoß auszuhalten hätten, ſei es natürlich, daß den ätzenden Giften eine ganze Reihe von Symptomen gemeinſam angehören müſſe, als: Brennen im Schlunde und Magen, Durſt, Uebelkeit, Erbrechen, ſpäter Kolik und Durchfall, endlich: Verfallenheit des Organismus, Krampf, Ohnmacht, Scheintod. Auch die nux vomica gehöre zu den reizenden Giften, kein Wunder daher, wenn manche Symptome der Arſenikvergiftung im Zweifel auch für eine Brechnußvergiftung gedeutet werden könnten. Ohne Starrkrampf jedoch keine Brechnußvergiftung, und von Starrkrampf ſprächen die Zeugen nicht. Röthe des Geſichts im Anfange, Zuckungen, Verzerrungen des Antlitzes wären auch beim Arſenik zu finden, und wenn die Zeugen des Durchfalls nicht erwähnten, möge es wol daher kommen, daß ſie danach nicht gefragt worden. Der bittere Geſchmack erkläre ſich hinreichend durch das Elixir ad longam vitam, zu dem der Leidende gewiß nicht unterlaſſen haben werde, ſeine Zuflucht zu nehmen.

Was nun den ſchnellen Tod angehe, ſo könne er nur das früher Geſagte wiederholen und der durch den Profeſſor Hett aufgeſtellten Theorie nicht beipflichten. Wenn auch das in einer Flüſſigkeit enthaltene Gift raſcher aufgeſogen werde, als das in Pulverform dem Magen übergebene, ſo ſei in vorliegendem Falle der Unterſchied in der Zeit durch die große Menge des Arſeniks, zwei Drachmen, ausgeglichen

worden. Wo einer solchen Quantität von Gift die Gelegenheit geboten sei, ihre weit sich verbreitende Einwirkung auf die Magenwände eines Kranken zu äußern, dessen geschwächte Constitution außer Stande gewesen, den geringsten Widerstand zu leisten, dürfte ein nach zwei Stunden erfolgter Tod auch bei einer nur mäßigen Magenentzündung nicht überraschen. — Gerade weil dem Professor Hett das Glück zu Theil geworden, dreimal eine Brechnußvergiftung zu beobachten, möge er verführt worden sein, deren Symptome auch hier zu suchen und zu finden, obwol keine Thatsache irgend wie auf diesen Verdacht hindeute.

Professor Hett. Er freue sich, daß Doctor Chevalier seinen Ansichten in soweit wenigstens beistimme, um nunmehr auch in der geschwächten Constitution des Lorent den Erklärungsgrund für dessen raschen Gifttod zu finden.

Der hierauf vernommene Stadtwundarzt Retterath trat den Ausführungen des Doctor Chevalier überall bei.

Die Frage des Vertheidigers: ob Chevalier oder Retterath in ihrer Praxis schon einen Fall von Brechnußvergiftung beobachtet hätten, verneinten zwar beide, Doctor Chevalier erwiderte aber zugleich: daß es hierauf auch gar nicht ankomme, da es nicht der Erkennung dieser Vergiftung an einem Lebenden und dessen Rettung gelte, vielmehr hier, nur auf dem Felde der Wissenschaft, ein Urtheil über mangelhaft beobachtete Symptome einer Vergiftung überhaupt gefodert werde.

Es ward nun der zweite Sachverständige, Hofrath Dörner vorgefodert. Das Resultat seines gründlichen Vortrags ging dahin: er müsse im Wesentlichen den Ausführungen seines Collegen Hett beitreten. Auch nach seinen Erfahrungen hinterlasse gepülvertes Arsenik bedeutendere Reizungen der Magenwände, als eine Arsenikauflösung; nur wären einzelne Fälle nicht abzuleugnen, in denen diese Rei-

zung überraschend gering erscheine. Seiner Ansicht nach läge der Erklärungsgrund in der individuellen Constitution des Vergifteten. Die schwache werde früher, die kräftige später erliegen, im ersten Falle daher oft nur eine mäßige Reizung angetroffen werden, wo der zweite Fall den Anblick wahrer und kräftiger Entzündung darbiete. Lorent, mit seinem geschwächten Organismus, würde zu den frühen Opfern einer Arsenikvergiftung zu zählen sein, wenn diese überhaupt unzweifelhaft constatirt wäre. Dies sei jedoch nicht der Fall. Das geringe Erbrechen, der fehlende Durchfall, des Leidenden Erregtheit, das Vorwalten der Krämpfe, der bittere Geschmack ließen auf ein anderes Gift und namentlich auf das der Brechnuß schließen.

Die Sache sei noch zu wenig aufgeklärt, um ein bestimmtes, sicheres Urtheil zu begründen. Vorläufig könne er sich nur dahin aussprechen: daß er Lorent's Tod durch Arsenikvergiftung nicht für erwiesen, dagegen die Vergiftung durch Brechnuß für bei weitem wahrscheinlicher erachte.

Eine Disputation des Doctor Chevalier mit den beiden Aerzten der Universität führte zu keiner Vereinigung.

Auf Befragen des Präsidenten ergab sich, daß der Zeuge Warnfeld noch immer nicht erschienen war. Es ward daher der nächste auf der Liste bezeichnete Zeuge vorbeschieden: Eduard Mathieu, 36 Jahr alt, aus Luxemburg gebürtig und Gehülfe in der Apotheke zu Grevenmachern.

Vertheidiger. Ich bitte den Zeugen über den Verkauf von Brechnußgift zu verhören. (Staunen der Versammlung.)

Die Aussage des Zeugen lautete:

Nach Ausweis des in unserer Apotheke geführten Giftbuches, war es am 15. Mai des Jahres 1794, als Herr Warnfeld in unsere Apotheke trat. Ich kannte ihn schon seit längerer Zeit, da er, als Bewohner des nahen Tavern,

öfters nach Grevenmachern kam und bei dieser Gelegenheit theils zum Ankaufe von Vieharzneimitteln, theils zum Frühstück unsere Apotheke besucht hatte. Er klagte mir sein Leiden mit den vielen Ratten in seiner Mühle und bat um ein Vertilgungsmittel. Ich schlug ihm eine Mischung vor von Zucker, Fett und weißem Arsenik. Mit diesem Gifte, sagte er, mag ich nichts zu thun haben, geben Sie mir lieber nux vomica. Es frappirte mich, ihn den lateinischen Ausdruck brauchen zu hören, doch holte ich die Krähenaugen herbei. Nein, sagte er, weshalb soll mir erst die Mühe des Pulverisirens gemacht werden, besser ist's, ich nehme den weingeistigen Extract. — Am Ende sind Sie selbst Apotheker, sprach ich, so zu Hause zeigen Sie sich in unsern Mitteln. Ein gebildeter Mann, der durch die Welt will, muß in allen Dingen Bescheid wissen, gab er mir lachend zur Antwort, worauf ich ihm, nach seinem Wunsche, zwei Drachmen des Extractes verkaufte. Lösen Sie mir den Extract auf! sprach Warnfeld, ich will ihn den Ratten in Milch vorsetzen.

Ich that nach seinem Willen, indem ich den Brechnußextract in Wasser mit etwas Alkohol auflöste und den braunen Saft ihm in einem Fläschchen hinreichte. Eine Signatur daran, Freund! rief er, mir das Fläschchen zurückgebend, mit Gift ist nicht zu spaßen! Ich klebte auf das Fläschchen die Signatur „Rattengift", worauf er Abschied nahm.

Präsident. Haben Sie seitdem den Warnfeld wiedergesehen?

Zeuge. Oft genug. Er ist sehr beweglich und ein rascher Reiter. In einem Tage Saarburg, Grevenmachern und Trier besuchen und Abends wieder in Tavern sein, ist eine Aufgabe, die er mehr wie einmal gelöst hat.

Der Gerichtsdiener meldete, daß der Zeuge Warnfeld soeben im Zeugenzimmer eingetroffen sei.

Präsident zum Zeugen. Haben Sie gestern oder heute den Warnfeld gesehen und gesprochen?

Zeuge. Nein, Bürger Präsident, ich war verreist und bin erst heute Morgen von Grevenmachern hier eingetroffen.

Oeffentlicher Ankläger. Es ward gestern, in Warnfeld's Gegenwart, der Name des Zeugen Mathieu aufgerufen. Ich wünsche zu wissen, ob dem Warnfeld dieser Name bekannt ist?

Zeuge Mathieu. Von Gesicht kennt mich Herr Warnfeld gewiß, dem Namen nach nicht, man nennt mich in Grevenmachern nur Monsieur Eduard.

Der Präsident befahl, den Zeugen Mathieu für jetzt in sein eignes, des Präsidenten, Zimmer zu bringen, dann aber den Zeugen Warnfeld vorzuführen.

In welcher Spannung sah die Versammlung dem Auftreten dieses Mannes entgegen! Er trat ein, festen Schrittes, freien Blickes, aber etwas bleich. Wie ist Ihr Befinden heute? fragte der Präsident, sie sehen leidend aus.

Wer wollte nicht leiden, Bürger Präsident, erwiderte Warnfeld, wenn man eine Freundin auf der Bank der Angeklagten weiß; ich leide seit langer Zeit.

Er gab sein Alter auf 31 Jahre, Magdeburg als seinen Geburtsort an. Auf die Frage des Präsidenten nach seiner frühern Lebensgeschichte ließ er sich also vernehmen:

Ich bin das einzige Kind meiner Aeltern und habe meine Mutter früh verloren. Mein Vater war Registrator bei der Kriegs- und Domainenkammer zu Magdeburg. Ich besuchte das städtische Gymnasium und war, da mein Fleiß und meine Fähigkeiten befriedigten, zum Studiren bestimmt. — An demselben Tage meiner glücklich überstandenen Prüfung zur Universität starb jedoch mein Vater und mit ihm verlor ich die Mittel, die Akademie zu beziehen. Ich mußte an meinen Lebensunterhalt denken und habe mehre Jahre hin-

durch als Schreiber und Actuar auf verschiedenen Domainenämtern gearbeitet. Da geschah es, daß ich auf einer Reise nach Magdeburg im Postwagen die Bekanntschaft des Apotheker Schrader aus Berlin machte, dessen geistreich liebenswürdiges Wesen mich völlig gefangen nahm. Ich schloß ihm mein Herz auf, wie mir's ergangen, und die Sehnsucht mich verzehre, einer Laufbahn ohne Zukunft enthoben zu werden. Nach einem langen Gespräche entschloß ich mich, da Schrader zufällig eines Lehrlings bedurfte, bei ihm die Apothekerkunst zu erlernen. Die Beendigung meiner Lehrjahre traf mit den preußischen Rüstungen zusammen, und auf Verwendung meines gütigen Prinzipals ward ich als Feldapotheker angenommen, in welcher Stellung ich dem ersten Feldzuge gegen Frankreich beigewohnt habe. Von der Ruhr ergriffen, blieb ich auf dem Rückzuge hülflos in der taverner Mühle zurück, wo ich mein Quartier erhalten. Ich genas und gestehe, daß der Gedanke an die Rückkehr in meinen Dienst nichts Lockendes für mich besaß, seitdem ich die Leiden des Krieges in solchem Maße an mir selbst erfahren hatte. Aus meinen frühern Verhältnissen mit den ländlichen Gewerben vertraut, zog ich es vor, gegen billige Bedingungen die erwähnte Mühle in Pacht zu nehmen. Nur die Anhänglichkeit an die Familie Lorent konnte mich zur Lösung meines Pachtverhältnisses bewegen, um jene auf ihrer Flucht über den Rhein zu begleiten. Auf Lorent's Wunsch bin ich, nach unserer Rückkehr, als Freund, Gesellschafter, Geschäftsführer bei ihm geblieben, bis sein unglücklicher Tod dieses Band zerrissen hat.

Präsident. Und seitdem haben Sie sich welchem Gewerbe zugewandt?

Warnfeld. Keinem. Ich beschäftige mich mit wissenschaftlichen Studien. Lorent hat mich für das, was er meine Opfer nannte, so großmüthig entschädigt, daß ich für lange

Zeit noch die Mittel zur Befriedigung meiner mäßigen Bedürfnisse besitze. Was kann den der Erwerb auch kümmern, der in seiner Seele Tag und Nacht nur von einem Gedanken bewegt wird; wie vermöchte ich dem Gewinne nachzuziehen, während hier ... ich darf und werde diese Stadt nicht verlassen!

Präsident. Doch bin ich heute amtlich unterrichtet worden, daß Sie vor einiger Zeit eine längere Reise unternommen haben.

Warnfeld. Dem ist so. Nur weil Krankheit mich drei Monate an's Zimmer gefesselt hielt, ward diese Reise so spät angetreten. Es lebt der Angeklagten noch ein ferner Freund. Seine Aufsuchung war der Zweck meiner Reise, der mir auch vollständig geglückt ist.

Aufgefodert, sich über die Familienverhältnisse zu äußern, that er dies mit wahrer Beredtsamkeit, indem er in den lebendigsten Farben ein Bild entwarf, dessen Wahrheit um so weniger verkannt werden konnte, da Warnfeld mit der Lebendigkeit des Augenzeugen berichtete und sein Urtheil mit vielen Beispielen belegte. Nur die Unmöglichkeit, sagte er, Fräulein Marie in solcher Lage zu verlassen, habe ihn selbst behindert, sich den unerträglichen Launen Lorent's für immer zu entziehen, obwol eines Tages sein Reisekoffer wirklich schon gepackt gewesen.

Mit derselben Schärfe der Beobachtung und pünktlichsten Treue schilderte er darauf den Mordversuch im taverner Walde. Man glaubte die Oertlichkeit, die Personen vor sich zu sehen. Aus jedem Tone seiner bewegten Stimme klang zugleich der tiefe Abscheu vor der feigen, hinterlistigen That.

Ich habe, sprach er, mit Offenheit sich gegen den Präsidenten wendend, in der schriftlichen Untersuchung wol einige Male meine innersten Gedanken verleugnet. Ich glaubte ihr zu nützen, deren Unschuld ich nur in einer schwachen

Minute zu bezweifeln die Vermessenheit besaß. Ich habe den doppelten Irrthum schmerzlich bereut. Nur die vollste Wahrheit kann die Angeklagte retten, und gelobt habe ich mir, diese Wahrheit rücksichtslos auszusprechen. Um so schmerzlicher ist es mir, durch ein der Angeklagten gegebenes feierliches Versprechen in einem Punkte mich gebunden zu fühlen. Was sie in jenem Momente erschreckte, in solchem Grade ihre Sinne in Aufruhr brachte, daß sie ihres Oheims vergessen konnte, dem die mörderische Kugel gegolten, ich kenne den Grund, weil sie am nächsten Morgen schon mich ihres Vertrauens würdigte. Aber sie hat den Handschlag eines deutschen Mannes, nimmer ihr Vertrauen zu verrathen. Wenn jedoch das Wort eines Mannes, der in allen Lebensverhältnissen der Ehre zu leben strebte und in Unbescholtenheit vor der Welt gestanden, wenn, sage ich, das Wort eines solchen Mannes auf Glauben Anspruch hat, dann wird man meiner Versicherung trauen: daß die Angeklagte an jenem Mordversuche so unschuldig ist, als Richter und Geschworne, die hier zu Gericht sitzen.

Der Präsident. Angeklagte! Sie vernahmen die Aussage des Zeugen; haben Sie ihm jene vertrauliche Eröffnung gemacht und zugleich ihm die Pflicht auferlegt, darüber ein unverbrüchliches Schweigen zu halten?

Angeklagte. Ja!

Präsident. Und fühlen Sie bei der Wichtigkeit der Sache und in Ihrem eignen Interesse keine Auffoderung, den Zeugen seines Wortes zu entbinden?

Angeklagte. Nein, Herr Präsident! ich darf mich dazu nicht verstehen.

Der Präsident foderte nunmehr den Zeugen zum vollständigsten Berichte dessen auf, was nach seiner Kenntniß am Todestage des Notars sich in dessen Hause zugetragen habe.

Zeuge. Vom frühſten Morgen bis um zehn Uhr Vormittags habe ich auf meinem Zimmer chemiſche Studien getrieben. Um dieſe Zeit ging ich zu Lorent. Ich fand ihn nicht leidender als Tags zuvor, er war aufgeſtanden und ging im Zimmer umher. Er klagte über ſein altes Uebel, krampfhaftes Zuſammenſchnüren bald der Bruſt, bald des Unterleibes, Trockenheit im Halſe, Abgeſchlagenheit der Glieder. Ich fragte: ob er vom Elixir genommen? ob er Limonade beföhle? Mürriſch verneinte er beides. Ich las ihm aus den neueſten, eben angekommenen Zeitungen vor, was ihn jedoch nur wenig zerſtreute. Um elf Uhr wünſchte er allein zu ſein, er wollte zu ſchlafen verſuchen. Ich ging und klopfte an die gegenüber liegende Thür des Fräuleins, um ihr, wie gewöhnlich, meinen Beſuch abzuſtatten. Da ich keine Antwort empfing, ſtieg ich die Treppe hinab und fragte Katharine Hammers: ob das Fräulein im Garten ſei? Sie iſt auf ihrem Zimmer und hat ſich eingeſchloſſen, erwiderte Käthchen. Sie iſt doch nicht krank? fragte ich. — Ach nein! ſagte jene, aber den ganzen Morgen ſchon wie verſtört, ſo daß ſie Einem keine Rede ſteht. — Ich ging bis Mittag ſpaziren. Als ich heimkehrend mein Zimmer betrat, fand ich Pierre mit Aufräumen beſchäftigt. Ich muß bemerken, daß, auf Lorent's Befehl, Duclos angewieſen war, mir meine Kleider zu reinigen, weshalb er täglich zweimal zu mir kam, um fünf Uhr Morgens und gegen Mittag. Er ſagte mir: Fräulein Marie laſſe mich erſuchen, heute nicht zu Tiſche zu kommen, ſie befinde ſich unwohl und werde mir die Speiſen ſchicken. Dies mußte mir auffallen, es war noch nie geſchehen. Um drei Uhr Nachmittags ging ich wieder zu Lorent. Sein Zuſtand hatte ſich nicht geändert, doch war er unerträglicher Laune. Die perſönlichſten Bitterkeiten ſtrömten über ſeine Lippen. Unwillig, im hohen Grade verletzt, verließ ich ihn um vier Uhr. Nach dem

Fräulein habe ich mich nicht weiter erkundigt, ich durchstrich die Berge. Es war 10 Uhr Abends, als Pierre Duclos mir die Nachricht brachte: es gehe plötzlich sehr schlecht mit Herrn Lorent, ich möge schleunigst hinkommen.

Es mochte ein Viertel nach 10 Uhr sein, als ich Lorent's Wohnung erreichte. Bei unserm Eintritte in's Krankenzimmer saß der Notar aufgerichtet im Bette, mit gerötheten Antlitze und feurigen, etwas stieren Blicken. Das ist mein altes Uebel nicht, rief er mir entgegen, ich leide fürchterlich, es zerreißt mir die Eingeweide, ich fürchte zu ersticken, ich habe Gift! — Ich erschrak, ohne jedoch an die Wahrheit seiner letzten Behauptung zu glauben. Angespannt, Pierre, und einen Arzt aus Trier geholt! rief ich dem Kutscher zu. Doch Lorent untersagte es mit den Worten: es ist zu spät, ich sterbe schon! Luft! Luft! rief er aus, indem er mit der Hand sich an die Kehle griff. Er wollte brechen, vermochte es aber nicht und sank in die Kissen zurück, um in wenig Secunden sich auf grauenhafte Weise zu verändern. Das Gesicht ward bläulich und durch ein fürchterliches Muskelspiel verzerrt, der Körper starr ausgestreckt, die Arme im rechten Winkel gebogen, steif, während die Finger in unglaublicher Schnelligkeit zitternd sich auf und ab bewegten. Der Leidende war bewußtlos. Heult nicht! rief ich dem schreienden Pierre zu, stürzte aus dem Zimmer und, mit dem Rufe nach Thee, die Treppe hinab in die Küche. Es war Alles in Bereitschaft, meine Abwesenheit kann nicht fünf Minuten gewährt haben. Selbst den Thee tragend, eilte ich zum Kranken zurück. Der Krampf war vorüber, Lorent ruhig, bei Besinnung, aber unvermögend zu sprechen. Doch deutete er durch Zeichen seinen Durst an. Gierig schlürfte er den Thee und erbrach sich, wie oft, weiß ich nicht, ich glaube zwei oder dreimal, dann kehrten die Zuckungen, oder richtiger gesagt, die Krampfanfälle wieder.

Der Mund schloß und öffnete sich unwillkürlich, so daß es den entsetzlichen Anblick gewann, der Kranke wolle beißen. Laut schlugen die Zähne zusammen, während Hände und Füße in fast taktmäßigen Zuckungen jetzt an den Leib geschnellt, dann von ihm weggeschleudert wurden. Nach einigen Minuten trat Ruhe ein, die Glieder streckten sich, ich hielt Lorent für todt, Puls und Herzschlag waren nicht zu fühlen. So mochte er länger als eine Viertelstunde gelegen haben, als noch einmal die Convulsionen und zwar in erhöhtem Grade sich erneuten. Der Körper ward einige Male wie emporgeschleudert, dann bog er sich rückwärts. Ein schweres Aechzen noch, dann war es aus. Der Anblick des Todten war abschreckend, der Körper etwas nach hinten gebogen, die Füße gestreckt, der rechte Arm nach innen, der linke nach außen verdreht, das Antlitz verzerrt, die Augen offen, der Mund weit aufgesperrt. Ich breitete ein Tuch über des Todten Antlitz.

Präsident. Haben Sie unter den Leidenssymptomen des Vergifteten auch Durchfall bemerkt?

Zeuge. Nein!

Präsident. Ihre heutige Aussage stimmt mit den beiden früheren zu Protokoll gegebenen im Wesentlichen überein, und doch erhält sie durch die nähere Beschreibung der Krämpfe ein hohes Gewicht. Weshalb haben Sie früher sich dieses detaillirten Berichtes enthalten?

Zeuge. Meine früheren Aussagen sind meinem Gedächtnisse fast entschwunden; bei ihrer Ablegung befand ich mich in großer, durch das Geschick der Angeklagten hervorgerufenen Gemüthsbewegung. Dennoch habe ich, meines Bedünkens, der Zuckungen und Krämpfe, des Verzerrens des Antlitzes, meines Verdeckens der Leiche durch ein Tuch bei meiner ersten Vernehmung erwähnt. Das Verhör war aber ein kurzes, gedrängtes, es galt nur den Hauptsachen, ich

mag die Krämpfe wol nur im Allgemeinen geschildert haben. Bei der zweiten Vernehmung aber war ich in weit höherem Maße noch niedergebeugt, als bei der ersten aufgeregt. Ich erinnere mich, nur darauf geantwortet zu haben, wonach der Inquirent mich fragte.

Präsident. Als Lorent Ihnen entgegenrief: ich habe Gift! erwähnte er dabei der Limonade?

Zeuge. Durchaus nicht.

Präsident. Zeuge Duclos! (Der Zeuge tritt vor.) Ihr hört, daß der Zeuge Warnfeld die von Euch bekundete Aeußerung des Notars: die Limonade sei vergiftet, nicht vernommen hat.

Duclos, in seinem schreienden Accent. Nichts destoweniger hat mein Herr so gesagt: ich habe Gift, die Limonade ist vergiftet!

Warnfeld. Bei meiner Kenntniß davon, daß Fräulein Marie und nur sie die Limonade zu bereiten pflegte, hätte mich die Aeußerung Lorent's, die Limonade sei vergiftet, ja dergestalt erschrecken müssen, daß ich einer solchen Beschuldigung nimmer hätte vergessen können. Pierre irrt sich, mit der größten Bestimmtheit darf ich behaupten: Lorent hat mit keiner Sylbe der Limonade erwähnt.

Präsident. Duclos! ich habe Euch gestern schon darauf aufmerksam gemacht, von welcher Wichtigkeit die Erwähnung der Limonade durch Euern Herrn sein würde; ferner, daß es auffallend erscheint, wenn Ihr dieser wichtigen Aeußerung Eures Herrn früher nicht gedacht und sie gestern erst vorgebracht habt. Ich muß Euch daher noch einmal dringend ermahnen, wohl zu überlegen, was Ihr mit gutem Gewissen behaupten könnt.

Duclos, laut. Mein Präsident! es ist so, wie ich ausgesagt habe, ich weiß es gewiß; wie wäre ich denn dazu gekommen, den Mädchen diese Aeußerung gleich auf frischer

That mitzutheilen, hätt' ich sie nicht wirklich gehört. Herr Warnfeld mag das in seinem Eifer zu helfen überhört haben, oder — es ist nicht bös gemeint, wenn ich sage: er hat immer ein hohes Interesse für Fräulein Marie bewiesen.

Warnfeld. Schämt Euch, Pierre! Meint Ihr, ich werde ihr zu Liebe eine Lüge sprechen?

Im fortgesetzten Verhöre Warnfeld's erzählte dieser, wie er noch längere Zeit auf die Rückkehr der Angeklagten vergeblich gewartet, sich dann nach Haus begeben und des nächsten Morgens dem Fräulein seinen Besuch abgestattet habe. Er müsse gestehen, sie in seltsamer Bewegung und Aufregung und doch zu gleicher Zeit wortkarg angetroffen zu haben. Da sie in düsterm Schweigen gegen ihn verharrt, sei ihm seine baldige Entfernung schicklich erschienen. Vorsichtigen Versuchen, sich ihr später zu nähern, sei die Angeklagte ausgewichen. Er habe deshalb auch das Lorentsche Haus nicht wieder betreten. Weder Katharinens Geschwätz von jener Limonade, der Angeklagten sehr auffälliges Benehmen bei der Bestattung der Leiche, noch ihre Flucht nach Trier hätten ihm Verdacht erregen können. Mit Beschämung bekenne er jedoch, daß die Ereignisse des 17. Juli, die gerichtlichen Nachforschungen in Tavern ihn völlig überwältigt hätten, dergestalt, daß er, das Unmögliche für möglich haltend, der Angeklagten jene Warnung nach Trier gesandt habe, durch welche sie zur Flucht bewogen worden sei. Niemals könne er diesen Wankelmuth in der Treue, diese beleidigende Verzagtheit sich vergeben. Sie, mit der er fünf Jahre zu leben das Glück gehabt, deren Seele zu erkennen ihm tausendfache Gelegenheit geboten worden, der als der herrlichsten Erscheinung seines Lebens stets seine Verehrung gewidmet gewesen, an ihr habe er nimmer zweifeln dürfen.

Präsident. Was ist Ihnen über die Entfernung der Angeklagten in der Todesnacht bekannt geworden?

Warnfeld. Als ich am nächsten Morgen zum Besuche der Angeklagten das Sterbehaus betrat, erzählte mir die Hammers: ihr Fräulein sei, blaß und verstört, um drei Uhr mit der Morgendämmerung erst nach Haus gekommen. Da ich eine Frage an die Angeklagte zu richten für anmaßend erachtete, von dieser aber eine freiwillige Mittheilung nicht empfing, so bin ich geraume Zeit außer Stande gewesen, mir die Gründe jener nächtlichen Abwesenheit vollständig klar zu machen. Seit kurzem erst habe ich von Außen her eine erschöpfende Aufklärung empfangen, jedoch mein Wort verpfändet, niemals davon Mittheilung zu machen. Als ehrlicher Mann darf ich jedoch versichern, daß der Angeklagten Entfernung in durchaus keiner Beziehung zu dem Tode ihres Oheims steht.

Präsident. Hatten Sie Kenntniß von dem Ankaufe des Arseniks durch die Angeklagte?

Warnfeld. Nein!

Präsident. Haben Sie selbst, zur Zeit des Todes Lorent's, sich im Besitze von Gift befunden?

Diese Frage äußerte auf Warnfeld gerade die Wirkung, wie wenn Jemand plötzlich an eine längst vergessene Sache erinnert wird. Wie ein Blitz der Erleuchtung traf es ihn, und einer Secunde nur bedurfte es, daß er mit der Geberde der Ueberraschung in die Worte ausbrach: Mein Gott! freilich, freilich! den Brechnußextract! — Und, himmlischer Vater! dies ist ja eine Vergiftung durch nux vomica! Wo waren meine Sinne, dies nicht gleich zu erkennen?

Einen höhern Triumph hat Wahrheit wol nimmer gefeiert, als in den wenigen Worten dieses Ausrufs. Als ob eine allmächtige Hand den Nebelschleier zerrisse, das reine leuchtende Gestirn zu enthüllen, so traf die freudige Ueberzeugung von der wiedergeborenen Unschuld eines Schwerverdächtigten die Herzen der Versammelten, daß es wie ein

feuriger Schlag die Menschen durchfuhr und in manchem zarteren Auge eine Thräne schimmerte.

Wie lange, fragt an dieser Stelle eine Bemerkung des Berichterstatters, wie lange möchte wol dieser trübe Verdacht sich durch Acten und Erkenntnisse hingeschleppt haben, den hier ein Augenblick vernichtete.

Wie kamen Sie zu dem Gifte? fragte der Präsident in seiner unerschütterlichen, parteilosen Ruhe.

Und nun erzählte Warnfeld in seiner feurigen Weise Alles, wie der Zeuge Mathieu es berichtet. Es sind vier Jahre verflossen, fuhr er fort, seit dem Ankaufe und der Benutzung dieses gefährlichen, schnellwirkenden Giftes. Sein Besitz war meiner Erinnerung völlig entschwunden. Ich kenne den Ort jetzt, wo ich in der Mühle das Gift verwahrte, ich habe das Fläschchen wiedergesehen, als nach der Rückkehr aus Deutschland ich, meine Sachen auspackend, in der neuen Wohnung mich einrichtete; ich sehe das Schubfach meines Schreibtisches noch, in welchem ich es barg; aber ich kann mich nicht erinnern, es bei meinem Umzuge nach Trier erblickt zu haben. Dies erklärt sich jedoch wol dadurch, daß ich beim Umzuge die kleinen Schubkasten nicht ausgepackt habe. Sie wurden, gefüllt wie sie waren, in Papier geschlagen hieher gebracht. Ich bitte um Erlaubniß, sofort in Begleitung von Gerichtspersonen in meiner Wohnung nachsuchen zu dürfen.

Präsident. Ja, kraft der mir verliehenen discretionairen Gewalt verordne ich: daß der Instructionsrichter mit dem Gerichtsschreiber den Zeugen zum Zwecke der Nachforschung in dessen Wohnung begleite und Bericht erstatte. Vorher jedoch noch zwei Fragen an den Zeugen. Waren Ratten im Lorentschen Hause?

Warnfeld. Ich habe im Hause darüber klagen gehört, von wem, erinnere ich mich nicht.

Präsident. Es ist ein Versuch gemacht worden, die Angeklagte zu befreien. Wissen Sie darum?

Warnfeld. Ich gestehe, er ging von mir aus. Von der Unschuld der Angeklagten überzeugt und demnach ihre Verurtheilung befürchtend, ergriff ich dieses letzte Mittel, ihr Hülfe zu bringen.

Präsident. Wußte die Angeklagte um diesen Plan?

Warnfeld. Durchaus nicht.

Vertheidiger. Der Zeuge Mathieu hat uns gesagt und Zeuge Warnfeld es bestätigt, daß jenes Giftfläschchen mit einer Etiquette bezeichnet war. Ich bitte, beide Zeugen zu fragen: wie die Etiquette wörtlich gelautet?

Warnfeld erklärte sofort, die Aufschrift habe: Rattengift, mort aux rats, gelautet. Der aus dem Zimmer des Präsidenten herbeigerufene Zeuge Mathieu bestätigte diese Aussage mit dem Bemerken, daß es ein alter Gebrauch in seiner Apotheke sei, die Etiquette in beiden Sprachen abzufassen.

Es ward nunmehr der letzte Entlastungszeuge, Anton Canaris, vorgeführt, ein ehrwürdiger 70jähriger Greis, in Silberhaaren, seit 38 Jahren Pfarrer zu Conz.

Vertheidiger zum Präsidenten. Der Pfarrer Canaris ist geladen, um über die Moralität der Angeklagten Zeugniß zu geben.

Canaris erklärte: er sei der Angeklagten Beichtvater, jedoch bereiten Willens, Alles zu sagen, was er ohne Verletzung des Beichtgeheimnisses sagen dürfe.

Nach seiner Erzählung war er schon im Frühlinge des Jahres 1793 durch einen Besuch der Angeklagten überrascht worden. Warnfeld nämlich habe sie und deren Vetter, die kaum aus Frankreich Entronnenen, ihm, dem alten Manne, zugeführt, und müsse er heut noch jenem für diese Freundlichkeit danken, für die herzerquickenden Stunden, die er ihm

in dem Umgange mit dem jungen Mädchen bereitet habe. Es sei auch seitdem selten eine Woche vergangen, daß sie nicht zu ihm gekommen, oder daß er, in der Hoffnung eines Zusammentreffens mit ihr, zu seinem taverner Amtsbruder hinübergefahren sei. Hiernach möge man nun seinen Schmerz ermessen bei der schrecklichen Wendung, welche, nach Gottes Willen, ihr Geschick genommen. Seine Gesundheit habe einen gefährlichen Stoß erlitten, daß er, nach langem Siechthume, vor wenig Tagen erst sich stark genug gefühlt, nach Trier zu kommen, um der Angeklagten wiederholte Beichte zu empfangen. Die vollständige Kenntniß ihres Herzens sei der Schirm gewesen, der ihn vor dem Zweifel an ihrer Unschuld bewahrt habe, wieviel der ungünstigen Zeichen auch gegen sie gesprochen.

Sie selbst hat sich einer schweren Sünde angeklagt, fuhr der Zeuge fort, daher darf ich darüber reden. Die unselige Verirrung einer Minute ist nicht abzuleugnen; aber es gehörte ihr reiner Sinn, ihre poetische Natur, ihre bis zur Schwärmerei sich steigernde Gottesfurcht dazu, eine Sünde so tief zu fühlen, welche auf Erden ihren Richter nur im Gewissen und im Beichtstuhle zu suchen hat. Aus diesem tiefen Gefühle erklärt sich denn auch ihre Bereitwilligkeit zu dem Glauben an die Verwechselung der Schachteln, an die willenlose Verwendung des Arseniks zur Bereitung der Limonade. Indem ihr frommes, gläubiges, nicht selten in seiner Religiösität jedoch überspanntes Gemüth einen Trost darin fand, in furchtbarer Selbstanklage ihr Inneres zu zerfleischen, war nichts natürlicher, als daß sie in jener Verwechselung, in der willenlosen Tödtung ihres Oheims ein Gericht des ewigen Gottes erkannte, gekommen über sie, rächend ihren Frevel auf frischer That zu bestrafen. Gottes Wege sind unerforschlich, aber meine Pflicht erheischt es auszusprechen: daß ich dies junge, mir so theure Mädchen stets

voll Bedachtsamkeit und Ueberlegung erfunden habe, daß ihre Fassung und Besonnenheit nur der Ergebung und Demuth glichen, mit denen sie ihre drückende Lage ertrug und mir ihre Klagen vertraute. Mir ist diese Verwechselung der beiden Schachteln, oder, was dasselbe ist, die irrthümliche Benutzung des Inhaltes von beiden, im Momente der Limonadenbereitung daher stets im höchsten Grade unwahrscheinlich erschienen. Ich habe der Angeklagten dies auch nicht verschwiegen, ihren Glauben jedoch nicht zu besiegen vermocht.

Nun mußte ich später sogar zu meinem Entsetzen vernehmen, sie habe dem Gerichte den vorsätzlichen Giftmord bekannt. Du lieber Gott! wer erfährt denn, was sie unter vier Augen verhandeln! Mir kam die Kunde dieses Bekenntnisses erst mit dem Urtheilsspruche, der sie zum Tode verdammte, als es zu spät, irgend wie ein Einschreiten zu versuchen. Krank, wie ich war, wußte ich mir keinen andern Rath, als meinen Schrecken und meine Ueberzeugung von Mariens Unschuld dem Gerichte in einem Schreiben auszudrücken. Sobald meine Kräfte es mir gestatteten, habe ich mich jedoch beeilt, zu der rathlos Verlassenen nach Trier zu fahren, die ich meinen Ermahnungen auch nicht unzugänglich gefunden habe. Von meinen Pfarrkindern, welche der gestrigen Verhandlung beigewohnt haben, bin ich denn auch zu meiner Genugthuung von dem Widerrufe jenes falschen Bekenntnisses, zu gleicher Zeit jedoch auch von ihrer Weigerung in Kenntniß gesetzt worden, über Verhältnisse Auskunft zu ertheilen, welche von so hohem Gewichte für die Entscheidung sind.

Kind! mein geliebtes Kind! rief hier Canaris aus, indem er sein ehrwürdiges Antlitz der Angeklagten zuwandte, wahrlich, du thust Unrecht. Wie schwer du auch gesündigt hast, bekenne es mit Offenheit, demüthige dich vor Gott und den Menschen, und wenn die eigene Zunge dir den frommen

Dienst versagt, so entbinde mich meiner Pflicht, auf daß mein Mund es verkünden darf, was du im Sacrament der Beichte mir vertraut hast.

Unter diesem herzlichen Anrufe sah man die Wangen Marie Remy's sich mit flammender Röthe überziehen, um eben so rasch wieder zu erbleichen. Mit bebender, flüsternder Stimme sagte sie: Bekennen Sie meine Sünde, Vater! doch ich bitte: nicht mehr! Nach diesen Worten neigte sie das Haupt und verharrte in dieser demüthigen Stellung.

Herr Präsident! begann der Pfarrer, während eine athemlose Stille über der Versammlung schwebte, als Marie Remy mit dem Getränk in ihres Oheims Zimmer trat, riß der Dürstende ihr das Glas aus der Hand, um es mit einem Zuge zu leeren. Dann, in die fürchterlichsten Verwünschungen über ihre Nachlässigkeit ausbrechend, schlug er wüthend ihr in's Gesicht. Da, nach ihrem Gefühle für ewig beschimpft, floh sie blutend auf ihr Zimmer und, auf ihre Knie niederstürzend, in leidenschaftlichem Gebete, flehte sie die Jungfrau Maria um Rache dieser Schmach an, flehte sie zu Gott um den Tod ihres Oheims. — Dies ist es, was sie unter strömenden Reuethränen mir in der Beichte vertraut hat.

Hier schwieg der Pfarrer. Eine Pause trat ein, von dem tiefen Athmen der Menge begleitet.

Präsident. Angeklagte! haben Sie dieser Aussage noch etwas hinzuzufügen?

Angeklagte, mit schüchterner Stimme. Nein! Herr Präsident! Also hat sich's begeben und in denselben Worten habe ich die Sünde gebeichtet.

Präsident. Haben Sie über den Vorfall im taverner Walde, oder über Ihre nächtliche Entfernung aus der Wohnung Ihres Oheims noch Aufschlüsse zu geben?

Angeklagte. Die Welt hat jetzt das Schlimmste von mir

erfahren, eine andere Schuld laſtet auf meinem Gewiſſen nicht. Beträfen jene Vorgänge nur mich, es wäre kein Grund da, ſie länger zu verſchweigen. Da ſie jedoch das Intereſſe einer dritten, vollkommen unbetheiligten Perſon berühren, heißt mein Gefühl mich die gewünſchte Auskunft verweigern. Was ich ſagen darf, iſt Folgendes: im Walde war es eine Täuſchung meiner Phantaſie, die mich die Schrecken des Schuſſes vergeſſen ließ, und die Todesnacht meines Oheims habe ich in ſehr ernſtem, traurigem Geſpräche hingebracht.

In dieſem Momente ward unter den Zuhörern eine Stimme laut. Der Präſident befahl Ruhe. Da jedoch das Geräuſch ſich nicht ſtillte, ward ein Gerichtsdiener beordert, die Ruheſtörer zu entfernen. Er kehrte mit der Meldung zurück: ein junger Mann äußere den Wunſch, vom Präſidenten gehört zu werden, da er über die Ereigniſſe jener Nacht Auskunft zu ertheilen vermöge. Er heiße Ignaz Rech und ſei eines Bayern Sohn aus Lavern.

Kraft der ihm verliehenen geſetzlichen Macht befahl der Präſident die Vorführung des Zeugen. Es erſchien ein junger Burſch von 18 Jahren, offnen Antlitzes, lebendigen Ausdrucks der Züge, unruhig beweglich, aber etwas ſehr Treuherziges in ſeiner ganzen Art.

Was habt Ihr zu ſagen? fragte der Präſident.

Zeuge. Es zuckte mir in allen Gliedern, Here (Herr!), daß Mamſelche Marie nicht ſprechen will, wo ſie die Nacht geweſen und ich ſie doch mit meinen Augen geſehn habe. — Sehn Sie, der Vater hatte mich nach Kimmer geſchickt, um nach dem kranken Oehm zu ſehn. Der war aber wieder heil und traktirte mich, daß ich erſt um zwei Uhr Morgens heimkam. Und gerad, wo der Hohlweg nach Lavern niederführt, rechts im Walde, war eine franzöſiſche Converſation, nicht anders, als wenn zwei ſich zankten. Und als ich mich

heranmachte, da war's Mamselche Marie in ihrem weißen Kleide, und der bei ihr, war ein französischer Offizier, es war schon licht, Herr! Und als ich das ausgekundschaftet hatte, da ging ich heim.

Präsident. Wie lange ist dieser Vorfall her?

Zeuge. Nu, Herr! in selbiger Nacht war ja der Lorent verschieden.

Die Angeklagte, durch die Zeugenaussage sichtbar aufgeregt, erhob sich hier mit den Worten: Ich unterwerfe mich in Demuth Gottes Willen, auch erlaubt meine jungfräuliche Ehre ein längeres Schweigen nicht. Der Zeuge hat die Wahrheit gesprochen. Ich war's und mein Gefährte war Henry Lorent, mein Verlobter. Sein hochherziger Entschluß, sich zur Armee des General Moreau zu begeben, ward früh von mir gebilligt. Wir standen in Briefwechsel. So empfing ich die Nachricht seiner schweren Verwundung in der Schlacht von Diersheim. Gott sei gedankt, die Gefahr ging vorüber, er genas in Strasburg unter der Pflege einer vortrefflichen Familie. Am frühen Morgen des Todestages meines Oheims überbrachte ein Bote mir ein Schreiben Henry's. Er war in Saarburg und wollte im Dunkel der Nacht mich am taverner Hohlwege erwarten. Welche Freude und zugleich welch schmerzlicher Streit in mir! Nicht zum Wiedersehen kam er, zu meiner Anverwandten nach Mühlhausen sollte ich ihm folgen. Ich kämpfte den langen Tag mit mir, bis ich zu dem Entschluß gelangte, meinen Oheim nicht auf diese Weise zu verlassen.

Nach neun Uhr Abends verließ ich das Haus; ich fand Henry meiner schon warten. Vergeblich waren meine Beschwörungen, er hielt nicht minder fest an seinen Vorsätzen, mich einer Lage zu entreißen, von der er wähnte, daß sie meine Gesundheit, mein Leben selbst gefährde. Ich mußte ihm Recht geben, auf der anderen Seite aber meine bestimmte

Weigerung aussprechen, an seiner Hand, auf heimlicher Flucht, seines Vaters Haus zu verlassen. Es mag eine Schwachheit gewesen sein, ich mag Unrecht gethan haben; aber mein Ruf ging mir über Alles. Umsonst, daß ich auf den nahen Frieden, eine Versöhnung mit dem Vater, auf eine öffentliche Werbung um meine Hand ihn hinwies. Er ward immer leidenschaftlicher, mich der Liebloſigkeit beschuldigend. Als ich mit der Dämmerung des jungen Tages nach meiner Wohnung wankte, hatte ich den Freund, den Verlobten verloren, und die Schwelle überschreitend, schallte die Todesbotschaft dessen mir entgegen, um dessen Tod die Sünderin vor wenig Stunden erst den Himmel angefleht hatte. —

Es hat sich viel des Elends auf dieses schwache Haupt gehäuft, fuhr die Angeklagte fort, nachdem sie mühsam ihre Rührung unterdrückt hatte, doch steht der Schuldigen keine Klage zu. — Bei jenem schrecklichen Vorfalle im Walde von Tavern ward ich die Beute einer zügellosen Einbildung. Nur an Henry und die dem Krieger stündlich drohenden Gefahren denkend, war ich sinnend der Gesellschaft vorangeschritten, mechanisch am Scheidepunkte des Weges stehen geblieben und ebenso ohne Wahl, fast unbewußt, dem bequemeren Wege durch den Wald gefolgt. Da, dicht mir gegenüber, schlägt plötzlich die Flamme der Muskete auf, die Dämmerung des Waldes wie durch einen Blitz erhellend. Ich gewahrte eines Militairs und meine erregte, verirrte Phantasie läßt mich die Gestalt, die Züge dessen erkennen, mit dem meine ganze Seele beschäftigt ist. — Freilich bedurfte es nur weniger Augenblicke, den Wahnsinn zu erkennen, der einen Mörder mit den reinen Zügen eines geliebten Bildes geschmückt hatte; doch war meine Bewegung noch am andern Tage so groß, daß ich dem edeln Warnfeld mein ganzes Herz aufschloß. — Ich muß darauf gefaßt sein, die Wahrheit dieser Vorgänge in Frage gestellt zu sehen. Der ehr-

würdige Canaris wird wenigstens bezeugen können, daß ich sie ihm in der heiligen Beichte also vertraut habe. Endlich aber sind hier die Zeilen Henry's, die letzten, welche ich von seiner Hand empfing. Sie zog ein Briefchen aus ihrem Busen, welches durch den Vertheidiger dem Präsidenten überreicht wurde. Der Gerichtsschreiber empfing den Befehl zu dessen Vorlesung. Das Schreiben, in französischer Sprache abgefaßt, lautete also:

Saarburg, den 30. Juni 1797, um drei Uhr des Morgens.

„Meine theure, geliebte Marie!

Die Schilderung Deiner Verhältnisse zerreißt mir das Herz, und doch weiß ich, wieviel Du verschweigst. Wohlan, von meinen Wunden fast genesen, bin ich hier, um in der nächsten Nacht Dich Deiner peinlichen Lage zu entreißen. Harre meiner in der zehnten Abendstunde, beim Austritt des Hohlweges aus dem Walde, an jener Stelle, wo wir zum ersten Male das in Blüthen gehüllte Tavern, die Wiege unserer Liebe, erblickten. Ob es rathsam, Warnfeld ins Geheimniß zu ziehen, überlasse ich Deiner Beurtheilung; besser wohl, wir stellen ihn, dem Vater gegenüber, nicht blos. Laß all Dein Eigenthum zurück, ich bin reichlich mit Geld versehen, um Dich zu unserer Verwandtin nach Mühlhausen zu führen. Man spricht vom Frieden. Welche Hoffnungen werden bei diesem Worte in meiner Seele laut!

Dein Henry."

Der Präsident verordnete die Vorlegung des Schreibens an die Richter, den Ankläger, den Vertheidiger und die Geschwornen, worauf er die Angeklagte fragte: ob sie die Echtheit der Handschrift zu erweisen im Stande sei? Nur Warnfeld kennt Henry's Handschrift, war ihre Antwort.

In diesem Augenblick trat Warnfeld in Begleitung der Gerichtspersonen wieder ein. Der Richter meldete, daß jenes

Fläschchen mit dem Brechnußextracte nicht aufgefunden worden sei.

Warnfeld. Ich vermag nicht zu enträthseln, wo das Fläschchen geblieben; ich wiederhole: nach unserer Rückkehr von der Flucht habe ich es bei Einrichtung meiner Wohnung noch besessen, es in Händen gehabt und in einem Schubfache meines Secretairs aufbewahrt; jetzt ist die Stelle leer, das Fläschchen ist verschwunden.

Frage des Geschwornen Grach: wer Zutritt zu dem Zimmer des Zeugen gehabt?

Warnfeld. Fast jedermann, mein Wirth, dessen Familie, Lorents Dienstleute, von denen bald der eine, bald der andere durch ein Geschäft, einen Auftrag zur Betretung meines Zimmers veranlaßt ward. Beim Ausgehen ließ ich den Schlüssel meinen Wirthsleuten zurück, weil sie das Reinigen des Zimmers zu besorgen hatten. Auch mein Schreibtisch ist selten verschlossen gewesen, weil der Besitz des Giftes meinem Gedächtnisse entschwunden war. — Den ihm vorgelegten Brief erkannte er sofort als von Henry Lorents Hand geschrieben. Mit den letzten Aussagen der Angeklagten im Allgemeinen bekannt gemacht, zögerte er nun nicht, seiner Wissenschaft um die Verlobung zu gedenken und Alles zu bestätigen, was die Angeklagte in Bezug auf die ihm gemachten Eröffnungen nach dem Mordversuche im taverner Walde angegeben hatte. Von einer Zusammenkunft der Verlobten in der Todesnacht des Notars, fuhr er in seiner Aussage fort, bin ich erst spät unterrichtet worden. Ich darf, da die Angeklagte, wie ich vernehme, selbst das Schweigen gebrochen, nicht mehr mit der Eröffnung zurückhalten, daß es Henry Lorent ist, den ich aufgesucht habe. Kaum zu seinem Regimente zurückgekehrt, welches zu dem Corps in der Schweiz gestoßen ist, sind seine Wunden wieder aufgebrochen. Seit länger als einem Jahre leidet er an Ab-

sonderung von Knochensplittern des verletzten Armes, ein schmerzenbringender, angreifender, aber gefahrloser Zustand. Ich brauche es kaum noch auszusprechen, daß er von dem Tode seines Vaters, von der schreckenvollen Lage Mariens, seiner Verlobten, keine Ahnung hatte, daß er durch mich die erste Kunde empfing, und daß er hier zugegen sein würde, wenn seine Wunden ihm die Reise erlaubten.

Bei diesen mit dem vollen Gefühle inniger Theilnahme ausgesprochenen Worten sah man die Züge der Angeklagten sich zum ersten Mal erhellen, als ob nun wirklich das unter Schuld und Buße erstarrte Herz das Frühlingswehen neuer Lebenshoffnungen empfände.

Der Zeuge Canaris, durch die Bekenntnisse Mariens seines Eides entbunden, bezeugte ihr, daß jenen gleich ihre Beichte gelautet.

Der Präsident ließ den Zeugen Duclos vortreten, um ihn zu einer sorgfältigen Beschreibung derjenigen Zufälle aufzufordern, die er in der gestrigen Vernehmung mit dem Ausdrucke: Zuckungen bezeichnet habe. Ihr habt die Aussage des Zeugen Warnfeld, seine Schilderungen heftiger Krampfanfälle vernommen; was sagt Ihr dazu? ich frage Euch bei Eurem Eide; sprecht offen.

Duclos. Bei meinem Eide? mein Präsident! nein, bei meinem Eide kann ich das nicht bestätigen. Nach meiner Meinung hat Herr Warnfeld mehr gesehen, als ich. Ich habe stets von Zuckungen gesprochen, wie sie in der Wirklichkeit meinen armen Herrn befallen haben, das heißt: es bewegten sich ein Weniges einmal die Hände und das zweite Mal die Füße, was jedoch bald vorüberging. Mehr habe ich nicht beobachtet.

Präsident. Habt Ihr nicht jenes dem Beißen ähnliche Zusammenschlagen der Zähne, jenes Erstarren des Körpers wahrgenommen, von welchem der Zeuge Warnfeld spricht?

Duclos. Nein, mein Präsident! — Es will mich bedünken, Herr Warnfeld habe die Farben etwas stark aufgetragen, zu welchem Zwecke — nun, das lasse ich dahingestellt.

Die Gegenüberstellung Warnfelds blieb ohne Eindruck auf den Zeugen; obwohl Ersterer dem Duclos die einzelnen Krampferscheinungen vorhielt, blieb Pierre bei der Behauptung, sie nicht wahrgenommen zu haben.

Ich fasse diese Aussage nicht, sagte Warnfeld, wenn ich nicht annehmen soll, die Theilnahme Pierre's an den Leiden Lorents habe ihn für die Beobachtung völlig unfähig gemacht.

Man mußte die Zeugen sehn und hören, bemerkt hier der Berichterstatter, das männlich offne Betragen, die Zuversicht Warnfelds, dem Peter Duclos gegenüber, der, wie laut, rasch und sicher seine Antworten auch zu fallen strebten, gerade durch Uebertreibung des günstigen Eindruckes verfehlte, ja durch ein nicht zu überwindendes momentanes Stokken der Rede seine innere Unsicherheit zu verrathen schien.

Präsident. Duclos! habt Ihr Zeichen von Durchfall wahrgenommen unter den letztstündigen Leiden Eures Herrn?

Der Zeuge verneinte.

Der Präsident schritt nun zu nochmaligem Verhöre der Aerzte in Bezug auf die Aussage Warnfeld's. Der beschränkte Raum gestattet nur die Mittheilung der Resultate.

Professor Hett sagte: was der Zeuge Warnfeld beschreibt, sei Tetanus und Trismus (Starr- und Kinnbackenkrampf) in seiner, der Natur abgelauschten, Gestalt. Das erfindet Keiner, das muß er erlebt haben, um es in dieser Wahrheit zu schildern. Auch wenn von der nux vomica keine Spur in Lavern aufzufinden gewesen wäre, würde Niemand, der den Zeugen Warnfeld gehört, mehr in Abrede stellen dürfen, daß hier eine Brechnußvergiftung vorliege. Ich muß mich deshalb nunmehr mit Bestimmtheit dahin aussprechen:

Daß der Notar Lorent nicht durch Arsenik, sondern durch nux vomica eine tödtliche Vergiftung erlitten hat.

Hofrath Dörner erklärte: Gestützt auf die Aussage des Zeugen Warnfeld und auf das ermittelte Vorhandensein von Brechnußextract in der Umgebung des Notars, geht mein Gutachten dahin:

Daß eine reine Arsenikvergiftung bestimmt nicht stattgefunden hat. Ob und welchen Antheil das im Magen gefundene Arsenik an der Vernichtung des Lebens genommen hat, vermag ich nicht zu sagen. Das aber steht unwiderleglich fest: der Tod Lorents ist unter den vollständigsten, charakteristischen Symptomen der Brechnußvergiftung eingetreten, der Schluß daher ein ganz natürlicher und nothwendiger: daß dieser Tod durch nux vomica erfolgt ist, auch, bei der Abwesenheit jeder ärztlichen Hülfe, erfolgen mußte, das Arsenik mochte eine Mitwirkung ausüben oder nicht.

Doctor Chevalier ließ sich dahin aus:

Die unvollkommene Beobachtung der Symptome an dem Lebenden und Todten macht die Entscheidung ungemein schwierig, während das Gewicht des vorliegenden Verbrechens die möglichste Bestimmtheit verlangt. Wären die Erscheinungen, welche der Zeuge Warnfeld wahrgenommen haben will, über jeden Zweifel hinaus documentirt, so würde ich sagen: ja, der Notar empfing ein doppeltes Gift, Arsenik und nux vomica, und beide haben ihn getödtet. Ich bin weit davon entfernt, das Zeugniß eines ehrenwerthen Mannes verdächtigen zu wollen. Wo ich jedoch ein Urtheil auszusprechen habe, welches die gewichtigsten Folgen nach sich ziehen könnte, muß ich klar sehen, eine volle Ueberzeugung der Thatsachen gewonnen haben. Das Zeugniß Warnfeld's steht nicht nur allein da, sondern es wird ihm geradezu durch die Aussage des Pierre Duclos widersprochen. Wem soll ich glauben? dem Diener, dessen Treue sich durch lange Jahre bewährte,

oder dem Manne, der sich selbst den Freund der Angeklagten nennt, ihr zur Flucht rieth, sie aus der Haft zu befreien strebte, dessen heiße Wünsche dahin gehen: die Freundin von der Anklage einer Arsenikvergiftung entbunden zu sehen? Daß seine Schilderungen ein treffendes Bild von Trismus und Tetanus geben, räume ich ein; aber deswegen brauchen sie nicht dem Leben abgelauscht, sie können ebenso gut medicinischen Lehrbüchern entnommen sein. Mir sind die Symptome der Brechnußvergiftung weder erwiesen, noch auch nur bescheinigt. Dagegen bin ich mir bewußt: daß dieses Auge in dem Magen des Unglücklichen zwei Drachmen Arsenik und die Entzündung sah, welche dies Arsenik angerichtet; mir bewußt, daß diese Hand es war, welche das Gift berührt und erfaßt hat. Und ich soll an einer Arsenikvergiftung noch zweifeln, weil die Zeugen den Durchfall nicht bemerkten, das Brechen, die Magenentzündung nur mäßig gewesen sind? — Zwei Drachmen Arsenik einem Kranken eingeflößt, der seit Jahren an mangelnder Ernährung, an Magen- und Unterleibskrämpfen litt, mußten tödten, einen raschen Tod herbeiführen, und gerade diejenigen Symptome, deren Dasein die Zeugen in Uebereinstimmung bekundet haben, sind auch sämmtlich die der Arsenikvergiftung. Nach Wissenschaft und Erfahrung kann ich auch jetzt nur mein früheres Gutachten dahin wiederholen:

Daß der Tod des Notar Lorent durch Arsenikvergiftung herbeigeführt ward.

Die Vernehmung der Zeugen und Sachverständigen schien hiermit beendigt, als, wider Erwarten, die Oeffentlichkeit der Verhandlung noch zu einer wichtigen Aufklärung führte. Der Präsident hatte nämlich zum Schlusse die Gertrud Biwer noch einmal vorgefordert. Er verhehlte ihr nicht, daß ihr Benehmen bei Ablegung ihres Zeugnisses den Verdacht erwecke: sie habe nicht die volle Wahrheit ausgesagt, weshalb

er, unter nochmaliger Hinweisung auf ihre Pflicht als Zeugin und auf die Strafen des Meineides, sie zu einer freien Eröffnung alles dessen ermahnte, was sie bisher verschwiegen haben möchte.

Die Biwer zeigte die frühere Befangenheit, unter der sie die Versicherung wiederholte, Alles, was sie wisse, gesagt zu haben.

Sprich die Wahrheit, Trautchen, und sag' Alles! ließ sich da die Stimme eines jungen Landmannes vernehmen, der, ein aufmerksamer Zuhörer der Verhandlung, mit aufgestütztem Arme dicht hinter der letzten Zeugenbank an dem Gitter lehnte. Die Aufforderung erging in so lautem Tone, daß sie im ganzen Saale vernommen wurde. Auf Befehl des Präsidenten ward der Rufer, ein untersetzter Bursch von ernstem, entschlossenem Wesen, vorgeführt.

Ich kann nicht dulden, Herr Präsident, begann er, daß die Trautge sich in die Verdammniß schwört. Sie ist meine Schwester und hat Angst vor Pierre, aber er mag nur kommen. Warum soll sie nicht davon reden, daß Pierre mit dem Todten seinen Spott getrieben? es bleibt doch einmal Unrecht, denn an den Nelkenstock hab' ich keinen Glauben.

Der Zeuge gab nun eine etwas unklare, wunderlich klingende Erzählung, deren Unrichtigkeiten die ermuthigte Gertrud sich zu verbessern gezwungen sah. Das Ergebniß war folgendes: Als der Notar gestorben, Pierre Duclos in seine auf dem Hofe neben dem Stall belegene Wohnung gegangen war, Warnfeld aber auch das Haus verlassen hatte, standen die beiden Dienstmägde vor der Hausthür, um des Fräuleins Heimkehr abzuwarten. Katharine Hammers, des Harrens müde, begab sich in die Mägdestube, die Gertrud Biwer blieb. Nach einiger Zeit fiel ein Lichtschein auf einen gegenüber stehenden Birnbaum, und Gertrud, aufblickend, gewahrte Licht auf des Fräuleins Zimmer. In dem Glau-

, die letztere sei, vom Garten her, unbemerkt ins Haus
eten, stieg sie die Treppe hinan. Als sie so weit hinauf
, daß sie eben den Flur zu überschauen vermochte, sah sie
re Duclos, die Stalllaterne in der Hand, aus dem Ge-
h des Fräuleins kommen, den Flur überschreiten und in
Zimmer des Verstorbenen treten. Nun stritten Neugier
Furcht in ihr. Sie hätte gern einen Blick auf die Leiche
orfen und fürchtete sich doch vor der Nähe des Todten.
über mochten ein Paar Minuten vergangen sein, als sie
Entschluß faßte, sich in das Schlafzimmer des Notars zu
ben und von dort einen Blick durch die Glasthür auf
Leiche zu werfen. Als sie die vor der Glasthür befind-
Gardine zurückschob, erblickte sie Pierre Duclos, wie er
der Wasserflasche, welche stets neben dem Bette zu stehen
gte, Wasser in des Notars Mundglas goß. In dem
einen der auf den Tisch gestellten Laterne erkannte Gertrud
Goldverzierungen des Glases. Das Glas in der Hand,
sie Pierre an das Bett treten und dort, nach Aufdeckung
s weißen Tuches, eine Bewegung machen, als ob er das
ser ausgösse. Es war der Zeugin, als höre sie das
ser glucken. Von dem Todten konnte sie nichts erblicken,
re stand davor und verdeckte ihn. Als Duclos sich jedoch
Seite bog, um, wie sie deutlich wahrnahm, das Tuch
er auszubreiten, erblickte sie auf einen Moment das schreck-
verzerrte Antlitz des Todten, mit weit offenstehendem
nde. Sie schrie auf, Pierre öffnete die Glasthür. Jesus
ria! sagte die Zeugin, wie sieht der Herr aus, und was
: Ihr doch mit dem Wasser bei der Leiche gethan? När-
erwiderte Pierre, den Nelkentopf hab ich begossen, den
Herr seit vierzehn Tagen dursten ließ, und dann meinem
en Herrn noch einmal ins Antlitz geschaut. Ach! wie
r entstellt, rief er klagend aus. Die Zeugin beruhigte
bei dieser Erklärung und wollte sich entfernen. Noch

Eins, sagte Pierre: sprich nicht davon, daß du mich hier gesehen hast, die Katharine ist ein schwatzhaftes Mädchen und könnte ausſprengen, ich hätte ihr über die Leibwäsche gewollt. Du weißt, welchen Lärm ſie neulich wegen des fehlenden Hemdes erhob, das ſich zuletzt doch wiedergefunden hat. Hörſt du, ſprich nicht davon, ſonſt heirathe ich dich nimmer. Die Zeugin bekannte hierbei, daß Pierre um ſie geworben und daß ſie ſich als ſeine Verlobte betrachtet habe. — Sie hatte auch in der That nur einem Menſchen von dem Vorgange erzählt, ihrem Bruder, der gegen die Heirath war. — Nach dieſem unerwarteten nächtlichen Zuſammentreffen mit ihrem Verlobten war ſie allein ins untere Stockwerk zurückgekehrt und abermals vor die Thür getreten. Auch Kathärina Hammers kam wieder dahin. Um drei Uhr erfolgte des Fräuleins Rückkehr.

Präſident. Zeugin! wie ſtand das Bett? an der Wand, oder nicht; wo das Kopfende, wo die Füße? beſchreibt uns dies genau.

Zeugin, immer zögernd und mit leiſer Stimme. Das Bett ſtand nicht an der Wand, ſondern etwas rechts von der Glasthür, mit dem Kopfende in der Vertiefung des gegenüber liegenden zweiten Fenſters, das Fußende mir zugekehrt. Ueber das Kopfende war ein Tuch gebreitet. Als Pierre an das Bett trat, ſtand er zwiſchen mir und dem Kopfende, ſo daß ich ſeine Verrichtung daſelbſt nicht ſehen konnte.

Präſident. Wie hoch vom Boden iſt das Fenſter? ſtand dort ein Nelkentopf?

Zeugin. Die Fenſter ſind niedrig im Hauſe, das Fenſterbrett war niedriger als das Kopfende der Bettſtelle, der Nelkentopf ſtand auf dem Fenſterbrette gerad hinter dem Kopfende.

Präſident. War es möglich, daß Pierre den Nelkentopf begoß, ohne daß Ihr es ſahet?

Zeugin. Ja, möglich war's, ich konnte in dem Augenblicke weder das Kopfende noch den Nelkentopf sehen, Pierre stand davor.

Präsident. Aber Ihr vernahmt ein Glucken, wie Ihr sagt; was dachtet Ihr Euch dabei?

Zeugin. Recht wußt' ich es selber nicht, aber ich dachte: was macht denn Pierre? er gibt dem Todten doch nicht zu trinken? (Allgemeines Aufsehen in der Versammlung.)

Präsident. Als Pierre sagte, er habe den Nelkentopf begossen, habt Ihr das geglaubt?

Zeugin. Ja!

Präsident. Was glaubt Ihr heut?

Zeugin. Ich weiß es selber nicht. Er bückte sich nach vorn, als gösse er das Glas aus; wohin er es ausgegossen, ob in die Leiche, ob in den Nelkentopf, ich konnte es nicht sehen, beides war möglich.

Präsident. Aber das Tuch war gelüftet?

Zeugin. Ja, er deckte es wieder zu.

Präsident. Und das Glas war leer?

Zeugin. Ja.

Präsident. Wie sah die Flüssigkeit im Glase aus, ehe Pierre sie ausgoß?

Zeugin. Es war ja Wasser.

Präsident. Ja, aber war das Wasser klar, oder trüb?

Zeugin. Das habe ich nicht wahrgenommen.

Präsident. Weshalb habt Ihr diesen Vorgang, meiner Ermahnungen ungeachtet, beharrlich verschwiegen?

Zeugin. Ach Gott! Pierre hatte mir ja Stillschweigen geboten und er ist doch mein Bräutigam. Sobald unser Fräulein erlöst ist, soll ja die Hochzeit sein.

Präsident. Was versteht Ihr unter dem Ausdrucke erlöst?

Zeugin. I nun, freigesprochen.

Präsident. Wer sagt, daß ihre Freisprechung erfolgen werde?

Zeugin. Pierre!

Präsident. Setzt Euch! Zeuge Duclos! Pierre trat vor, in seiner äußern Erscheinung und Haltung unverändert, nur der Ton seiner Stimme war sehr gemäßigt.

Präsident. Nach Euern früheren Angaben habt Ihr, als Euer Herr verschieden war, Euch zur Ruhe begeben. Nun behauptet die Gertrud Biwer, Euch spät in der Nacht noch einmal im Oberstock des Wohnhauses angetroffen zu haben. Wie hängt dies zusammen?

Pierre. Ich habe, mein Präsident, dieses letzten Besuches um deshalb nicht erwähnt, weil er mit der Angelegenheit nichts zu thun hat. Es mochte Mitternacht vorüber sein, ich war im Stall gewesen, weil das eine Pferd die Halfter abgestreift hatte, und trat ins Wohnhaus, um zu erfahren, ob des Fräuleins Rückkehr erfolgt sei. Flur und Küche waren leer, kein Mädchen zu sehen, ich vermuthete sie oben, bei dem heimgekehrten Fräulein, stieg die Treppe hinauf, klopfte und öffnete. Auch dieses Zimmer war leer, oder schlief das Fräulein vielleicht schon? — Ich that einige leise Schritte vorwärts und leuchtete gegen des Fräuleins Bett. Es war unberührt. Ich kehrte um und ging ins Zimmer meines Herrn, dem lieben armen Herrn noch einen Blick zu gönnen. Ich fand die Leiche mit einem Tuche zugedeckt und bemerkte, daß der hinter dem Kopfende stehende Nelkenstock erbärmlich die Blätter hing. Ich bin, mein Präsident, ein leidenschaftlicher Nelkenzüchter. Der Topf, in schönster Blüte, war mein Eigenthum und von mir, zur Freude meines Herrn, ihm überreicht. Nichts natürlicher, als daß ich mechanisch das Glas füllte und ans Fenster trat, um die schöne, leidende Blume mit Wasser zu tränken. Indem ich zu dieser Verrichtung mich niederbeugte, schien mir's, als bewege sich

das Tuch. Der thörichte Glaube, die Möglichkeit, mein theurer Herr rege sich, sei zum Leben erwacht, hieß mich innehalten und das Tuch aufdecken. Ach nein! ich traf nur auf den traurigen Anblick seiner entstellten, leblosen Züge, begoß die Nelken und beeilte mich, das Antlitz des Todten wieder zu verhüllen. In diesem Momente vernahm ich im Nebenzimmer den schwachen Schrei einer Frauenstimme, öffnete die Glasthür und fand Gertrud Biwer, meine Verlobte. Es ist mir nicht eingefallen, ihr einen Vorwurf zu machen über ihre Neugier, die so natürlich, so verzeihlich war. Nur der Katharine Hammers bat ich sie, nichts von diesem Zusammentreffen zu sagen. Sie hatte die Wäsche unter sich und acht Tage vorher einen gewaltigen Lärm über ein fehlendes Hemd erhoben, welches ich durchaus besitzen sollte, ich, der ich meinem Herrn 17 Jahre hindurch treu und redlich gedient habe. Das Hemd fand sich denn auch unter zurückgelegter unreiner Wäsche. Ich liebe den Frieden und wollte der schwatzhaften Katharine nicht die erneute Gelegenheit bieten, mich bei den Nachbarn zu verdächtigen. Dies ist der natürliche Hergang.

Präsident. Weshalb gingt Ihr nicht mit der Gertrud wieder hinab, was hattet Ihr im obern Stock weiter noch zu thun?

Zeuge. Nichts! Ich gönnte mir nur die Zeit, meine Laterne vom Tische zu nehmen, sie zu schließen und dann in meine Wohnung auf dem Hofe zurückzukehren.

Präsident. Ihr waret damals schon der Meinung, Euer Herr sei durch die Limonade vergiftet worden, und dennoch wähltet Ihr dasselbe Glas, um aus demselben Eure Blumen zu tränken?

Zeuge. Ich habe das im Augenblicke der That nicht überlegt, es später jedoch zu bereuen alle Ursach gehabt; es mußte von dem Bodensatze des Glases sich Gift herausgespühlt haben, denn in Zeit von wenig Tagen war mein

beſter Nelkenſtock zu Grunde gegangen. Auf Verlangen des Duclos bezeugten ihm Warnfeld, Katharine und Gertrud, daß er ein paſſionirter und glücklicher Nelkengärtner ſei, jener erwähnte Nelkentopf aber wirklich ſein Eigenthum geweſen.

Welch ein weites Feld ward der Vermuthung, der Combination durch die Enthüllung dieſes Vorganges eröffnet! Man ſah die Federn des Anklägers, des Vertheidigers, mehrerer Geſchworenen in Thätigkeit. Und dennoch, bemerkt der Berichterſtatter, habe man nicht behaupten können, daß die Ausſage Pierre Duclos' jedes Scheines von Wahrhaftigkeit entbehrt hätte. Im Gegentheil erſchien ſie in der Form ruhiger, natürlicher als die ſeiner früheren Auslaſſungen. Dennoch war etwas Geſpanntes, Gezwungenes darin nicht zu verkennen, was dem Verdacht wol Raum zu geben geeignet war, dieſe ganze, anſcheinend natürliche Darſtellung ſei das Ergebniß einer langen Vorbereitung.

Hiermit endeten die Zeugenverhöre. Auf ein Zeichen des Präſidenten erhob ſich der öffentliche Ankläger Hannes, zur Aufrechthaltung der Anklage.

Ankläger. Bürger Geſchworne! Die Vertheidigung hat den Verſuch gewagt, die Anklage in ihren Fundamenten dadurch zu erſchüttern, daß ſie uns die Beweisführung verſprach: der Tod des Notar Lorent ſei durch Arſenikvergiftung nicht herbeigeführt, der Notar vielmehr durch das Gift der nux vomica getödtet worden. Ich frage: was gehörte als nächſtes Erforderniß zur Begründung dieſes Beweiſes? — Offenbar der Nachweis des Brechnußgiftes in dem Magen des Vorſtorbenen. Iſt dieſer Nachweis geführt? Nein! — War es überhaupt möglich, ihn zu führen? — Ich behaupte: nein! denn die Chemie, auf der Stufe ihrer heutigen Ausbildung, beſitzt kein Mittel zur Wiederherſtellung eines Pflanzengiftes, welches vierzehn Tage hindurch in dem Magen einer verweſenden Leiche moderte. Die Vertheidigung

hat daher von Haus aus eine unmögliche Beweisführung unternommen. Die Vertheidigung könnte hierauf entgegnen: wir räumen ein, die nux vomica im Magen des Notars nicht nachgewiesen zu haben; wir räumen ferner ein, daß die Chemie überhaupt außer Stande war, diesen Nachweis zu führen; aber es muß genügen, daß wir die Arsenikvergiftung mindestens zweifelhaft gemacht haben, daß, nach unserer Beweisführung, wenigstens eine dringende Vermuthung für Brechnußvergiftung spricht. Hierauf erwidert die Anklage: laßt uns denn eure Beweisführung einer Prüfung unterwerfen.

Die Vertheidigung hat zwei Sachverständige vorgeführt, den Bürger, Professor Hett und den Bürger, Stadt- und Landphysikus Dörner. Sind diese Sachverständigen einig? Nein! sie sind es nicht. Weil nicht alle Symptome der Arsenikvergiftung zur Erscheinung gekommen, glaubt Professor Hett, sie überhaupt leugnen zu müssen; weil der bittre Geschmack und die Krämpfe vorgewaltet, unbedingt annehmen zu dürfen: daß Lorent an Brechnußvergiftung gestorben sei.

Auch ohne Sachverständige zu sein, müssen Ihnen, Bürger Geschworne, die gewagten Sprünge dieses Raisonnements, muß Ihnen dessen kühne Logik einleuchten. Also: weil, was die Zeugen möglicherweise übersehen konnten, der Notar an Durchfall nicht gelitten, sind zwei Drachmen Arsenik ein völlig unschuldiger Fund in dem Magen des Verstorbenen? unschädlich, obwohl die Magenwände die ätzende Wirkung dieses verderblichsten aller Gifte nachweisen?

So weit geht freilich der Sachverständige Dörner nicht, er läßt es mindestens dahingestellt: ob dem Arsenik eine Mitwirkung an dem Tode Lorents zuzuschreiben sei, oder nicht. Aber auf die Aussage des Zeugen Warnfeld sich berufend, kommt auch er nachträglich zu der Einsicht: daß der Tod unter den Symptomen der Brechnußvergiftung erfolgt

und der Schluß deshalb erlaubt sei, daß Brechnuß den Ermordeten getödtet.

Das Gutachten des Sachverständigen Hett, Sie werden es bei der Verhandlung erkannt haben, Bürger Geschworne, beruht zum Theil, das Gutachten des Sachverständigen Dörner aber ganz auf der Aussage Warnfelds, in dessen Zeugnisse beide Aerzte einen vollen Beweis zu finden keinen Anstand nehmen. — Darin haben die Sachverständigen jedoch durchaus Unrecht. Daß es ihren vorgefaßten Meinungen schmeichelt, macht dieses Zeugniß noch lange nicht zu einem vollgültigen. Nach seinem offnen Bekenntnisse ist Warnfeld der Angeklagten Freund, hat sie zur Flucht bewogen, ihre Befreiung versucht, in jeder Art sich thätig für diese Freundin erwiesen, ja, er ist von dem größten Eifer erfüllt, für ihre Freisprechung zu wirken. Sind das Momente, zur Begründung von Glaubwürdigkeit? Und steht Warnfeld's Zeugniß etwa in voller Uebereinstimmung mit dem Nebenzeugen? Durchaus nicht. Der Zeuge Duclos, der einzige Mitgegenwärtige beim Tode des Notars, weiß nichts von Starr- und Kinnbackenkrämpfen, welche Warnfeld, nicht etwa bei der frühern Untersuchung, vielmehr heute erst, uns mit so lebendigen Farben zu schildern versteht, als käme er eben von der Lecture eines medicinischen Werkes. Seine unglaubwürdige Aussage steht also nicht blos vereinzelt da, sondern wird von Duclos durchaus bestritten.

Die Anklage ist darauf gefaßt, diesen Zeugen Seitens der Vertheidigung verdächtigt, seine Glaubwürdigkeit angefochten zu sehn. Die Anklage hat zur Erwiderung nur auf Duclos' 17jährige treue Dienstzeit und Warnfelds nicht verschleiertes Bestreben hinzudeuten, sich der Angeklagten aus allen Kräften hülfreich zu erweisen. Wem von ihnen zu glauben, kann nicht zweifelhaft sein.

Hören wir dagegen, Bürger Geschworne, die Sachver-

ständigen der Anklage, die, welche die Leiche dem Grabe enthoben, den von Arsenik strotzenden Magen des Ermordeten untersuchten. Sie sagen, und ihrem Ausspruche stehen die Lehrbücher der berühmtesten Aerzte zur Seite: allen ätzenden Giften gehört eine Reihe von Symptomen gemeinsam an, ohne daß deren volle Zahl in jedem einzelnen Vergiftungsfalle zugegen sein müßte. Der Nachweis dieser Symptome wird aber überdies da zur vollen Unmöglichkeit, wo die Beobachtung nur von unkundigen Laien erfolgte. Unter diesen Verhältnissen verliert der Umstand: daß mannichfach beschäftigte, aufgeregte Zeugen den Durchfall übersahen, jedes Gewicht. Waren doch alle Symptome der Arsenikvergiftung da: Brennen im Schlunde, Magenschmerzen, reißende Kolik und Erbrechen; wurden Delirien, Convulsionen und Scheintod doch oft schon bei Arsenikvergiftungen angetroffen; erklärt sich der bittere Geschmack doch hinreichend durch das bittere Elixir. An euern Starrkrampf, rufen die Sachverständigen ihren Gegnern zu, an diesen Starrkrampf, nur von dem einen, unglaubwürdigen Zeugen bekundet, vermögen wir nicht zu glauben; eure Brechnußvergiftung wird zur eigensinnigen, unerweislichen Hypothese, während wir euch auffordern, die zwei Drachmen Arsenik wegzudemonstriren, die wir, begleitet von Entzündung, im Magen des Ermordeten fanden.

Ja, Bürger Geschworne, an diesen Thatsachen zerschellen alle ohnmächtigen Versuche der Vertheidigung. Noch steht der arsenikalische Gifttod des bedauernswerthen Lorent, noch steht das Fundament der Anklage in unerschütterter Festigkeit vor Ihnen da.

Gehen wir nun zum zweiten Punkte über, zu den Auslassungen der Angeklagten. Sie sei eine große Sünderin, spricht sie, habe vielfach den Tod verdient und wolle auch gern sterben. Nur das Eine wünsche sie noch auf Erden:

von dem Verdachte des Giftmordes ſich befreit zu ſehen. — Sollte ſie in ihrer Unſchuld wirklich nicht ahnen, daß ſie bei dieſem Bemühen heut noch das Unglück erleben könnte, als freigeſprochene Sünderin dem Leben zurückgegeben zu werden? ſie, welche ja nur aus Lebensmüde, wie ſie behauptet, ſich zu Mordverſuch und Mordausführung freiwillig bekannt hat? — Die Angelegenheit iſt von zu erhabenem Ernſte, Bürger Geſchworne, um die Geißel der Ironie zu ſchwingen; aber erinnern darf ich Sie: daß die jugendliche Angeklagte bisher noch keinem Richter Vertrauen erweckte, daß ihr menſchenfreundlicher, ſcharfblickender Inquirent ſie eine gewandte Schauſpielerin genannt hat. — Bürger Geſchworne! Das Amt des Anklägers iſt kein herzloſes, kein blutdürſtendes. Ich bin nicht angewieſen, bis zum letzten Augenblicke dem Angeklagten feindlich gegenüber zu treten. Im Gegentheil weiſen Recht und Pflicht mich an, die Anklage fallen zu laſſen, ſobald die Unſchuld ſich offenbart. Auch in meiner Bruſt ſchlägt ein menſchliches Herz, was mitfühlend, freudig den Triumph der Unſchuld feiern würde. Aber hier erblicke ich nur die klug geſponnenen Fäden eines auf Täuſchung berechneten Gewebes. Werfen wir einen Blick auf ihr Verhalten ſeit ihrer Verhaftung. Unter den ſchreiendſten Verdachtsgründen wird ſie ergriffen, dennoch leugnet ſie. Der Inquirent ſammelt ſtill und unverdroſſen die Zeugniſſe ihrer Schuld. Stück vor Stück ſie ihr vorzählend, bringt er zuletzt die Giftſchachtel, den Verkäufer ihr vor Augen. Sie erkennt die Unmöglichkeit, den Beſitz des Giftes länger zu leugnen. Sie bekennt ihn und iſt außer ſich, willenlos zur Giftmörderin zu werden; ſie hat die Schachteln ja nur *verwechſelt*! Als ihr die Oeffnung und Benutzung *beider* Schachteln zu dem Gebräu ihrer Limonade bewieſen wird, muß ſie die Richtigkeit auch dieſes Vorwurfes einräumen. Deſſenungeachtet wagt ſie auch jetzt noch die beharrliche Be-

hauptung, nur einer Gedankenlosigkeit schuldig zu sein. Doch sie soll dem Eindrucke der Reue nicht verloren gehn. Auch ihr, in der langen Einsamkeit, kommt die Reue, mit all ihren Schrecken, mit der Sehnsucht nach Trost und Buße. Freiwillig, bei vollen Sinnen, wiederholt, legt sie ein umständliches, jedes Dunkel aufklärendes Geständniß ab und bereitet sich zum Tode.

Da, unerwartet, wird der Fall des Richtbeiles aufgehalten, die Umwandlung der ganzen Rechtsverfassung eröffnet die Aussicht auf eine zweite Untersuchung. Ist es da ein Wunder, wenn das junge verbrecherische Gemüth von Neuem die Bande fühlt, welche es mit dem Leben verknüpfen, wenn mit der wiedererwachenden Lebenslust das Herz sich der Hoffnung erschließt? — Aber woher die Rettung nehmen? — Nur aus sich selber, aus ihrem großen Verstande, ihrer erfindungsreichen Einbildungskraft, aus der Energie ihres Charakters, darf sie die Elemente dieser Rettung zu schöpfen hoffen und dabei der Gewalt ihrer Rede vertrauen. Aber kein Athemzug wird den Plan dieser Rettung verrathen, selbst der Vertheidiger ihn nicht ahnen dürfen, weil er das Truggewebe mit reiner Hand zerreißen würde. Ich frage Sie, Bürger Geschworne, ob in diesem Bilde ein unwahrer Zug zu entdecken ist, ob, was ich Ihnen soeben vorgetragen habe, nicht dem Faden naturgemäßer Entwickelung gefolgt ist?

So gerüstet, tritt die Angeklagte dem Gericht der Geschwornen gegenüber, den guten Empfang sich dadurch bereitend, daß sie in rührender Sprache Ihnen erzählt: wie nicht des Beichtvaters Ermahnung, wie nur das großartige Gefühl, vor dem öffentlichen Richterstuhle eines ganzen versammelten Volkes zu stehen, das entschlafene Ehrgefühl, den Trieb in ihr wachrufe, nicht schuldiger zu erscheinen, als sie wirklich sei. Nach dieser Einführung wagt sie den großen

Schritt, den Widerruf ihres verhängnißvollen Geſtändniſſes und die Rückkehr zu der weniger verfänglichen Verwechſelung der Schachteln. Mit großem Talente, wer wollte es leugnen, gelingt es ihr, hier mit höherem, dort mit minderem Glücke, ihren Auslaſſungen den täuſchenden Schein der Wahrheit zu leihen. Mit kluger Zurückhaltung hüllt ſie zugleich ihr Betragen bei dem Mordverſuche auf dem Roſenberge, hüllt ſie ihre Entfernung in der Todesnacht des Oheims in den Schleier des Geheimniſſes. Erſt am Ende des Dramas ſoll er gehoben werden, um einer erhöhten Wirkung ſich zu erfreuen. — Es iſt in mir kein Zweifel, daß die Angeklagte, auch ohne die Aufforderung ihres Beichtvaters, uns mit ihrem ſündigen Gebete bekannt gemacht, uns die Aufklärungen nicht vorenthalten haben würde, ob auch der Zeuge Rech, mit ſeiner gewiß nicht unwillkommenen Anregung dazu, niemals aufgetreten wäre. — Die erſte Frage nun betrifft die Wahrheit dieſer Eröffnungen, die zweite deren Bedeutung. Wer könnte daran denken, gegen die Ausſage des ehrwürdigen Pfarrers Canaris Zweifel erheben zu wollen? Daß der Angeklagten Beichte gerade ſo und nicht anders gelautet, iſt gewiß. Wird dadurch aber das Gebeichtete ſelber zur Wahrheit? Man muß geſtehen, dieſer bisher niemals genannte Vetter und Verlobte tritt zu recht gelegener Zeit auf die Bühne, und ſein zartes Verhältniß zur Angeklagten wird durch wen beſcheinigt? — Abermals nur durch den Freund Warnfeld, deſſen Parteilichkeit für die Angeklagte ſich ſo offen documentirt hat. Angenommen jedoch, dieſes Herzensverhältniß habe wirklich ſeit Jahren beſtanden, erklärt es uns der Angeklagten auffallendes Benehmen hier und dort? vernichtet es, einem Zauberſtabe vergleichbar, mit einem Winke, den ſchweren auf ihr ruhenden Verdacht? — Ich muß das verneinen, muß es ausſprechen: daß die Enthüllung dieſes mit Sorgfalt gepflegten Geheimniſſes die Erwartung nicht befriedigt hat.

Nach ihrer Behauptung wünschte die Angeklagte nur deshalb den Bergpfad zu wandeln, weil er um vieles anmuthiger war, als der ebene, aber sandige Fahrweg. Wohlan, sah man sie dieser Anmuth mit voller hingebender Lust genießen? — rühmte sie die romantische Gegend, die herrliche Aussicht? — Mit keinem Laute geschah es. Stumm, einsam, in Gedanken verloren, wandelte sie, nach ihrem eignen Geständnisse, theilnahmlos voraus. Nun fällt der Schuß, sie vernimmt das Pfeifen der Kugel, aber sie hat keinen Sinn für die Bedeutung des Mordanfalls, denn ihr Auge hat im Scheine der Pulverflamme wen entdeckt? Einen Mörder, welcher die Züge ihres Geliebten trägt! — So weit ich mich auf Seelenkunde verstehe, Bürger Geschworne, hier vermisse ich den innern Zusammenhang. Ist denn von der Traumwelt eines Fieberkranken die Rede, der von den Zerrbildern einer verirrten Phantasie aus dem Schlafe aufgeschreckt wird? Nein, ein junges Mädchen von blühender Gesundheit ist es, die wachend diesem gräßlichen Spiel ihrer Einbildungskraft unterlegen sein will. Das ist neu, aber unmöglich wahr. Um an diesen Sprung der Phantasie zu glauben, fehlt in der Kette der Gedanken das vermittelnde Glied. Ein Anderes wäre es, sagte uns die Angeklagte: Henry's feindliche Stellung zum Vater, seine Aeußerungen und Drohungen hätten im ersten Momente sie fürchten lassen, der eigne Sohn sei es, der die Hand zum Vatermorde erhebe. — Dann freilich war es kein Wunder mehr, wenn sie auch aus des Mörders fremdesten Zügen die des Geliebten herauszulesen sich verleitet fand.

Wie anders, Bürger Geschworne, berührt uns der Angeklagten reuiges Geständniß mit dem Hauche der Wahrheit! Mit dem fallenden Schusse, sagt sie, ergriff mich das volle Bewußtsein meiner Schuld. Ich schrie auf und wähnte mich entdeckt, Angst fesselte mein Gebein am Boden; doch ich kam

zur Beſinnung und das Scheitern des Verſuches ſchreckte mich auf lange Zeit zurück. Ich frage Sie, Bürger Geſchworne, wo Sie die Wahrheit finden, ob in dieſem Bekenntniſſe oder in der abenteuerlichen Erzählung der Angeklagten von jenem Trugbilde ihrer Phantaſie?

Gehen wir zum zweiten Geheimniſſe über. Abermals iſt es der ferne myſteriöſe Henry Lorent, dem, als Engel der Rettung, die Hauptrolle übertragen wird. War er das erſte Mal im Bilde erſchienen, ſo iſt es zur Steigerung des Effectes billig, daß er ſich auch einmal in Perſon einfinde. Schade nur, daß, außer dem der Angeklagten, kein anderes Menſchenauge ihn erblickt hat. Der junge, vom Tractamente ſeines Oheims heimkehrende Zeuge Rech, obwohl er mit Henry Lorent Jahr und Tag in demſelben Dorfe gelebt hat und ganz zur rechten Zeit ſich zum freiwilligen Zeugniſſe vordrängt, wagt doch die Behauptung nicht, er habe den Sohn des Hauſes geſehen. Er begnügt ſich damit, eine Offizieruniform und die Sprache der Unterhaltung erkannt zu haben. Selbſt Warnfeld, der Alles weiß, hat von der Anweſenheit ſeines Freundes keine Ahnung? Seltſam! Wie mag das zugehn? Nur Geduld, dafür iſt er der Einzige, welcher die Handſchrift Henry's zu recognoſciren vermag. Das alſo iſt die ganze dürftige Beſcheinigung von Henry's Anweſenheit, dieſer Brief von unbekannter Hand, durch einen namenloſen Boten befördert, von dem einzigen Warnfeld, dem Freunde der Angeklagten, anerkannt? Es iſt doch gar zu wenig, und ganz natürlich daher, daß Warnfeld eine Reiſe zum Heere unternimmt, um uns ſagen zu können: die Sache habe ihre Richtigkeit, Henry ſei wirklich in Tavern geweſen, aus ſeinem eigenen Munde ſtamme die Nachricht.

Dieſes plötzliche Auftauchen eines bisher uns völlig Unbekannten, dieſes Erſcheinen Henry's, gleich einem deus

ex machina des alten Schauspiels, bedurfte eines vollgültigern Beweises, wenn Sie, Bürger Geschworne, der Erzählung davon Glauben zu schenken, befähigt werden sollten. Oder, ist es etwa ein so alltägliches Ereigniß, daß ein von seinen Wunden genesener Offizier, statt der Aufsuchung seines in der Schweiz stehenden Regimentes, zur Entführung seiner Verlobten deshalb herbeischleicht, weil diese von ihrem Oheim eine etwas rauhe Behandlung zu erleiden hat? Ist es zu glauben, Bürger Geschworne, daß ein Mädchen, welches schon den misglückten Versuch unternahm, sich durch die Flucht ihren häuslichen Leiden zu entziehen, nun, da der Retter in der Person des Geliebten erscheint, aus jungfräulicher Prüderie sich weigert, mit ihm zu entfliehen? — Ist es denkbar, daß sie lieber der Hoffnung ihres Lebens entsagen, lieber mit dem Verlobten brechen will, als an seiner Hand das Haus der Qualen verlassen? — Aber das Unglaubliche dieser Erzählung für wahr angenommen, wird dadurch der Angeklagten verdächtiges Benehmen erklärt? — Erschöpft von der aufregenden nächtlichen Unterredung, entzweit mit dem Geliebten, erreicht sie das Haus ihres Oheims, und mit der Nachricht seines Gifttodes tritt ihr die Magd entgegen, ihr, die vor wenig Stunden, auf ihren Knien, den Himmel um seinen Tod anflehte. Wer wollte ihren Schrecken, ihre Gewissensbisse, ihr ganzes Elend nicht begreiflich finden? Aber wird diese Verwirrung ewig dauern? Gewiß nicht. Die Fassung wird, im Gefühle ihrer Unschuld, bald zurückkehren, daß sie mit Besonnenheit ihre Lage zu überschauen vermag. Daß ihr sündliches Gebet keinen irdischen Richter zu fürchten habe, weiß sie, und gegen den Verdacht, die Limonade vergiftet zu haben, schützt sie das Bewußtsein ihrer Unschuld, ihr ganzes bisheriges fleckenloses Leben, das Zeugniß ihres Beichtvaters und anderer würdigen Freunde, endlich ein offnes, vollständiges Bekenntniß gegen Freunde und

Gericht. Eine Eröffnung gegen den treuen Warnfeld wird ihr erſter Schritt ſein, der zweite: ein Schreiben an den Geliebten, ein Ruf an ihn, zu ihrer Hülfe herbeizufliegen. Das wäre der naturgemäße Gang ihrer Empfindungen, ihrer Handlungen geweſen. Aber nichts von alle dem geſchieht. Eine unbegründete Angſt treibt ſie umher, bis ſie die Flucht ergreift. Dieſem Benehmen müſſen andere Motive zum Grunde liegen, dieſe vorgegebenen Gewiſſensbiſſe, dieſe thörichte Flucht vor dem weltlichen Richter ſind übertrieben, gegen die Natur und haben auf Glaubwürdigkeit nicht den mindeſten Anſpruch.

Wie anders erhellt ihr Bekenntniß jedes Dunkel. Mein Leiden, ſagt ſie, rief mir die alten ſchrecklichen Gedanken wieder auf. So auf einen Schein, den der Oheim vorlängſt mir ausgeſtellt, holte ich das Gift aus der Apotheke, um es am folgenden Tage ſchon in die Limonade zu ſchütten. Von Unruhe und Zweifel verzehrt, hatte ich den ganzen Tag gekämpft. Als Lorent im Abenddunkel ſelbſt nach dem Getränke verlangte, war ſein Geſchick entſchieden. Aber mit der vollendeten That faßten mich Angſt und Entſetzen, daß ich des Waldes Dickicht durchirrte, bis die Morgendämmerung mir ſagte: daß ich endlich doch einmal ins Haus zurückkehren müſſe. Es iſt Ihnen bekannt, daß ſeitdem jeder meiner Schritte, jedes meiner Worte mich verdächtigt, mich verrathen hat, bis man der Flüchtigen ſich auf der Landſtraße bemächtigte.

Welche natürliche Erklärung bringt dieſes Geſtändniß für das Betragen der Angeklagten, während das ſchlecht erfundene Märchen von dem Vetter Henry ſich zur Erklärung völlig unzureichend erweiſt.

Und dieſes Bekenntniß iſt kein unwahres, von Lebensüberdruß eingegebenes, denn es trägt alle Kennzeichen der Wahrhaftigkeit in ſeiner Vollſtändigkeit, in ſeiner Uebereins-

ſtimmung mit den Ausſagen der Zeugen und dem Befunde der Sachverſtändigen. Noch heute, verſichert die Angeklagte, lebensmüde ſich nach dem Grabe zu ſehnen. Iſt ihre Seelenſtimmung, ihr Gefühl heut noch daſſelbe, woher dann der Widerruf? Iſt es zu glauben, daß dieſe Verſammlung, das öffentliche Verfahren es ſei, welches, ihr Ehrgefühl wachrufend, ſie zum Widerrufe treibe, um von der Welt nicht mit höherer Schmach bedeckt, zu ſcheiden, als ſie verſchuldet? — Nein! Wie ihr aus eigener Bewegung abgelegtes, oft wiederholtes Geſtändniß nur der Reue zugeſchrieben werden darf, dem aufrichtigen Erkenntniß ihrer Sünden, dem natürlichen Verlangen nach irdiſcher Buße, damit die himmliſche, wie ſie ſelber ſagt, eine mildere Geſtalt gewinne; alſo erſcheint der Widerruf dieſes Bekenntniſſes nur als das natürliche Ergebniß ihrer neu erwachten Liebe zum Leben, ihres Hoffens und Strebens, ſich von den Geſchwornen ein günſtigeres Urtheil zu erringen. Die Angeklagte ſelbſt hat im Laufe der öffentlichen Verhandlung dieſe Hoffnungen deutlich ausgeſprochen. Ihr Gewiſſen mag ihr ſagen, ob ſie dazu berechtigt war.

So iſt die mündlich öffentliche Prozedur denn vorübergegangen, ohne uns eine weſentliche Veränderung der Thatſachen zu bringen. Noch unterliegt die Vergiftung des Notars Lorent durch Arſenik keinem begründeten Zweifel; noch üben die zahlreichen Belaſtungsgründe ihre volle Wirkſamkeit gegen die Angeklagte und der Widerruf ihres Bekenntniſſes entbehrt jeder zureichenden Begründung. — Sie, Bürger Geſchworne, zu der hohen Beſtimmung, zu der ernſten Verantwortlichkeit berufen, die Unthat, ohne Anſehen der Perſon, an dem Verbrecher zu rächen, das Leben Ihrer Mitbürger ſicher zu ſtellen vor dem heimlich ſchleichenden Morde, Sie werden, ich bin deſſen gewiß, keinen Anſtand nehmen, das Schuldig über die Angeklagte auszuſprechen.

Die nunmehr folgende Rede des Vertheidigers hat den Raum mehrerer Stunden ausgefüllt. Beſchränken wir uns auf das Nothwendigſte. Der Vertheidiger begann:

Indem ich mich erhebe, Bürger Geſchworne, Ihrem Schutze die Fortdauer eines bedrängten jugendlichen Lebens zu vertrauen, welchem, nach Gottes geheimnißvollem Walten, bis jetzt nur Leiden und Prüfungen zu Theil wurden, ermuthigt mich das Bewußtſein, nicht zu ſtändigen Richtern zu ſprechen, deren Auge die Angeklagte niemals erblickte, deren Ohr den Laut ihrer Stimme nimmer vernahm. Nein! zum erſten Male darf ich mein Wort an Geſchworne richten, befreit von den Feſſeln einer unnatürlichen Beweistheorie, berechtigt, aus dem Leben ſelbſt ihre Ueberzeugung zu ſchöpfen, und für ihren Ausſpruch Niemand auf Erden verantwortlich, als ihrem Gewiſſen. — Nicht das kalte, ſtarre, einſeitig erfaßte und deshalb erlogene Scheinbild des Lebens, fordert, Bürger Geſchworne! aus todten Acten Ihr Urtheil heraus. Nein! das Leben ſelbſt mit ſeinen klopfenden Pulſen iſt an Sie herangetreten, um in Wahrheit ſich vor Ihnen zu entfalten, bis zur Befähigung Ihres geiſtigen Auges ſich vor Ihnen zu entfalten; in den geheimnißvollen Tiefen der Herzen die verborgenen Gedanken zu leſen.

Brauche ich, nach Allem, was Sie hier erlebten, noch zu fragen, ob Sie die Behauptung der Anklage theilen, dieſe lebenathmende Prozedur wirkungslos an uns vorübergerauſcht ſei? oder darf ich in Ihrem Namen der Anklage erwidern: die Geſchwornen fühlten mit vollem Bewußtſein den glücklich veränderten Standpunkt und ſegneten ihr Geſchick, des grauſamen Zwanges enthoben zu ſein, nach den geſchriebenen Acten einer geheimen Unterſuchung ihr Urtheil zu ſprechen?

Die Anklage, Bürger Geſchworne, hat in ihren Vorträgen den objectiven Thatbeſtand des Verbrechens, d. h. den

Nachweis, daß der Notar Lorent wirklich durch Arſenik ver-
iftet ward, ſtreng von dem ſubjectiven Thatbeſtand, d. h. der
Thäterſchaft der Angeklagten, geſchieden, und die Verthei-
igung wird der Anklage auf dieſem Wege folgen.

Wenden wir uns denn zunächſt dem erſten Gegenſtande
1. Sie haben den Streit der Sachverſtändigen vernommen.
Die Sache iſt einfacher, als ſie ſcheint, denn ich hoffe, Ihnen
arzuthun: daß die Aerzte in der Hauptſache einig ſind. Es
eht feſt, Bürger Geſchworne, daß den ätzenden Giften eine
roße Menge von Symptomen gemeinſchaftlich angehört:
Brennen im Halſe und Magen, das ſich zu Schmerzen ſtei-
ert, Kolik, Uebelkeit, Erbrechen, Durchfall, Delirien, Con-
ulſionen, Sinken der Lebenskraft, Agonie, ein leichteres oder
hwereres Entſchlafen. Die nux vomica iſt nun zwar, ſtreng
enommen, ein narkotiſches, d. h. betäubendes Gift, doch ſind
hre ſcharfen Eigenſchaften, wie die Erfahrung gelehrt hat,
ar wohl im Stande, die eben erwähnten Symptome zu
ußern. Bis hieher könnte es daher zweifelhaft erſcheinen,
b der Notar Lorent an Vergiftung durch Arſenik, oder durch
Brechnuß geſtorben ſei; aber die Entſcheidung liegt in
enjenigen Symptomen, welche jedem der beiden Gifte eigen-
hümlich angehören. Die Arſenikvergiftung, Bürger Ge-
hworne, kann, wie Sie von den beiderſeitigen Sachverſtän-
igen gehört haben, ohne heftiges Erbrechen und Durchfall,
ine tiefe Verfallenheit und Verzagtheit des Leidenden nicht
eſtehn; auch iſt kein Fall bekannt, daß dieſes Gift in der
urzen Zeit von zwei Stunden den Tod herbeigeführt hätte.
Dies aber vermag die nux vomica, ein heftig wirkendes,
aſch tödtendes Pflanzengift gar wohl. Ein unerträglich
ittrer Geſchmack, Erſtickungsnoth gehören ihr eigenthüm-
ch an. Gar nicht zu verkennen iſt ſie aber in ihrer ganz
pezifiſch auf das Rückenmark wirkenden verderblichen Thä-
gkeit und die dadurch bedingten Starr- und Kinnbacken-

krämpfe. Wo dieſe erſcheinen, iſt die Brechnußvergiftung nicht mehr zweifelhaft.

Was ſagen nun die Sachverſtändigen? Die Bürger Hett und Dörner erklären mit Beſtimmtheit: daß bei dem raſchen Eintritt des Todes, dem fehlenden Durchfall, dem nur geringen Erbrechen, dem mangelnden eigenthümlichen Verfallenſein des Organismus an eine Arſenikvergiftung nicht zu denken ſei; dagegen, wie der bittre Geſchmack, die Athmungsbeſchwerden, der Starrkrampf beweiſen, unzweifelhaft eine Brechnußvergiftung vorliege. Die Sachverſtändigen der Anklage nun, die Bürger Chevalier und Retterath — und dies, Bürger Geſchworne, iſt von größter Wichtigkeit! — *verkennen die Symptome der Brechnußvergiftung durchaus nicht*, ſie finden nur Bedenken, der Ausſage des Zeugen Warnfeld vollen Glauben beizumeſſen. Hier betreten ſie jedoch offenbar ein fremdes Gebiet, ihrem Urtheile nicht unterthan, und das Bedenken jener Aerzte darf auf Sie, Bürger Geſchworne, um deswillen von keinem Einfluß ſein, weil *Sie* an keine Beweistheorie gebunden ſind, vielmehr lediglich Ihrer Ueberzeugung zu folgen haben.

Was wendet die Anklage nun gegen die Glaubwürdigkeit Warnfelds ein? — Seinen offen bekannten Glauben an der Angeklagten Unſchuld, ſeinen Einfluß auf ihre Fluchtergreifung, ſeinen Befreiungsverſuch. Kann aber dieſe Treue an einer Freundin, die jahrelang ihm als Muſter der Tugend, als Gegenſtand ſeiner Verehrung galt, ſeine Redlichkeit verdächtigen, ihn zu einem unglaubwürdigen Manne machen? In den todten Acten freilich möchte es Ihnen ſo erſchienen ſein. Sie aber, die ihn geſehen und gehört haben in ſeiner Offenheit, die auch das nicht verſchweigt, was die Angeklagte belaſtet, Sie werden über ſeinen moraliſchen Werth nicht in Zweifel ſein. Wie war ſein Auftreten vor Ihnen? Erinnern Sie ſich, daß die Sachverſtändigen ſoeben, zu Ihrer Ueber-

raſchung, ſich für eine Brechnußvergiftung erklärt hatten, eine jedem Gedanken bisher ferneliegende Thatſache; erinnern Sie ſich, daß faſt in demſelben Augenblicke der Zeuge Mathieu Ihnen über den Ankauf von Brechnußextract durch denjenigen berichtete, welcher ſeit fünf Jahren dem Notar ein täglicher Geſellſchafter geweſen war. Unter dieſen bedenklichen Verhältniſſen trat Warnfeld vor Sie hin, um durch wenige, unvergeßliche Worte einen Verdacht zu entkräften, der in mehr als einer Menſchenbruſt ſich bang geregt hatte. Niemals, bei all ſeiner frei bekannten, unſträflichen Neigung zu der Angeklagten, iſt ein Zeuge ehrenwerther aufgetreten wie er, keinem wird jemals der Zoll aufrichtiger Achtung lebendiger dargebracht werden, als ihm, deſſen von dem Stempel der Wahrheit und einer edeln Geſinnung ausgeprägten Worte recht dazu geeignet ſind, das wohlthuende Gefühl vollkommenſter Glaubwürdigkeit zu erwecken.

Und wen ſtellt die Anklage dem Zeugen Warnfeld gegenüber? einen Duclos. Mag ſein, daß er ſeinem Herrn 17 Jahre ein treuer Diener war, ich weiß es nicht; das aber weiß ich, daß er vor uns als Lügner erſchienen iſt und unſere Achtung längſt eingebüßt hat. Er wehrt ſich, der Erſte geweſen zu ſein, der den Verdacht auf die Angeklagte geleitet, bis die Hammers und, mit ſchwerem Herzen, auch Gertrud Biwer ihn der Lüge überführen. Er hat früher nichts von Lorents Beſchuldigung: die Limonade ſei vergiftet! gewußt, jetzt bedarf er dieſer Behauptung zur Begründung ſeiner den Mädchen gemachten Erzählung und tritt kühn damit in die Schranken, obwohl Warnfeld mit der größten Beſtimmtheit dieſe Aeußerung Lorents beſtreitet. — Von dem Ankaufe des Arſeniks will er nicht die mindeſte Kunde gehabt haben, bis die Angeklagte ihn an die Warnung erinnert: verwahre es wohl, es iſt Rattengift! — Nach dem Verſcheiden Lorents will Duclos geſchlafen haben, bis er

zugestehn muß, als unheimlicher Spuk, tief in der Nacht noch, das Haus durchwandelt zu sein.

Sie fühlen es mit mir, Bürger Geschworne, daß dieser Duclos, wenn er die Anfälle von Starrkrampf leugnet, von denen Warnfeld Ihnen ein so treues, schreckliches Bild entworfen hat, abermals nur dem wohlberechneten Systeme seiner Lügen folgt, die Vermuthung einer Brechnußvergiftung nicht aufkommen zu lassen, die Arsenikvergiftung dagegen aufrecht zu erhalten, damit kein Anderer verdächtigt erscheine, als diejenige, welche jene Limonade bereitete und sie dem Kranken reichte. Glücklicherweise, Bürger Geschworne, wird Ihre Ueberzeugung Sie keinen Augenblick schwanken lassen: wem von den beiden Zeugen zu glauben sei, und wem nicht. Den höchst verdächtigen Pierre Duclos, als einen Lügner verwerfend, werden Sie den Beweis des Starrkrampfes, unter dessen Qualen Lorent verschied, durch Warnfelds Zeugniß für vollkommen geführt erachten. Mit dieser Ihrer Ueberzeugung fallen aber zugleich alle Einwendungen des Dr. Chevalier über den Haufen, wird sein bedingtes Zugeständniß ein unbedingtes; wird das Gutachten der Doctoren Hett und Dörner ein unbestrittenes, in voller Kraft der Wahrheit leuchtendes und Lorents, durch Brechnußvergiftung erfolgtes Ableben steht erwiesen da. Damit scheidet denn auch jede Bedenklichkeit aus, welche Chevaliers vorbehaltene Mitwirkung des Arseniks Ihnen erregen möchte, weil die Gegengründe der Doctoren Hett und Dörner in ihrer vernichtenden Gewalt zu voller Wirkung gelangen. Alle entscheidenden Symptome der Arsenikvergiftung fehlen, nur die zweifelhaften bestehn. Es fehlt dies unablässige Würgen und schmerzensvolle Erbrechen, es fehlt der Durchfall, die intensive Magenentzündung, die tiefe Gesunkenheit der Kräfte, dies verfallene Antlitz mit den tiefliegenden, von blauen Ringen umgrenzten Augen, es fehlt

die arſenikaliſche Todesbedingung, die Zeit, denn der Tod erfolgte noch vor dem Ablaufe der zweiten Stunde. Was Hett und Dörner vorausgeſagt, es darf länger nicht bezweifelt werden: allein an Brechnußvergiftung iſt der Notar geſtorben und das in ſeinem Magen gefundene Arſenik muß ſeinem Körper erſt in einer Zeit zugeführt worden ſein, als die Vergiftung durch nux vomica bereits ihre volle, nicht mehr abzuwendende Wirkung angetreten hatte, ja vielleicht — ſchon vollendet war.

Mit Unrecht fordert die Anklage den Nachweis des Brechnußgiftes im Magen des Getödteten. Die Chemie, wie uns Allen bekannt iſt, muß auf die Wiederherſtellung eines im menſchlichen Magen zerſetzten Pflanzengiftes allerdings verzichten. Aber dieſer Wiederherſtellung bedarf es auch nicht. Es wird keinem Arzte, keinem Richter einfallen, eine durch Pflanzengift herbeigeführte Tödtung zu bezweifeln, wenn nur die Symptome, unter denen der Tod erfolgte, wirklich die eigenthümlichen, nicht zu verkennenden des Pflanzengiftes waren. Wäre der Nachweis des Pflanzengiftes im Körper des Getödteten ein nothwendiges Erforderniß zum Beweiſe der Vergiftung, ſo würde der Giftmord ja niemals feſtzuſtellen ſein, der Mörder ſtraflos bleiben müſſen, eine Behauptung, welche der Anklage gewiß ſehr fern gelegen hat.

Ich wende mich nun zur Beurtheilung der Angeklagten. Ein ſelten unglückliches Zuſammentreffen verdächtigender Umſtände, von dem übereilten Benehmen jugendlicher Unerfahrenheit und dem trüben Scheine unterſtützt, welcher eine der Welt zu bergende Gewiſſenslaſt ihrem Betragen verlieh, hat ſie auf die Bank der Angeklagten geführt. Laſſen Sie uns, unter Berückſichtigung der wichtigen Aufklärungen, welche die öffentliche Prozedur uns gebracht hat, der Angeklagten Verhalten einer parteiloſen Prüfung unterwerfen.

Seit fünf Jahren, wie es alle Zeugnisse bestätigen, befand sie sich dem vollen Erguſſe übler Launen eines krankhaft gereizten, hypochondrischen Verwandten ausgesetzt, der in ihr die unschuldige Ursache seiner Leiden, des Verlustes seiner Gattin, einer heißgeliebten Tochter haßte. Sie trug, nach der Aussage des Pfarrers Canaris, ihres Beichtvaters, nicht minder nach dem Zeugnisse der Hausgenossen, ihr Leiden in Demuth und christlicher Ergebung. Aber auch ihr kamen die Momente bald der Verzagtheit, bald verzeihlicher Aufregung. Verzeihlich war ihre wiederholte Bitte, sie in ihre Heimat zu entlassen, ein Fluchtversuch mißglückte, sie brach in laute Klagen aus. Das schmerzgequälte, übervolle Herz ergießt diese Klagen auch gegen Henry Lorent, ihren Verlobten. Sie hat nur die Tröstungen von geliebten Lippen, nicht sein Einschreiten beansprucht; wie hätte sie auch der Hoffnung, ja nur dem Wunsche Raum geben sollen, er selber möge vom Heere ihr zur Hülfe herbeieilen! Plötzlich, in der Morgenfrühe des 30. Juni v. J., bringt ein Bote ihr das Schreiben Henry's. Er ist in Saarburg, gekommen, sie in der nächsten Nacht zu entführen. Das hat sie nicht gewollt, sie will ja aushalten in ihrer jammervollen Lage, die nicht ewig dauern wird, mindestens an der Hand eines jungen Mannes nicht, und wäre es der Geliebte, des Oheims Haus verlassen. Dagegen sträubt sich ihr volles jungfräuliches Empfinden, das Gefühl für Sitte. Von Unruhe und Zweifel befallen, im Streite der Neigung mit der Pflicht, bietet sie der Umgebung die Erscheinung auffallender Verstörtheit. Bald verschließt sie sich in ihr Zimmer und läßt Warnfeld ersuchen, nicht zu Tische zu kommen; bald durchirrt sie in Aufregung den Garten. Sie kommt endlich zum Entschlusse. Sie will, sie darf der Aufforderung der Liebe kein Gehör geben. Die Stunde des Wiedersehens, eines so bedeutungsvollen, rückt heran; schon ist es neun Uhr

Abends, die Dämmerung bricht herein, als Katharine Hammers sie aus der Tiefe ihrer Gedanken mit dem unwillkommenen Rufe aufschreckt, der Oheim fodere Limonade. Unter dem Geleite der Vorstellungen von dem, was die nächste Stunde ihr bringen wird, gibt sie mechanisch, theilnahmlos sich der oft geübten Verrichtung hin, von neuem in dem Spiel der Gedanken sich verlierend, bis der Zornesruf ihres erbarmungslosen Quälers die Zögernde aufschreckt. Sie eilt mit dem Glase über den Flur zu ihm, der, zunächst nur seinen Durst fragend, des Glases Inhalt in einem Zuge hinabspühlt, dann seiner Rachgier ob der verspäteten Hülfleistung den Zügel schießen läßt. Mit Schmähungen sie überschüttend, reißen ihn Krankheit und Zorn zur Selbsterniedrigung hin, sie durch einen Schlag in's Gesicht zu mishandeln, der ihr Blut fließen macht. Eine so rohe, unmenschliche Behandlung ihr, der in jahrelanger Treue ausharrenden Dulderin? — Mit der gerechten Empörung eines zarten, bis in seine Tiefen verletzten Gemüths stürzt sie aus seinem Zimmer in das ihrige, nieder auf ihre Knie vor dem Betpulte, um in entrüsteter Klage die heilige Jungfrau um Rache anzurufen, an den Vater des Himmels in leidenschaftlichem Gebete das Flehen zu richten: durch den endlichen Tod dieses Wüthrichs sie von ihren Qualen zu erlösen. Kaum hat sie ihre Thränen getrocknet, vom Blute sich gereinigt, als die Stunde der Vereinigung ertönt. Sie verläßt in der Dunkelheit das Haus. So trifft sie den Geliebten an dem bezeichneten Orte.

Wer, frage ich, möchte mit ihr rechten, wenn sie mit dem Ausrufe: Rette mich, ich bin die Deinige! sich an seine Brust geworfen hätte? — Anders sie. Schon hat Mäßigung, fromme Demuth den Sieg davongetragen über die entfesselte Leidenschaft. Nur um so fester ist sie zum Bleiben, ist sie entschlossen, sich dem hülfreichen Arme zu ver-

ſagen. Stunden lang währt der Streit der Liebe mit der Pflicht, der Leidenſchaft mit der Beſonnenheit, bis, von dem unnachgiebigen Geliebten verlaſſen, ſie mit gebrochenem Herzen heimkehrt, um von der erſchütternden Nachricht empfangen zu werden: todt ſei der Oheim, und nach ſeiner eigenen Verſicherung an der vergifteten Limonade geſtorben.

So früh alſo hat Gott ihr frevelhaftes, ſchon bereutes Gebet erhört? Von ſo furchtbarem Schlage ſoll das Bewußtſein ihrer Sünden in ihr erweckt werden! Fortan gibt es keine Ruhe mehr für ſie, die zur Mörderin herabgeſunkene, von Gottes Liebe für ewig ausgeſchloſſene Sünderin, ſie, welche ſo lange ſein frommes Kind war. Aber nicht genug, daß das tiefe Gefühl ſolches Elendes auf ſie einſtürmt, ſie eine Buße erſinnen möchte, den Himmel zu verſöhnen, tritt gleichzeitig die Welt heran, ſie mit der Beſchuldigung des Giftmordes zu verwirren. Ich frage Sie, Bürger Geſchworne, ob bei dem Bewußtſein all ihrer Unſchuld es nicht erklärlich wird, wenn ein junges, unerfahrenes, von dem laſtenden Gewichte ihrer Sünde niedergebeugtes Mädchen, aus Angſt vor gerichtlicher Verfolgung, ſich zu Schritten hinreißen läßt, die ſie nur mehr noch verdächtigen? Rathlos, birgt ſie das Gift in der Erde. Aber gerade das Gefühl dieſes neuen Unrechts, verbunden mit der Furcht vor Entdeckung, ſteigert nur ihr den Verdacht herausfoderndes Betragen, bis das Flüſtern der Menſchen, ihre ſtrafend durchbohrenden Blicke ſie unſtät umherjagen, ſie in Tavern nicht mehr zu weilen vermag, ſie zur Flucht ſich hingeriſſen ſieht, als der letzte Freund, den ſie auf Erden noch zu beſitzen wähnt, durch ſeine Warnungsſchrift ſie verloren gibt.

Die Anklage, Bürger Geſchworne, ſieht freilich jene Lage mit andern Augen an. Der Angeklagten Verwirrung, meint ſie, würde nicht ewig gedauert haben, mit zurückgekehrter Beſonnenheit würde ſie, die thörichte Furcht vor dem

weltlichen Richter als ein Phantom erkennend, sich den Freunden, dem Beichtvater, dem Gerichte eröffnet haben. Freilich wäre dies Benehmen klüger gewesen, wenn ihr nur die dazu nöthige Besonnenheit zurückgekehrt wäre? Da liegts! Die Ruhe kam eben nicht wieder, konnte einer Individualität, wie der ihrigen, in wenig Tagen nicht wieder gewonnen werden, weil sie in ihrer tiefen Religiösität, nach dem Zeugniß des ehrwürdigen Canaris, ihre Sünde tiefer empfand, als tausend ihrer Mitmenschen; — weil sie in ihrer schwärmerischen Gläubigkeit sich wirklich als die Mörderin ihres Oheims betrachtete.

Hüten wir uns, Bürger Geschworne, die Empfindungen eines Menschenherzens, noch dazu eines jugendlich weiblichen, für Tugend und Gottesfurcht glühenden, wie ein Rechenexempel zu betrachten, dessen Lösung einer allgemein gültigen Regel unterliege. Ein Wunder, ein Räthsel ist das Herz des Menschen, und weder der öffentliche Ankläger, noch ich, noch überhaupt ein Mann darf sich anmaßen, für ein weibliches Herz in so bedrängter Lage das volle Verständniß zu besitzen. Mir erscheint der Angeklagten Benehmen, ich wiederhole es, vollkommen naturgemäß und ich bin der Ueberzeugung, daß die edelsten Frauen darüber einer verschiedenen Ansicht nicht huldigen werden. — Wie? nach eben vollbrachtem, langüberlegtem Giftmorde, wie die Anklage ihr Schuld gibt, soll Marie Remy zum Rendezvous mit dem Geliebten geeilt sein, als ginge es zum Tanze? Ist denn in dieser tiefen Erniedrigung menschlicher Natur auch ein Atom der Wahrheit nur, was auf dieses junge, bisher engelreine Wesen seine Anwendung fände? Gehen wir weiter! Marie wird verhaftet und eine halbe Stunde später in's Verhör geführt. So hat sie den gefürchteten Schrecken doch nicht zu entgehen vermocht, sie steht wirklich als Giftmischerin vor Gericht. Was bleibt ihr in ihrer Seelenangst, als auf

Rettung zu ſinnen? Ihrer Unſchuld ſich bewußt, leugnet ſie die fluchwürdige That; aber unbekannt mit den Mitteln, welche dem Richter zur Ermittelung der Wahrheit zu Gebote ſtehen, hofft ſie, zur Abwendung des Verdachts, ihm auch den Beſitz des Giftes verbergen zu können, und leugnet dieſen Beſitz. Monde ſind vergangen, als ſie zum zweiten Male vor dem Richter ſteht, der in ihr nur die frech leugnende, überwieſene Mörderin erblickt, die jetzt mit aller juridiſchen Kunſt zum Geſtändniß gebracht werden ſoll. Und ſo hebt er an, einen Belaſtungsgrund nach dem andern ihr vorzuhalten. Sie hat nichts Beſſeres erwartet und darf, im Gefühl ihrer Unſchuld, wenn auch trauernd über ihr Geſchick und die Härte der Menſchen, ihre Faſſung bewahren, bis der Richter von dem Arſenikfunde im Magen des Verſtorbenen, in dem Limonadenglaſe ſie in Kenntniß ſetzt, die halbentleerte Giftſchachtel ihr vorzeigt, die, bis zum Rande gefüllt, ſie aus des Apothekers Hand empfing. — Da, verzweifelnd, fühlt ſie den Himmel über ſich zuſammenbrechen unter der troſtloſen Erkenntniß: daß, nach Gottes Strafgericht, ſie willenlos zur Giftmörderin geworden. Sofort bekennt ſie ſich des Todes ſchuldig; des Todes ſchuldig im Gedächtniß ihres frevelhaften, von Gott gezüchtigten Gebetes; des Todes ſchuldig auch wegen der Verwechſelung der Schachteln, denn des Oheims Gifttod weiß ſie auf andere Weiſe ſich nicht zu erklären.

O der armen Zerſchmetterten, von Gott und Menſchen Verworfenen! Und während ihr Herz unter den Martern des Schmerzes verblutet, jeder Sünde ſich anklagend, ſie nur den Namen nicht auszuſprechen, nur das zu bekennen nicht vermag, daß es das Gebet geweſen, welches ſie gottesläſterlich misbrauchte, darf der Richter kommen und ſie Lügnerin, Gauklerin ſchelten? — Im Triumphe beweiſ't er ihr: ſie müſſe beide Schachteln benutzt haben! — Ach! es

ist nur zu möglich, ruft sie klagend aus, habe ich doch, in Gedanken verloren, die Bereitung der Limonade nur mechanisch verrichtet.

Bürger Geschworne! Wenn hier Ihre Ueberzeugung nicht die volle, aufrichtige Wahrhaftigkeit der Angeklagten mit mir erkennen sollte, würde ich dem Muthe entsagen müssen, diese Vertheidung weiter zu führen.

Mit welcher ruhigen Festigkeit erklärte sie, dem Mordversuche auf dem Rosenberge völlig fremd zu sein! Wie natürlich erscheint uns, nachdem wir die Gründe kennen, ihre Weigerung, eine Verirrung ihrer Phantasie einzugestehen, die ihn betraf, dessen reiner Name in diesen grauenvollen Acten, wie sie sich ausdrückt, nicht genannt werden sollte. — Die Anklage ist bemüht, die Wahrheit, ja die Möglichkeit jener Verirrung der Phantasie anzufechten. Auf den Besitz eines besondern Talentes zur Lösung von Räthselspielen der Phantasie muß ich leider freiwillig verzichten. Ich weiß die Dinge nur mit einfachem Verstande zu beurtheilen. Bei Anwendung dieses Mittels jedoch vermag ich nicht zu ergründen, weshalb jenes phantastische Schreckbild aller Natur entbehren sollte? Ein junges Mädchen ist in Gedanken an ihren fernen Geliebten verloren. Er steht im Felde, dem Feinde gegenüber, jede Stunde kann ihr die Todesbotschaft bringen; da fällt ein Schuß. Im Feuerschein, einen Moment nur aufblitzend, erkennt sie eine Gestalt, ein Kleid, — glaubt sie auch die Züge dessen erkannt zu haben, der eben noch ihre Seele beschäftigte. — Die Anklage fragt: ob hier etwa von den Träumen eines Fieberkranken die Rede sei? — Ich erwidere: ist die sorgenvoll Liebende, in banger Sehnsucht den fernen, von Todesgefahren umdrängten Verlobten auf dem Schlachtfelde suchend, nicht auch eine Kranke? Waren es nicht auch Träume, aus denen mit rauher Hand die Wirklichkeit sie erweckte? Und wer hat es nicht erfah-

ren, daß zwiſchen Traum und Wachen, im Erwachen durch Schrecken die Phantaſie am liebſten ihre Zerrbilder malt!

Die Anklage meint, der phantaſtiſche Sprung ſei zu kühn, etwas Anderes wäre es geweſen, wenn Marie Veranlaſſung gehabt, einer ſolchen That ſich von Henry Lorent zu verſehen! — Die Vertheidigung verzichtet darauf, auf ſo menſchenfeindlichem Pfade der Anklage zu folgen. Nur das Eine fügt ſie hinzu: die Angeklagte hat von dieſem Schreckbilde ihrer Einbildung am nächſten Morgen ſchon den Zeugen Warnfeld unterrichtet, wie ſie den Vorgang ſpäter im Sacrament der Beichte dem Zeugen Canaris vertraute.

Nach Ablegung ihres Bekenntniſſes blieb die Angeklagte nun abermals mondenlang allein. Der Inquirent traf ſeine Vorbereitungen für das artikulirte Verhör. — Mit der Welt zerfallen, vor der ſie, eine gebrandmarkte Giftmörderin, ſtand; unwürdig jenes Liebesbündniſſes, welches ſie früher hoffnungsreich ihrem jungen Verwandten verknüpfte; des Todes ſchuldig, ob ihres ſündlichen Gebets, wie durch Gottes Strafgericht, tauchte unter ſtündlich wachſender Lebensmüde und Todesſehnſucht ihr der Gedanke als Schreckbild auf: wie? wenn das Gericht dich mit der Todesſtrafe verſchonte, um dich zu ewigem Gefängniß zu verurtheilen? — Dieſem Elende, unendlich tiefer als der Tod, zu entgehen, ſann Marie Remy einem Bekenntniſſe nach, geeignet, ihrem Todesverlangen und zugleich jedem Anſpruche des Richters zu genügen. — In dieſem Bekenntniſſe nun, Sie haben es vernommen, Bürger Geſchworne, klagt ſie ſich jahrelanger Mordgedanken, des Mordverſuchs auf dem Roſenberge, des wohlüberlegten Giftmordes ihres Oheims an. Nur dem unglücklichen Umſtande, daß der Inquirent perſönlich von der Schuld Mariens überzeugt war, iſt es beizumeſſen, daß dieſes Bekenntniß unbedingten Glauben fand. Sie, Bürger

Geſchworne, werden mit mir der Meinung ſein, daß dieſes Bekenntniß nicht frei von auffallenden Unwahrſcheinlichkeiten war. Ich frage Sie: ob es glaublich, daß dieſes feinfühlende, dabei in großer Zurückgezogenheit lebende Mädchen die Schußwaffe, die Roheit eines entlaſſenen Soldaten als Werkzeug ſich erwählt, ja nur die Gelegenheit gehabt haben ſoll, unbemerkt dieſe entſetzlichen Vorbereitungen zu treffen? Ich bin der Anſicht, daß der Inquirent, wenn er, durch Zweifel angeregt, dieſer Ausſage eine gründliche Unterſuchung folgen ließ, ſehr bald die Unrichtigkeit dieſes Geſtändniſſes erkannt haben würde. Auch das Bekenntniß vorbedachter Vergiftung mußte Zweifel erregen bei der Oeffentlichkeit des Giftkaufes. Und dieſe Zweifel ſind unter den Aufklärungen der mündlichen Prozedur zur Wahrheit geworden.

Nicht zum Giftmorde, Bürger Geſchworne, wir wiſſen es, erkaufte die Angeklagte den Arſenik, nicht auf heimliche Weiſe. Ratten waren im Hauſe; beide Mägde, kurz vor jenem Ankaufe noch, hatten die Angeklagte zur Giftlegung aufgefodert. Am hellen Tage fuhr Marie Remy vor die Apotheke, wo ſie den Wagen warten ließ. Beim Wiedereinſteigen ſprach ſie, Duclos das Paquet überreichend: nimm es wohl in Acht, es iſt Rattengift!

Und deſſenungeachtet ſoll ſie am nächſten Tage ſchon aus dieſer vor aller Welt erkauften Giftſchachtel die verderbliche Limonade gemiſcht haben? — unmittelbar nach dem Trunke des Notars, der das Glas vor ihren Augen leerte, als Giftmiſcherin zum Wiederſehen des Geliebten aufgebrochen, und dennoch, die willkommene Gelegenheit zur Flucht verſchmähend, das Verderben mit Trotz herausfodernd, in die Wohnung zurückgekehrt ſein?

Nein, Bürger Geſchworne, auf dieſem Irrpfade der Anklage werden wir nur Unmöglichkeiten begegnen, nicht der Wahrheit.

Marie Remy's Urtheil war gesprochen. Mit großer Fassung empfing sie dessen Verkündigung, ohne jede andere Bitte, als die der schleunigsten Vollstreckung. Bedarf es eines andern Beweises noch für ihre Lebensmüde? — Doch ihrem Verlangen soll nicht genügt werden. Wider ihren Willen muß ich den Umschwung der Verhältnisse, die Einführung einer neuen Gerichtsverfassung zum Entwurfe eines Cassationsgesuches benutzen, in Folge dessen sie, einem Traume vergleichbar, sich noch einmal, aber welchem veränderten Gerichtshofe! gegenübergestellt sieht.

Seit diesem Augenblicke, Bürger Geschworne, hat Ihr Richteramt begonnen, Sie haben sie gesehen, gehört, jeden Athemzug, jede Veränderung ihrer Miene zu beobachten die Gelegenheit gehabt. Haben Sie die große Künstlerin in ihr entdeckt, an welche die Anklage noch immer glauben zu müssen vorgibt? — Nein, Bürger Geschworne, ein armes einfaches Kind der Sorge, des Schmerzes haben Sie in der Verwaisten erkannt, von einem so erbarmungswürdigen Schicksal niedergebeugt, daß es zu Thränen bewegen könnte, von einem so rührenden Ausdrucke der Wahrheit in jedem Worte, daß unser Verlangen, ihr Hülfe und Rettung zu bringen, von Minute zu Minute wächst. Wehren Sie dem Eindrucke nicht, Bürger Geschworne! Mag die Ausländerin bisweilen auch einen Ton anschlagen, der unserer Redeweise zu pathetisch dünkt, was sie redet, es kommt doch aus dem wahrheitstreuen Herzen und wird jede Prüfung bestehen.

Noch ist Ihr Urtheilspruch nicht ergangen, Bürger Geschworne, zur Hälfte erst ist die Wohlthat der neuen Gesetzgebung der armen Verlassenen zu Theil geworden, und welche Veränderung schon hat sie ihr gebracht! Wie hat von der Felsenlast, die ihre Seele drückte, sich allgemach ein Stein nach dem andern gelöst! Lebensmatt, nach dem Grabe verlangend, das alle Erdenleiden verstummen macht, so trat

sie vor Ihnen auf. Noch ist der zweite Tag nicht verronnen und schon hebt ihre Brust sich freier unter den wunderähnlichen Erscheinungen, welche das mündlich öffentliche Verfahren zu ihrem Heile an den Tag führt. Sie wäre keine Tochter dieser Erde, wenn sie gefühllos bleiben sollte bei dem Wehen der Hoffnung, ihrer Schuld sich enthoben, ihre Unschuld anerkannt zu sehen. O, nicht mit dem Plane: im künstlichen Spiele uns zu täuschen, die Freisprechung sich zu erschleichen, wie die Anklage annimmt, kam sie hieher. Aber dieser feierliche, mitten im Volke aufgeschlagene Gerichtshof, soll er ohne Wirkung bleiben? sollen Unparteilichkeit und Milde, diese Vertrauen erweckenden Boten der Gerechtigkeit, keinen Eindruck auf die Angeklagte üben? Soll ihr nicht einleuchten dürfen, was der Beichtvater schon gerügt, daß vor solchem Gerichte Unwahrheit zum doppelten Unrechte wird? ist es wider die Natur, wenn sie, ihrer Sehnsucht nach dem Tode unbeschadet, auf der einen Seite die Unmöglichkeit empfindet, ihr ersonnenes Bekenntniß vor solchem Gerichte aufrecht zu erhalten, auf der andern aber den verzeihlichen Wunsch fühlt, vor diesem Gerichte eines versammelten Volkes sich von dem Verdachte eines schimpflichen Giftmordes zu reinigen? Nein! diese Eindrücke sind zu mächtig, um sie zurückzuweisen, und die erste Folge ist der Angeklagten Widerruf ihrer falschen Selbstanklage. Sie kehrt zu ihrem ersten Bekenntnisse zurück, dessen nothwendige Wahrhaftigkeit ich schon vor Ihnen nachgewiesen habe. Und wahrlich, sie hat den Schritt nicht zu bereuen gehabt; der Himmel, sie muß es mit ungläubigem Zagen mehr und mehr erkennen, zieht die strafende Hand zurück, ihren Prüfungen, ihrer strengen Buße eine Genugthuung spendend, weit über jede Hoffnung hinaus.

Sie haben den rührenden Ausdruck des Gefühls in ihren Worten, den mächtigen Eindruck wahrgenommen, wel-

chen der Vortrag des Bürgers Hett mit seiner Verwerfung des arsenikalischen Gifttodes auf die Erschütterte übte. — So wäre es möglich, daß diese willenlose Verwendung des Arseniks zum Phantom ihrer Einbildung einschrumpfte? eine andere Hand, als die ihrige, dem Oheim den Tod bereitete? sie vor Gott und den Menschen keines andern Vergehens schuldig wäre, als jenes hart gestraften, sündlichen Gebets? — Ist es ein Unrecht, wenn unter solchen Hoffnungen ihr Herz ein erneutes Vertrauen zur Liebe Gottes gewinnt, wenn sie zitternd die Vergebung jener Sünde zu ahnen wagt? das holde Dasein auf dieser freundlich grünenden Erde, an welche sie unvergeßliche Bande fesseln, von neuem seine Zauber auf ihr der Freude, der Hoffnung erstorbenes Herz zu üben beginnt? — Wahrlich, Bürger Geschworne, und wäre ich der Angeklagten nicht zum Vertheidiger bestellt, und wäre meine Seele von Mistrauen gegen sie erfüllt gewesen; ich würde in ihren Gefühlen und deren Ausdrucke, in ihrem ganzen Verhalten uns gegenüber nichts Verstecktes, nichts Erkünsteltes, ich würde nur Wahrheit, Offenheit, Natur zu erkennen vermocht haben.

Mit Absicht soll sie Henry Lorents Person in den Schleier des Geheimnisses gehüllt haben, um durch sein Erscheinen die Scene mit einem Theatercoup zu schließen! Haben wir denn, Bürger Geschworne, die äußern Veranlassungen nicht mit durchlebt, welche, wider ihren Willen, sie zu jenen Enthüllungen zwangen? Tönt nicht des achtunggebietenden Canaris herzliche Anrede Marie Remy's noch in unserem Ohre? können wir des kleinen, wackern Rech schon vergessen haben, der daher kommt, seine Mitwirkung für die gute Sache, die Aufklärung der Wahrheit aus freiem Drange zu bethätigen? — Sind endlich die Beweggründe ihres Schweigens nicht der edelsten Natur? So ganz dem Bilde entsprechend, welches die Zeugen von ihrem hohen

sittlichen Werthe uns entwerfen? Diese zarte Scheu vor der Enthüllung ihres Verhältnisses zu dem verlorenen Geliebten? die Großmuth endlich, mit welcher sie die letzte Mishandlung dem Auge des Gerichts entzieht?

Bürger Geschworne, was der öffentliche Ankläger als Beisitzer dieses öffentlichen gerichtlichen Verfahrens erlebte, Sie haben es mit ihm erlebt. Ueber das Thatsächliche, welches die Prozedur an's Licht brachte, ist kein Streit. Nur seiner Deutung, seiner Auslegung gilt es und diese sind Sache der Ueberzeugung. Welchen Eindruck diese Prozedur Ihnen hinterlassen, welche Ueberzeugungen sie in Ihnen erweckt und bestätigt hat, das glaube ich mit dem unbeschränktesten Vertrauen Ihrem Gewissen anheim stellen zu dürfen.

Ich wende mich zum ernsten Schlusse, zu der Berührung einer verhängnißvollen Frage, deren vollständige, umfassende Beantwortung auch das letzte Dunkel verscheuchen müßte, welches noch über dem Abgrunde einer verbrecherischen That ruht:

Wo ist das Fläschchen mit dem Brechnußextracte geblieben, welches der Zeuge Warnfeld in der Apotheke von Grevenmachern erkaufte?

Bürger Geschworne! Ich bekleide nicht das Amt des öffentlichen Anklägers; ich weiß, daß eine Anklage aus meinem Munde an dieser Stelle ohne gesetzliche Folge bleibt, so lange die Staatsanwaltschaft sich dieser Klage nicht bemächtigt. Aber die Vertheidigung hat ihre heiligen, unveräußerlichen Rechte. Wenn ich die vollständigste Unschuld meiner Clientin nur durch eine Anklage zu erweisen vermag, deren hohe Wahrscheinlichkeit darzuthun ich die Mittel besitze, darf ich von meinem Rechte Gebrauch machen, verletze ich kein Gesetz, so lange ich nur nicht gegen meinen Eid und mein Gewissen verstoße. In Ausübung dieses Vertheidigungsrechtes sage ich denn:

Suchet bei Pierre Duclos, ob sich das Gift nicht findet!

Der tiefe Eindruck dieses Ausspruchs bedarf keiner Schilderung. Aller Augen waren auf Duclos gerichtet, der mit aufeinandergepreßten Lippen, einem zum Lächeln verzogenen Munde, übrigens ohne Zeichen von Verwirrung auf seiner Bank saß. Ein Ausruf des Schreckens hatte die flehende Geberde begleitet, unter der die Angeklagte auf den Beschuldigten hinabblickte.

Zur Begründung meiner Auffoderung, fuhr der Vertheidiger fort, ist es nothwendig, dem Benehmen dieses Mannes zu folgen, noch einmal auf Alles das zurückzukommen, was seine Moralität in Frage stellt.

Weshalb trat er gestern, ohne äußere Veranlassung, mit der Behauptung auf: er habe den Inhalt des Paquets nicht gekannt, welches die Angeklagte vor der Apotheke ihm eingehändigt? Er war danach gar nicht gefragt worden und die Angeklagte hatte den Ankauf des Arseniks niemals geleugnet. — Diese aus freier Wahl zum Vorschein gebrachte, geheuchelte Unkunde wäre ohne Sinn, wenn sie nicht eine Selbstvertheidigung sein sollte. Ein dunkles Gefühl sagte ihm: wie sehr diese Oeffentlichkeit, das scharfe Auge der Geschwornen zu fürchten sei. Im voraus daher jeden möglicherweise auch ihn treffenden Verdacht durch die Versicherung zu entkräften, von der Existenz des Arseniks keine Kunde gehabt zu haben, das war unleugbar sein Motiv zu jener Lüge. Des Widerspruchs der Angeklagten war er entweder nicht gewärtig, oder er trotzte ihr in dem Wahne, daß man dem treuen Pierre mehr glauben werde, als der schwerbelasteten, geständigen Angeklagten. Der Irrthum glich der Größe der ganzen schweren Uebereilung. Allzuscharf macht schartig. Aus allzugroßer Vorsicht einen Verdacht abzulenken, der noch gar nicht existirte, mußte er da-

hin gelangen, dieſen Verdacht erſt zu erwecken. Mit welcher ſiegenden Gewalt der Wahrheit warf die Angeklagte ihm den Ruf in den Weg: du haſt Unrecht, Pierre, ich ſagte dir, verwahr es wohl, es iſt Rattengift! Da ſtand der entlarvte Lügner und Sie haben, Bürger Geſchworne, ſeine ſchmachvolle Verlegenheit, die Erkenntniß, welche Dummheit er begangen, in ſeinen Zügen geleſen. — Um ſo gieriger ergreift er den nächſten Moment, ſich an der Siegerin zu rächen, indem er der Hammers Auffoderung in die Worte kleidet: der Herr ſei ſehr ſchlecht und das Fräulein nicht aufzufinden, deshalb möge er Warnfeld rufen. — Aber dieſe Lüge theilt das Ungeſchick der erſten, denn die wahrhaftige Zeugin Hammers hat uns erzählt, wie ſie erſt nach Verſchickung des Duclos' das Fräulein vermißt und nach ihr geſucht habe.

Gehen wir nun zu einem Gegenſtande von der größten Wichtigkeit über: die vergiftete Limonade. Wer in Tavern hat dieſes verhängnißvolle Wort zuerſt ausgeſprochen? Kein Anderer als Pierre Duclos. Sie erinnern ſich ſeines geſtrigen Leugnens und des abgedrungenen Geſtändniſſes, als ihm die Katharine Hammers entgegengeſtellt wurde, und ſelbſt die Gertrud Biwer, ſeine Braut, gegen ihn zeugte. Gewichtig ſind die Worte, in welche er ſein Leugnen kleidete. Er ſagte:

> obwol mein Herr geäußert hatte, die Limonade ſei vergiftet, habe ich doch den Mädchen nichts davon geſagt. Ich glaube, Gertrud hat zuerſt Verdacht gegen das Fräulein geſchöpft und Beſorgniſſe wegen der Limonade ausgeſprochen.

Wie? eine ſo ungeheure Beſchuldigung, dem Munde des Sterbenden ſelbſt entnommen, hat er verſchwiegen? Er, der Marie Remy feindlich geſinnt war? Und das zu glauben muthete er den Geſchwornen zu? Wollte Gott! er hätte

geschwiegen, zu verschweigen hatte er nichts! Aber Katharine Hammers hat Ihnen erzählt, Bürger Geschworne, daß Duclos nicht geschwiegen, daß er vielmehr wenig Augenblicke nur nach dem Verscheiden seines Herrn schon die Mädchen mit der Nachricht erschreckte, das Fräulein habe den Oheim mittels der Limonade vergiftet. Nun war freilich vor Gericht damals keine Rede von einer Beschuldigung des Fräuleins durch den Notar selbst. Damals hieß es, wie es heute noch Wahrheit ist, Lorent's Ausruf habe gelautet: ich bin vergiftet! Die Limonade war ein Zusatz Pierre's. Vor den Geschwornen dagegen konnte die Sache so nicht bleiben. Eines Grundes bedürftig zur Rechtfertigung seiner Verdächtigung der Angeklagten, griff er zu dem Mittel, diese Beschuldigung dem Verstorbenen selbst in den Mund zu legen. Eine sehr unglückliche Erfindung der Noth, welcher der Zeuge Warnfeld mit der größten Entschiedenheit entgegentritt und die schon deshalb als Lüge erkannt werden muß, weil Duclos eine Aeußerung Lorent's von solchem Gewichte unmöglich Jahr und Tag unerwähnt lassen konnte. — Sie haben übrigens sein Ringen und Schwanken mit eigenen Sinnen wahrgenommen, Bürger Geschworne, es gehört, was er auf die Vorhaltungen des Präsidenten erwiderte:

> ich muß doch bei meiner heutigen Aussage verbleiben. Wie wäre ich dazu gekommen, den Mädchen von der Limonade zu sprechen, wenn ich die Aeußerung nicht wirklich aus meines Herrn Munde vernommen hätte?

Eine so schwache, lügenhafte Vertheidigung, daß in ihr ein offnes Bekenntniß liegt.

Aber wie kam, wird man hier fragen, wie kam denn Duclos überhaupt zu dieser Verdächtigung? was auf der Welt konnte ihn zu solcher Feindseligkeit gegen Marie Remy, zu einer so schrecklichen Beschuldigung bewegen? —

Ich bitte um Erlaubniß, die Antwort nur um wenig Minuten verzögern zu dürfen. Ich komme nämlich jetzt zur Hauptsache.

Nur zum Frühstück, zum Mittagessen und zum Nachmittagskaffe wollte Duclos am Todestage des Notars das Wohnhaus betreten haben, bis er um zehn Uhr Abends, von der Hammers gerufen, mit dem Zeugen Warnfeld seinem Herrn zur Hülfe herbeigeeilt sei. Nach Lorents Verscheiden will er sich zur Ruhe begeben haben. Nun aber, Bürger Geschworne, haben wir's erlebt, wie durch des Zeugen Biwer Sorge um das Seelenheil seiner Schwester die verschlossene Gertrud endlich zum Bekenntniß dessen vermocht ward, was ihre Brust so schwer belastet hatte: die Anwesenheit Pierre Duclos' nämlich im obern Stocke des Wohnhauses, als Mitternacht längst vorüber war. Die Stallaterne in der Hand, sah die Zeugin ihn aus dem Gemach des Fräuleins kommen, um in das Wohn- und Sterbezimmer seines Herrn zu schleichen. — Was sucht er? was hat er vor, der unheimliche Gast? — Das fragt sich auch die Gertrud und begibt sich in das Schlafcabinet und hebt den Vorhang, um — was zu erblicken? — Pierre Duclos, ihren Verlobten, das berüchtigte Limonadenglas in der Hand, beschäftigt, es eben aus der Caravine mit Wasser zu füllen. Dann tritt er zur Leiche, die er aufdeckt, und gießt das Glas aus. Wohin? weiß die Zeugin nicht zu sagen, aber das Glucken des rinnenden Wassers hört sie und das Glas war leer.

Glauben Sie an das Märchen vom Nelkentopfe, Bürger Geschworne? Nein, Sie vermögen es nicht, denn solchen Glauben würde man vergeblich in diesem Saale suchen. Was Sie darüber denken, ich weiß es nicht; was ich darüber denke, Sie haben ein Recht darauf, es zu erfahren. Wohlan denn, was der Vertheidiger der Marie Remy denkt,

dieſer Jungfrau, über deren Bildung, Sittenreinheit und ſchwärmeriſche Gottesfurcht alle Stimmen ſich vereinigen, an deren Unſchuld Alle, nur jener nächtliche Schleicher nicht, glauben, der Vertheidiger dieſes Mädchens wird Ihnen ſeine Gedanken nicht vorenthalten.

Der Zeuge Warnfeld, Sie vernahmen es, Bürger Geſchworne, war des Notars Geſchäftsführer. Auch in der Vermögensverwaltung war er vielfach thätig, und die Geldgeſchäfte wurden in der Regel durch ihn beſorgt. Nun kamen jedoch Zeiten, in denen zwiſchen Warnfeld und Lorent Unfriede war und Erſterer wenig oder gar nicht in Anſpruch genommen wurde. Duclos ward dann zum Notar gerufen und in geheimen Aufträgen nach Trier geſandt, Einkäufe zu machen, Gelder zu zahlen und zu empfangen. Dieſe Verhältniſſe ſind weder bei der ſchriftlichen Unterſuchung, noch bei gegenwärtiger Prozedur zur Sprache gekommen. Es war keine Veranlaſſung dazu vorhanden, denn ich ſelbſt habe erſt vor wenig Stunden die Wichtigkeit jener Verhältniſſe erkannt. Ich erſuche jedoch den Bürger Präſidenten: im Intereſſe der Vertheidigung die Zeugen Warnfeld, nicht minder die Katharine Hammers und die Gertrud Biwer darüber verhören zu wollen.

Das Verhör fand auf der Stelle ſtatt und beſtätigte des Vertheidigers Angaben; mehr wie einmal hatte man Duclos mit Säcken Geld von Trier zurückkehren geſehen.

Angenommen nun, Bürger Geſchworne, fuhr der Vertheidiger fort, Pierre Duclos' Rechnung, wie das wol zu geſchehen pflegt, habe auf die Dauer nicht ſtimmen wollen, ſo daß er zu dem Wunſche gelangte, es möge ein Strich durch dieſelbe gemacht werden. Meinen Sie nicht, daß er dann ein großes Intereſſe empfinden mußte, ſeines Herrn ſich durch plötzlichen Tod entledigt zu ſehen? Wie, wenn er zuletzt auf den Gedanken gekommen wäre, mit eigener

Hand seinen Brotherrn aus dem Wege zu räumen? — Ich befürworte noch einmal, Bürger Geschworne, daß ich hier nicht als gesetzlicher Ankläger, vielmehr nur als Vertheidiger einer Schwergeprüften zu Ihnen rede. Angenommen also: Duclos sei zum Aeußersten entschlossen gewesen, könnte es Sie Wunder nehmen, wenn er sich den verwilderten Soldaten auf den Rosenberg bestellte? Duclos war ja von Conz mit dem Wagen heimgeschickt, und von der Höhe des Fußpfades bis zur Margarethenkapelle hinab, an welcher der Fahrweg vorüberführt, sind höchstens achtzig Schritt. Der Soldat überschaute, vom Dickicht geborgen, beide Wege und vermochte den einen wie den andern mit seiner Kugel zu bestreichen. Angenommen nun weiter, Bürger Geschworne, Duclos, der zweimal täglich, Warnfeld mochte zu Haus sein, oder nicht, dessen Zimmer mit dem verschlossenen Secretair betrat; ich sage, angenommen: Duclos habe die Entdeckung jenes Fläschchens gemacht, welches die französische Aufschrift: Rattengift! trug; er sei, was wir jedoch eben so wenig wissen, am 30. Juni, etwa um vier Uhr Nachmittags, als Warnfeld sich eben entfernt hatte, um irgend einer Ursach willen in's Krankenzimmer getreten und der Notar habe die Darreichung des Elixir ad longam vitam verlangt. Ging Duclos wirklich mit Mordgedanken um, wie war dann ihm die Gelegenheit geboten, den braunen Saft des Elixirs mit der gleichfarbigen Auflösung des Brechnußextractes zu mischen, in dem Augenblicke, in welchem er das Elixir zum Einnehmen in ein Gläschen goß! Nahm der unglückliche Lorent aber diesen Trank, wie finden alle Zufälle dann ihre natürliche Erklärung: das gegen Abend sich steigernde Unwohlsein des Kranken, Röthe, Aufregung und Erstickungsnoth, der bittere Geschmack, der Starrkrampf in all seinen wechselnden Formen, endlich der um elf Uhr, sieben Stunden nach der Vergiftung erfolgte Tod. — Der Mörder durfte

sich sicher wähnen, bis zu Lorent's erschreckender Aeußerung gegen Warnfeld: er sei vergiftet. — Das mußte zu einer Untersuchung führen, und was dann? — Aber hatte denn das Fräulein nicht gestern erst Arsenik erkauft? diesen Abend noch dem Oheim die Limonade gereicht, und war es nicht weltbekannt, in welchem Zwiste sie mit einander lebten? nicht weltbekannt Mariens Klagen um endliche Erlösung? — Sollte man da nicht sagen, nicht glauben dürfen: die Limonade sei vergiftet gewesen? Wohlan! die Zeit drängt, Warnfeld, das Fräulein haben sich entfernt, die Mägde harren auf der Dorfstraße, das Feld ist frei! Er schreitet zum düstern Werke, zu welchem der trübe Schein der Laterne ihm leuchtet. Des Fräuleins Gemach betretend, wo im Wandschranke der Zucker mit den Schachteln steht, schüttet in der Hast er, mehr wie nöthig, die Hälfte des Inhalts in die Hand sich, oder in ein Papier, um drüben im Sterbegemach eine zweite Auflage der Limonade zu brauen, die seine freche Hand, scheußlichen Anblickes, der mit klaffendem Rachen daliegenden Leiche voll Hast in den Hals schüttet. Das kann der hohle gurgelnde Ton gewesen sein, Bürger Geschworne, das Glucken, welches die in Bangniß lauschende Gertrud vernahm. Und wäre dann noch eine Erklärung zu suchen, weshalb Duclos von dem Begießen des Nelkenstockes nicht geredet wissen wollte? weshalb er mit der Verdächtigung des Fräuleins vor die Mädchen trat, das Märchen von der vergifteten Limonade dem durch Brechnuß Vergifteten in den Mund legte, überhaupt nichts versäumte, die Angeklagte als Giftmörderin erscheinen zu lassen?

Unter diesen, mich dünkt, recht nahe liegenden Aufklärungen möchte denn auch wol Friede geschlossen werden unter den Aerzten und jeder es natürlich finden, daß Arsenik auf Leichen keine Wirkung äußert.

Es wird nicht leicht ein Criminalprozeß gefunden werden, Bürger Geschworne, in welchem dem vollen Genügen der alten Beweistheorie die Ueberzeugung des Gegentheils so schroff und doch so wohlthuend entgegenträte; der Unschuld in dem Vertrauen auf die Ueberzeugung der Geschwornen ein so sicherer Stab der Hoffnung und des Trostes zur Aufrechthaltung in ihrem Leide geboten würde!

Ein nur zu ernster Abschnitt aus dem wechselvollen Leben des Menschen hat sich vor Ihnen aufgerollt und mit der Macht der Wahrheit zu Ihnen gesprochen. Bosheit und Frömmigkeit, Tugend und Heuchelei, Schuld und Unschuld, das ganze räthselhafte Menschenherz mit seinen geheimnißvollen Empfindungen, seinen Prüfungen und Leiden, seinen Sorgen und Hoffnungen, dieses Herz mit seinen Irrthümern und Verirrungen, offen hat es Ihrer Erkenntniß sich enthüllt. Mit scharfen Sinnen und unbefangenem Gemüthe, mit der Unabhängigkeit des selbständigen, freien Bürgers haben Sie den Eindruck empfangen, Ihre Ueberzeugung gewonnen. Ich habe nichts mehr zu sagen, Bürger Geschworne; mit dem vollsten Vertrauen lege ich Marie Remy's Geschick in Ihre Hände.

Der Berichterstatter bemerkt: daß er unter dieser Anklage den Pierre Duclos nicht aus dem Auge verloren habe. Mit unveränderten Mienen sei der Beschuldigte dagesessen, dann und wann mit dummstarren Blicken um sich schauend, während das rechte Bein, auf der Fußspitze ruhend, ohne Stillstand in rascher Bewegung auf und nieder gewippt sei. Man habe zu unterscheiden nicht vermocht, ob dies ein beabsichtigtes Muskelspiel, oder ein Krampf gewesen. Ihm, dem Augenzeugen, habe auch das andere Bein zu beben geschienen, Duclos aber wiederholentlich tief aufathmen und gähnen müssen.

Präsident. Angeklagte, haben Sie noch etwas anzuführen?

Todtenbleich erhob sich Marie Remy, sie zitterte am ganzen Körper. O, mein Heiland! sprach sie, was hab' ich erleben müssen! — Schrecklich! Schrecklich! — Mein armer Oheim! — Nein, Herr Präsident, ich habe nichts mehr zu sagen, kein einziges Wort mehr; nicht einmal ein Wort für meinen Vertheidiger, den ich bewundernd anstaune. Ach! wie grauenvoll kann dieses Leben sein! Thränenströme badeten ihr Gesicht, sie sank auf ihren Sitz zurück.

Präsident. So erkläre ich die Verhandlungen für geschlossen. Er begann nun sein Résumé. Der enge Raum dieses Taschenbuchs erlaubt jedoch die Mittheilung dieses Vortrags nicht. Wir müssen uns auf die Bemerkung beschränken, daß dieser Vortrag durch dieselbe parteilose Ruhe und Klarheit sich auszeichnete, mit denen der Präsident diese wichtige Verhandlung geleitet hatte.

Nach beendigtem Vortrage, unter Einhändigung des Anklageactes, der hauptsächlichen auf die Feststellung des Thatbestandes sich beziehenden schriftlichen Verhandlungen, endlich der von dem Präsidenten entworfenen Fragen an den Ersten der Geschwornen, eröffnete er ihnen: daß, wenn die Angeklagte mit einfacher Stimmenmehrheit, also mit sieben gegen fünf Stimmen, für schuldig erachtet werden möchte, die Geschwornen davon im Eingange ihres Ausspruchs Erwähnung thun müßten; und daß, im Falle der Stimmengleichheit von sechs zu sechs, nach dem Gesetze, der Ausspruch auf Nicht schuldig zu stellen sei. Hierauf befahl der Präsident die Abführung der Angeklagten und die Geschwornen zogen sich in ihr Berathungszimmer zurück. Auch der Gerichtshof verließ den Audienzsaal, doch nur auf kurze Zeit, da nach Verlauf von kaum einer Viertelstunde die Geschwornen zurückgekehrt waren. Die Aufregung der wogen-

den Gerichtsstätte hatte der erwartungsvollen Stille Platz gemacht.

Der Erste der Geschwornen, sich erhebend, die Rechte auf das Herz gelegt, in der Linken das Blatt mit den vom Präsidenten gestellten Fragen, sprach also: Auf meine Ehre und mein Gewissen, vor Gott und vor den Menschen, der Ausspruch der Geschwornen ist:

Erste Frage: Ist die Angeklagte schuldig, am 30. Juni des v. J. ihren Oheim, den Notar Charles Lorent, mit Vorbedacht durch Arsenik vergiftet zu haben?

Antwort: Nein! die Angeklagte ist nicht schuldig!

Zweite Frage: Ist die Angeklagte schuldig, unwissentlich, aber durch Fahrlässigkeit jenen Gifttod herbeigeführt zu haben?

Antwort: Nein! die Angeklagte ist nicht schuldig!

Der Erste der Geschwornen überreichte diesen von ihm unterzeichneten Ausspruch dem Präsidenten, der, seine Unterschrift hinzufügend, auch die des Gerichtsschreibers darunter setzen ließ. Es braucht nicht geschildert zu werden, mit welcher hohen Befriedigung, mit welchen Gefühlen der Rührung und Freude dieser Ausspruch der Geschwornen von der theilnehmenden Versammlung aller Stände in dem weiten Saale begrüßt ward. Ob still geflüstert, ob im Enthusiasmus laut ausgesprochen, es war nur eine Ueberzeugung, welche Aller Herzen durchdrang: die Ueberzeugung von Mariens Unschuld, die Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit des neuen gerichtlichen Verfahrens.

Jetzt erhob sich der öffentliche Ankläger. Bürger Präsident! begann er, ich empfange in diesem Augenblicke eine Mittheilung des Civiltribunals, vor welchem die Lorentsche Nachlaßregulirung schwebt. Nach der Berechnung, welche der Verstorbene eigenhändig geführt, fehlen nicht unbedeutende Summen, deren Unterschlagung Pierre Duclos verdächtig ist. Ich muß auf seine Verhaftung antragen und

stelle anheim, ob Sie, Bürger Präsident, diese Verhaftung hier im Audienzsaale befehlen wollen. Entgegengesetzten Falls würde ich sie nach Aufhebung der Sitzung anordnen. Ich wünsche den Duclos deshalb sofort verhaftet zu sehen, damit der durch jahrelanges Leiden und die Aufregung des öffentlichen Verfahrens sehr angegriffenen Angeklagten mindestens diese Erschütterung erspart werde.

Der Präsident befahl die Verhaftung und nach deren Vollstreckung die Vorführung der Angeklagten.

Marie Remy erschien. Aus ihren Zügen sprach eine so himmlische Ruhe, eine so demüthige Ergebung, als hätte sie gefaßt, zum zweiten Male ihr Todesurtheil zu empfangen. Der Gerichtsschreiber las den Ausspruch der Geschworenen vor. Erst bei der zweiten Frage sah man sie mit wachsender Spannung lauschen; als aber auch hier das „Nicht Schuldig" zu ihrem Ohre drang, glich sie in dem einen Dankesblicke, den sie zum Himmel sandte, einer verklärten Heiligen. Ohne ein Auge für die irdische Welt zu haben, sank sie leise auf ihre Knie zu einem stillen, ach! wie inbrünstigen Gebete. Als sie sich erhob, gehörte sie wieder der Erde an, dieser Erde, die, was wir auch sagen mögen, uns doch mit warmen Liebesarmen zu halten weiß; dem Frühlinge gleich, nach des Winters Schrecken, auch uns nach überstandenen Leiden, immer wieder das grüne Hoffnungskleid entgegenträgt. — Zwar glänzten Thränen in ihrem Auge, aber sie standen doch, sie rannen nicht mehr; gehörten nicht mehr dem Schmerze an, als sie mit einem Antlitze, aus dem ein höherer Dank strahlte, als ihre armen Worte auszusprechen vermochten, sich zu den Geschworenen wandte.

Sie haben mir mehr zurückgegeben, Bürger Geschworne, als dieses Leben und meine Ehre, sprach sie mit einem Ausdrucke, ganz rührende Innigkeit, ich verdanke Ihnen

ich für ewig erstorben glaubte, ich verdanke Ihnen
s süße Geschenk neuer, wiedergeborner Lebenshoffnungen.
öge das hohe Bewußtsein, eine vor dem weltlichen Rich-
r mindestens Unschuldige von Schmach und Tod errettet
u haben, Gott Ihnen lohnen. — Jetzt, ihrem wackern Ver-
heidiger beide Hände entgegenstreckend, sprach sie in leisen,
erzlichen Worten das überschwengliche Gefühl ihres Busens
us. — Dann verneigte sie sich tief vor dem Gerichtshofe.

Der Präsident erklärte mit erhobener Stimme Marie Remy für losgesprochen von der Anklage und befahl ihre ugenblickliche Freilassung. Hierauf, nach einer lebendigen nrede an die Geschwornen, in welcher er, mit Hinweisung uf den eben verhandelten Rechtsfall, die Vorzüge des neuen erfahrens rühmend auseinandersetzte, erklärte er die Sitzung r geschlossen.

Nun brach sich die herzlichste Theilnahme Bahn zu der eretteten. Die Bürger Triers, von alten Zeiten her ein chtiges Geschlecht, treu und bieder, warmen Gefühls, das erz auf der Zunge, sah man mit Frauen und Töchtern junge Fremde umringen, ihr jede Liebesgabe bietend, elche ihrem Gefühle willkommen sein möchte. Vergebens n man ihr Haus und Hof, die Zerstreuungen der Welt, Einsamkeit eines Landhauses. Mit gerührtem Danke hnte sie jedes Anerbieten ab. Ich bin eine Kranke, sagte , zu lange der Welt entwöhnt, um in ihr zu leben. önnen Sie mir die Frist, im Hause meines Vaters Ca-aris, in *seinem* Umgange mich zu kräftigen. — Wenig Minuten später und durch die jauchzenden Volkshaufen fuhr r Greis Canaris, sein gerettetes Kind zur Seite. Ihre and ruhte in der des treuen Warnfeld. — Als aber der rühling seinen Einzug gehalten in das knospende Conz nd das schöne genesende Herz Mariens, traute Canaris die iedervereinigten Verlobten in der Kirche zu Conz. Pfarrer

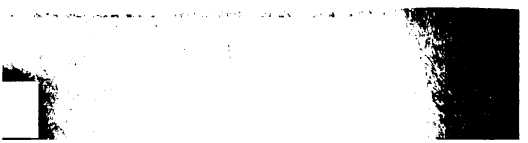
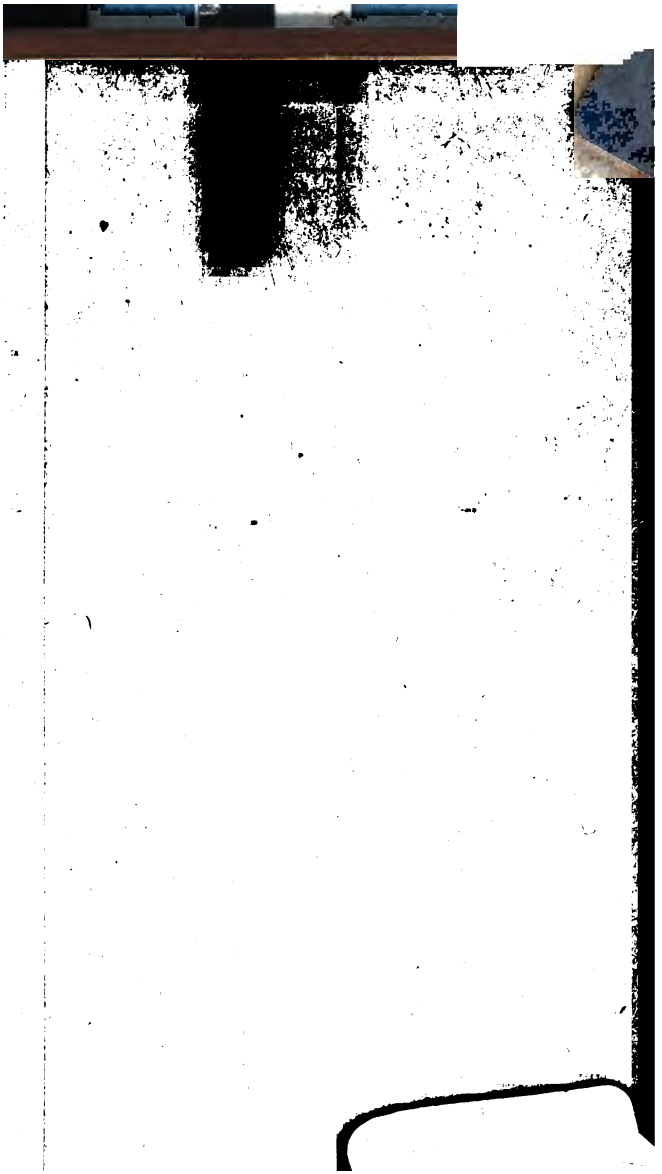
Gläsener, Katharine Hammers, Warnfeld und Marie Vertheidiger waren die Zeugen des Bundes. Nur ein gesunden Arm hatte Henry zurückgebracht aus dem Stre der Völker, aus dem der Liebe jedoch ein edles, bereuend für reiches Vergelten glühendes Herz. Nach dem Empfan seines und Mariens Vermögens aus gerichtlichem Gewal sam beabsichtigte er, am Fuße der Pyrenäen sich eine n Heimat zu gründen. Warnfeld wies jedes Erbieten Freunde zurück. Es ist Zeit, sprach er, daß auch ich mein Vaterland zurückkehre, mir eine Zukunft zu grün Aber wir sehen uns wieder, darauf nehmt mein Wort. Grabe des unglücklichen Notars schieden sie.

---

Und Pierre Duclos? — Seine Haft hat nur eine Na gewährt. Am Morgen fand man ihn, eine grauenhaft e stellte Leiche, starr ausgestreckt, auf der Diele seines fängnisses. Zur Seite lag ihm ein leeres Fläschchen, der Aufschrift: mort aux rats!

---

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

**This book is under no circumstances to be taken from the Building**